


ANNETTE JANIC MIT CATHERINE McCULLAGH

KRIEGSKIND

EINE GESCHICHTE VOM ÜBERLEBEN



Weltbild Premiere



ÜBERLEBEN. VERRAT. GEHEIMNISSE.

Leni wurde in Deutschland geboren. Sie hat den Terror der Nazis und die Wirren der letzten Kriegsmonate überlebt und ist mit Mann und Kind kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nach Australien ausgewandert.

Ihr ganzes Leben lang hat sie über ihre Kindheit, ihre Jugend und die Zeit des Krieges geschwiegen. Erst nach ihrem Tod kommt ihre Tochter Annette der Geschichte ihrer Mutter auf die Spur. Einer Geschichte von Verrat und unaussprechlichen Qualen. Aber auch eine Geschichte vom unbeugsamen Willen zum Überleben ...

DIE ERGREIFENDE GESCHICHTE EINER MUTIGEN FRAU

www.weltbild.de

ISBN 978-3-8289-5592-9



9 783828 955929

Annette Janic
mit Catherine McCullagh

Kriegskind

Eine Geschichte vom Überleben

Aus dem Englischen von Dr. Ulrike Strerath-Bolz

Weltbild

Die australische Originalausgabe erschien 2016 bei Big Sky Publishing Pty Ltd,
Newport, Australien.

Titel der englischen Originalausgabe: *War Child – Survival. Betrayal. Secrets.*

Copyright © 2016 by Annette Janic
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019
by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Übersetzung: Dr. Ulrike Strerath-Bolz
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Coverfotos: © Annette Janic
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
978-3-8289-5592-9

2020 2019
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

www.weltbild.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Prolog

Am Ende ist nichts so wichtig wie die Geheimnisse, die du bewahrst, und die Lügen, die du erzählst.

«Was würdest du tun, wenn du noch mal einen Krieg erleben müsstest?», fragte ich meine Mutter Leni, als ich etwa zwölf Jahre alt war. «Ich würde mich umbringen», erwiderte sie, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ihre Antwort kam so schnell, dass ich ganz schockiert war. Sie zögerte wirklich keine Sekunde.

Ich wusste, dass sie ohne grosse Bildung nach Australien gekommen war und viele Jahre Armut und Misshandlungen erlebt hatte. Sie sagte, sie hätte sich immer gefühlt, als würden alle auf ihr herumtrampeln. Als sie kam, besass sie sehr wenig Selbstbewusstsein oder Selbstachtung und hoffte, ein Neuanfang in einem fernen Land würde ihr zerbrochenes Selbstgefühl heilen und ihr die Möglichkeit geben, einen Lebenssinn zu finden. Als ich zwölf Jahre alt war, hatte ich unzählige Stunden damit zugebracht, ihre Geschichten über die Kindheit in Deutschland unter der Herrschaft der Nazis zu hören, und ich dachte, ich wüsste schon alles darüber. Und obwohl ich wusste, dass es eine traurige Kindheit gewesen war, fand ich nicht, dass man sich deswegen umbringen musste. Erst viele Jahre später, als sie mir noch mehr von sich erzählte, begriff ich, warum sie auf meine unschuldige Frage so heftig geantwortet hatte.

Damals jedoch war ich so erschüttert, dass ich nicht weiterfragte. Irgendwie hatte ich das Gefühl, diese endgültige Antwort liesse keinen Raum für weiteres Reden. Das war's, sie hatte sich entschieden. Bis heute denke ich daran, es ist, als wäre dieser Moment eingefroren. Er hat mein Verhältnis zu meiner Mutter ganz entscheidend geprägt.

Es gibt noch mehr solche eingefrorenen Momente in meinem Leben, und bis vor Kurzem habe ich gar nicht richtig verstanden, wie entscheidend sie waren. Manchmal bestimmten diese Erinnerungen meine Suche nach einem ganz bestimmten Gegenstand, den ich einfach haben musste. Dann wurde das perfekte goldene Täschchen zu so etwas wie einem heiligen Gral, und ich war wild entschlossen, sie zu finden.

Leni war sehr abergläubisch und bewahrte ihr Haushaltsgeld immer in einem goldenen Täschchen auf, das im Schrank bei der Hintertür lag. Während meiner gesamten Kindheit war ich an diesen Anblick gewöhnt und dachte nicht viel darüber nach, bis ich eines Tages aus Neugier danach fragte. Da erzählte mir meine Mutter, dass die alten Frauen in Katscher, der schlesischen Stadt, in der sie geboren war, der Überzeugung anhängen, wenn man ein paar Münzen in einem goldenen Täschchen bei einer Tür aufbewahrte, würde man den Wohlstand ins Haus ziehen. Ich verliebte mich sofort in diese Geschichte. Leni hatte mich immer beschworen, die «alten Bräuche» nicht aufzugeben und mir ebenfalls ein goldenes Täschchen zu suchen. Da musste sie mich nicht lange bitten. Der alte Aberglaube sprach mich sehr an, und vor meinem geistigen Auge konnte ich das Täschchen auch schon genau sehen. Jetzt musste ich nur noch danach suchen.

Wie ich später feststellen sollte, waren diese «eingefrorenen Momente» und die Suche nach dem goldenen Täschchen unauflöslich mit meiner Suche nach der Lebensgeschichte meiner Mutter verbunden. Und damit auf eine ganz schicksalhafte Weise auch mit meiner eigenen Identität. Ich musste mein Verhältnis zu meinen Eltern noch einmal ganz neu definieren.

Am 21. Februar 1950, während der Nachmittagswind von See herinkam, machte ein grau gestrichenes Schiff, dessen klare Umrisse sein früheres Leben als amerikanischer Truppentransporter verrieten, im Hafen von Melbourne fest: die *General W.G. Haan*. Nur ein paar Beamte von der Einwanderungsbehörde und die breitschultrigen Hafearbeiter beobachteten die Ankunft. Dabei brachte dieses Schiff die Hoffnungen und Träume von so vielen Menschen mit, deren Leben vom Krieg zerrissen worden war. Familien und Einzelpersonen standen an der Reling und sahen zu, wie die Stadt immer näherkam. Eine aufgeregte, erwartungsvolle Stimmung hatte sich breitgemacht, während die Menschen zum ersten Mal die Welt jenseits der Hafenanlagen betrachteten, in der sie ein Zuhause finden wollten.

Eine kleine Familie – ein gut aussehender Mann mit dunklen Augen und einem schmalen, etwas schiefen Lächeln, ein neugieriges kleines Kind und eine junge Frau mit blonden Haaren, eckigem Gesicht und hellblauen Augen – stand ein wenig abseits. Die Frau starrte die roten Dächer der Stadt an, die im Nachmittagsdunst flimmerten, und berührte gedankenverloren das Antonius-Amulett, das sie in der Tasche ihres geblühten Kleids hatte. Ihre Gedanken bezo-

gen sich nicht auf die Zukunft, sondern auf die Vergangenheit, auf ihre Mutter und ihre Brüder, auf die Stadt ihrer Kindheit, die sie gehasst hatte und die von den Landkarten des «neuen» Europa verschwunden war. Sie dachte auch an die Geheimnisse, die sie aus dem kriegszerstörten Deutschland mitgebracht hatte, und wusste, dass sie diese Geheimnisse gut behüten musste, wenn sie überleben wollte.

Ihr Name war Magdalena, aber sie hatte den Spitznamen Leni aus ihrer Kindheit ins Erwachsenenalter mitgebracht. Ihre australischen Freunde nannten sie Madelaine, und sie trug diese australische Version ihres Namens mit jenem Gleichmut, der ihr gesamtes Leben in dem neuen Land charakterisierte.

Leni war eine hübsche Frau, mittelgross und mit dunkelblondem Haar, das mit den Jahren eher Richtung hellbraun tendierte. Ihre Porzellanhaut widerstand der australischen Sonne und blieb makellos, mit Ausnahme ihrer Nase, deren Rosa sie geschickt mit Puder kaschierte. Ihre Augen waren beruhigend und freundlich. Sie lächelte wie die Mona Lisa, ein massvolles, vorsichtiges Lächeln, als hätte sie Sorge, sie könnte zu viel oder zu wenig lächeln und deshalb Anstoss erregen.

Leni war vierundzwanzig Jahre alt, als sie nach Australien kam. Ihre Mutter Auguste hatte im Jahr 1930 ihren Vater verlassen, um mit ihrem Kind ein neues Leben anzufangen, mit zwei Löffeln, zwei Tellern, zwei Bechern und etwas Kleidung in einer Tasche. Leni hatte ihre Mutter Auguste mit einem kleinen Koffer verlassen, der ungefähr das Gleiche enthielt: zwei Löffel, zwei Teller, etwas

Kleidung. Ihr Kind trug sie auf dem Arm. Der einzige Unterschied bestand in dem kostbaren Antonius-Amulett, das Auguste ihrer Tochter mitgegeben hatte, damit der Heilige sie beschützte.

Die *General Haan* brachte 1'301 Flüchtlinge aus allen möglichen Ländern und in jedem erdenklichen Lebensalter nach Australien. Die Reise war nicht ohne Zwischenfälle verlaufen, es hatte Krankheiten gegeben, vor allem Seekrankheit und Masern. Aber die Menschen auf diesem Schiff hatten im kriegszerstörten Europa Schlimmeres erlebt und liessen sich nicht so leicht erschrecken. Sie würden hart arbeiten, um dieses junge Land mit aufzubauen, und würden niemals aufhören, dankbar zu sein für das neue Leben, das sie hier gefunden hatten. Einige wussten, dass sie nicht nach Europa zurückkehren würden. Leni gehörte nicht dazu. Für sie war es undenkbar, dass sie ihre Mutter und ihre Brüder nie wiedersehen würde. Doch, sie würde zurückkehren. Sie würde ihre Familie wiedersehen, davon war sie überzeugt.

Überhaupt gab es nur wenig, was sie erschreckte. Leni war daran gewöhnt, immer wieder von vorn anzufangen, und hatte sich nie an materiellen Besitz gehängt. An diesem Tag, als die *General Haan* langsam anlegte, konnte sie nicht ahnen, dass sie den Rest ihres Lebens in Australien verbringen würde. Sie würde sich ungeheure Mühe geben, in diesem neuen Land Fuss zu fassen, in dem ihr alles, von der Sprache übers Essen bis hin zu den gesellschaftlichen Normen, fremd war. Gemeinsam mit ihrem Mann würde sie sich ein neues Leben erkämpfen, zuerst in einem Lager, später in dem Haus, das sie zärtlich «Nummer siebenunddreissig» nannte und das ihr

Mann und ihr Sohn vier Jahre später bauten. Es stand in einem neuen Vorort im Westen von Adelaide, wo es zuvor nur Schafweiden und einen Schlachthof gegeben hatte. In diesem Haus würde sie den Rest ihres Lebens verbringen.

Ihre australischen Nachbarn kannten sie nur als die warme, freundliche, gutherzige Frau mit dem deutschen Akzent, die immer so hilfsbereit war. Keiner von ihnen hatte auch nur eine Ahnung, wie sie gelebt hatte, bevor sie in ihrer Nachbarschaft angekommen war. Nur ihre Familie wusste, dass sie entsetzliche Angst vor Raupen, Würmern und allem sich windenden Getier hatte. Sie fürchtete sich auch vor engen geschlossenen Räumen, so sehr, dass sie in öffentlichen Toiletten immer erst überprüfte, ob sie über die Tür oder darunter her entkommen konnte. Sonst schloss sie nicht ab. Sie hatte immer einen Fluchtplan im Kopf, und als sie im Alter ins Krankenhaus musste, erklärte sie im Scherz, sie würde notfalls die Bettlaken aneinanderbinden und sich aus dem zweiten Stock abseilen. Überhaupt scherzte sie häufig über ihre etwas exzentrischen Gewohnheiten, was viele Leute besonders liebenswert fanden. Sie war sehr unterhaltsam; es machte sie glücklich, wenn sie Leute zum Lachen bringen konnte.

Die ruhigeren Momente, von denen es nicht viele gab, als sie ihre Kinder grosszog, verbrachte sie mit Dichtung und Nachdenken. Ihre Vergangenheit war ihr gefolgt und lauerte in ihrem Unterbewusstsein. Sie fragte sich immer wieder, ob ihr Leben anders verlaufen wäre, wenn ihre Grossmutter Johanna noch gelebt hätte, als sie 1925 geboren worden war. Johannas Tod hatte einen Schatten

auf die ganze Familie geworfen, und Lenis Zukunft dramatisch verändert. Jedenfalls sah sie das so.

Oft hatte sie seltsame Träume, die sie als prophetisch empfand. Sie beschrieb wiederkehrende Elemente in ihren Träumen als «Warnungen» und stellte Verbindungen zu späteren Ereignissen in der Familie her. Tote Fische oder schmutziges Wasser deuteten auf Krankheit hin. Eine Person mit einem bestimmten Kleidungsstück warnte vor einer Gefahr. Ein besonders bedrohliches Zeichen, das mehrmals in ihrem Leben auftauchte, war ein riesiger schwarzer Hund mit glühenden gelben Augen, der an einen Wolf erinnerte. Das letzte Mal, dass sie von ihm träumte, schrie sie beim Erwachen auf Deutsch um Hilfe. Später sagte sie, der Hund hätte sie verfolgt, und sie hätte danach ihre Mutter im Traum gesehen, die verzweifelt an ihrem Fuss zog, um sie zu wecken. Mein Urgrossvater hatte fünfzig Jahre zuvor einen ähnlichen Traum gehabt, und wir wussten beide, er deutete auf nichts Gutes hin. Lenis Gesicht blieb tagelang wie verzerrt, während sie versuchte, die Bedeutung dieses «bösen Omens» zu verstehen. Manchmal hielt sie inne und starrte ins Leere, als würde sie in der Vergangenheit einen Hinweis suchen. Wenig später erfuhr sie, dass ihre Mutter Auguste in der Nacht dieses Traums gestorben war.

In Lenis allerletztem Traum ging sie gemeinsam mit ihrer Tochter Hand in Hand durch das Krankenzimmer und verliess es dann. An der Tür schaute sie sich noch einmal um und sah sich im Bett liegen. «Jetzt rechts», sagte sie. «Ich habe genug.» Noch am selben Tag starb sie, nach einem ruhigen Leben, das geprägt gewe-

sen war von der Liebe zu ihren Kindern, dem Pflichtgefühl ihrem Ehemann gegenüber und der Dankbarkeit für das Land, in dem sie so lange gelebt hatte. Sie starb im Jahr 2008.

Ich bin die Tochter, mit der sie in ihrem Traum Hand in Hand das Krankenzimmer verliess. Die Geschichten aus ihrem Leben, die sie mir im Laufe der Jahre erzählte, während wir in der Küche Essen vorbereiteten oder wenn ich ihr beim Backen oder Nähen zusah, wurden immer deutlicher. Für meine kindlichen Ohren waren diese Geschichten aus der Sicht eines deutschen Mädchens so ungewöhnlich, dass sie an Märchen erinnerten. Und genau so betrachtete ich sie auch – mit einem gewissen Recht.

Ihre innere Stärke war vor der Welt verborgen geblieben. Diese innere Stärke hatte ihr erlaubt, mit den Härten zurechtzukommen, die sie in ihrem Leben so oft erfahren hatte. Sie hatte eine harte Kindheit überlebt, geprägt von Armut, Grausamkeit und dem Trauma eines Weltkrieges. Und sie hatte es irgendwie geschafft, den geistigen Schutt dieser Zeit zu vergraben. Jedenfalls schien es so. Als ich älter und erwachsen wurde, begriff ich, dass Lenis Geschichten, so genau sie die Fakten wiedergaben, fast so viel verschleierten, wie sie enthüllten. Wie die meisten Kinder dachte ich, ich kenne meine Mutter gut. Aber das war natürlich ein Trugschluss.

Das heutige Australien unterscheidet sich dramatisch von der Welt, in der meine Urgrosseltern Josef und Johanna – die ich nie kennengelernt habe und von denen ich nicht mal ein Foto besitze – lebten und starben. Zu dieser Zeit, vor mehr als hundert Jahren, war ihre

Welt die Stadt Katscher in Deutschland, das sich bald darauf in den Ersten Weltkrieg stürzen sollte. Josef und Johanna erlebten das Ende dieses Krieges, der zwar die Menschen zerstörte, aber die Städte intakt liess. Sie konnten nicht ahnen, dass ihre Gräber in einer Stadt liegen würden, die nach dem nächsten, noch viel zerstörerischen Krieg nicht mehr existieren würde. Was von Katscher übrig blieb, nachdem die Rote Armee am Ende des Zweiten Weltkrieges hindurchgezogen war, lag in einem Gebiet, das Polen zugeschlagen wurde. Heute heisst die Stadt Kietrz. Das alles weiss ich nur von Leni. Wir zwei waren ein Fleisch und Blut, aber unsere Welten hatten nichts miteinander zu tun.

Je mehr ich über Lenis Geschichten nachdachte und mich fragte, was für ein Leben sie und meine Urgrosseltern geführt hatten, desto mehr interessierten mich die Verbindungen zu ihrer Vergangenheit, die ich als mein Erbe betrachten konnte. Ich schaute mir gern die Fotos an, die sie auf ihrem Weg von Ostdeutschland nach Passau im Westen und schliesslich nach Australien gerettet hatte. Da waren Bilder von ihr zu unterschiedlichen Zeiten, darunter die frühen Jahre in Adelaide, mit Freunden, die weitergezogen waren und die ich nicht mehr kennengelernt hatte. Ich hatte ihre Geschichten von den Schwierigkeiten des Lebens als Einwanderer im Australien der Fünfzigerjahre gehört, ein Aspekt der australischen Geschichte, der nicht besonders gut dokumentiert ist. Und so hatte ich einigermassen verstanden, wie sie sich an ein Land angepasst hatte, das ihr in den ersten Jahren geradezu verhasst war, das sie aber irgendwann lieben gelernt hatte. Ich dachte wirklich, ich hätte alle Geschichten

gehört und alle Fragen gestellt, aber in den Wochen kurz vor ihrem Tod machte sie auf einmal eine Bemerkung, die mich zum zweiten Mal in meinem Leben schwer erschütterte. Sie sagte, sie hätte das Gefühl, sie würde für irgendetwas bestraft. Diese Bemerkung war genauso seltsam wie die mit dem Selbstmord, und obwohl ich sofort ahnte, was dahintersteckte, wurde dies zu einem weiteren «eingefrorenen Moment», den ich nicht weiterverfolgte.

Mein Bruder Bo und ich wuchsen als Kinder von Einwanderern in Australien auf und hatten keine Verwandten, die für uns irgendwie greifbar waren. Die Familien unserer Eltern waren entweder im Krieg umgekommen oder lebten auf der anderen Seite der Erde in einem Teil von Europa, der nach dem Zweiten Weltkrieg vollkommen umgestaltet worden war. So hatten wir uns angewöhnt, enge Freunde unserer Eltern als stellvertretende Tanten und Onkel zu betrachten. Und Lenis beste Freundin Marianne wurde schnell zur Lieblingstante. Sie war einundachtzig Jahre alt, als ich sie kurz vor ihrem Tod zum letzten Mal besuchte, etwa zwei Jahre, nachdem Leni von uns gegangen war. Marianne war ebenfalls Deutsche; sie kam aus dem schönen Bayern und hatte eine ganz andere Kindheit erlebt als Leni. Aber ihre europäische Lebensweise hatten sie beide in der viel größeren australischen Umgebung bewahrt. Auf ihre ganz eigene witzige Art war Marianne genauso abergläubisch wie Leni, und das gefiel mir sehr. Im Gegensatz zu Leni träumte sie allerdings meines Wissens nicht von ihrem eigenen Tod.

Bei köstlichem selbst gebackenem deutschem Kuchen und frisch aufgebrühtem Kaffee wärmten Marianne und ich alte Geschichten auf, die ich alle schon kannte, die mich aber Leni jedes Mal noch ein wenig näherbrachten. Ich hätte den Rest meines Lebens damit zubringen können, solche Geschichten zu hören. Wir sprachen wieder einmal darüber, wie schwer es für Leni und meinen Vater Ratko gewesen war, die Krieg und Vertreibung überlebt und dann einige Zeit unter widerwärtigen Bedingungen im Transitlager Bagnoli zugebracht hatten. Über ihre mühsame Reise nach Australien und den noch mühsameren Start im neuen Land.

Während Marianne Lenis erste Zeit in Australien beschrieb – über die ich natürlich Bescheid wusste –, wuchs in mir das Verlangen, sie zu unterbrechen und von ihr mehr' über Leni selbst zu erfahren. Wie viel wusste Marianne von Lenis üblen Erfahrungen mit ihrem ersten Arbeitgeber? Konnte sie mir sagen, warum meine Mutter, die mir erklärt hatte, sie habe ihren Glauben an Gott verloren, immer noch jeden Abend betete? Ausserdem wollte ich gern wissen, ob Marianne mit sich selbst im Frieden war. Leni hatte während ihrer letzten Lebenswochen sehr mit Ängsten, Ruhelosigkeit und Schlafstörungen zu kämpfen gehabt. Selbst in guten Nächten schlief sie nur ein paar Stunden. Tagsüber war sie nachdenklich und erregt zugleich. Offenbar durchsuchte sie ihre eigene Seele und kämpfte heftig mit den Dämonen ihrer Vergangenheit. Sie hatte keinen Frieden gefunden und das auch mir gegenüber zugegeben. Ich erzählte Marianne, dass Leni glaubte, sie würde für irgendetwas bestraft. Marianne hörte nur zu.

Erst dreissig Jahre nach ihrer Ankunft in Australien kam Leni zum ersten Mal nach Deutschland zurück, um dort Ferien zu machen. Da war Auguste schon tot. Leni war sehr unglücklich darüber, dass sie ihr Versprechen nicht hatte wahr machen können, ihre Mutter noch einmal zu besuchen, aber sie hatte nur wenig Geld, musste das Haus abbezahlen und sich um ihre Kinder kümmern – dies vor allem. Sie hatte Bo und mich immer an erste Stelle gesetzt. Als sie von ihrer einzigen Europareise zurückkam, berichtete sie, dass sie in Passau wieder einen Traum gehabt hatte. Ein kleiner Junge war ihr im Traum erschienen, mit Sicherheit das Symptom einer Trauer, die all die Jahre auf ihrer Seele gelastet hatte. Sie hatte in der unmittelbaren Nachkriegszeit zwei Kinder verloren und muss viele, viele Stunden damit zugebracht haben, irgendwie mit ihrem Gefühl der Trauer um diese beiden Kleinen und ihre Todesumstände zurechtzukommen. Tatsächlich waren ihre Trauer und das Gefühl eines grossen Verlusts immer noch sehr präsent. Ihr Kummer war mit der Zeit sogar eher noch grösser geworden. Auf die eine oder andere Weise hatte er sie ein Leben lang verfolgt.

Aber das war noch nicht alles. In den letzten Jahren ihres Lebens erfuhr ich, was Leni durchgemacht und immer nur angedeutet hatte. Sie hatte mit geheimen Dämonen gelebt, die sie nicht in Ruhe liessen, und es dauerte siebenundsechzig Jahre, bis sie den Mut aufbrachte, über ihre geheimen Schrecken zu sprechen. Über ihre Verzweiflung, die Angst, Hilflosigkeit und den Hass auf ihren ersten Arbeitgeber, der ihr die Kindheit und die Unschuld geraubt und ihr Leben vergiftet hatte. Schuld- und Schamgefühle quälten sie.

Sie waren der Grund für ihren geheimen Wunsch, sich umzubringen. Immer wieder fragte sie sich, ob sie schuld war. Sie war sicher, hätte sie einen Vater gehabt, der sie beschützte, dann hätte ihr Peiniger sie in Ruhe gelassen.

Sie war ein Missbrauchsopfer, und ich hatte irgendwo gelesen, dass solche Opfer sich oft schuldig fühlen und sich Vorwürfe machen. Ich versicherte ihr, dass sie nichts Falsches getan hatte, dass sie keine Schuld an dem trug, was ihr widerfahren war. Aber meine Worte klangen hohl und leer angesichts von so viel Leid, und ich konnte ihren Schmerz nicht lindern. Es war, als würde ich in ihrem Kummer ertrinken, weil ich nicht in der Lage war, ihr zu helfen. Jetzt verstand ich, warum sie damals auf meine Kinderfrage nach einem neuen Krieg so reagiert hatte. Und ich begann zu begreifen, dass sie wirklich sehr oft über Selbstmord nachgedacht hatte. Es war nicht so sehr der Krieg, den sie nicht noch einmal ertragen konnte, es ging um das, was ihr Arbeitgeber ihr während dieser Zeit angetan hatte. Das wollte und konnte sie nicht noch einmal erleben.

War das der Grund, weshalb sie glaubte, mit schlaflosen Nächten und ruhelosen Tagen bestraft zu werden?

Marianne schien ganz im Frieden mit sich. Sie schaute mir lange und tief in die Augen, als hätte sie nur auf den Tag gewartet, an dem ich ihr endlich diese Frage stellte. Wir schauten uns eine gute Minute lang an, dann sagte sie: «Ja, ich habe Frieden gefunden.» Aber irgendetwas stimmte nicht, irgendetwas undefinierbares, und es hörte nicht auf, mich zu quälen. Es war wieder so ein «eingefrorener Moment». Heute weiss ich, dass sie sich an diesem Tag die Erlaubnis gab zu sterben. Eine Woche später war es so weit.

Ich habe Jahre sorgfältiger Nachforschungen und hartnäckiger Fragen gebraucht, um dieses Buch zu schreiben. Je mehr ich in die Geschichte eintauchte, desto komplexer wurde sie und desto mehr zwang sie mich, mich mit schwierigen Themen zu beschäftigen: Armut, Missbrauch, Religion, Migration, Überleben und die Nachwirkungen von Kriegen. All dies sind Themen, die heute so wichtig sind wie vor hundert Jahren, zu dem Zeitpunkt also, als diese Geschichte beginnt. Und auf einer eher spirituellen Ebene kamen andere Elemente zum Vorschein: Träume, zufällige Zusammenreffen, Intuition, Geheimnisse, Suchbewegungen aller Art.

Meine Suche führte mich nach Europa, um das Land kennenzulernen, in dem Leni geboren wurde. Ich erfuhr aber auch viel mehr über ihre Familie und das Grauen des Nationalsozialismus. Ich traf ihren – und meinen – letzten noch lebenden Blutsverwandten. Mein Onkel und seine Frau betrachteten mich mit freundlicher Neugier und gaben mir geflüsterte Antworten auf meine Fragen, in einer Sprache, die zu ihnen gehörte und nicht zu mir. Sie verstanden nicht so recht, warum ich nach all den Jahren sorgfältig vergrabene Geheimnisse wieder ans Tageslicht holen wollte. Sanft erinnerten sie mich daran, dass im Zweiten Weltkrieg so viel passiert war, so viel mehr, als ich überhaupt verstehen konnte. Sie hatten eine Art Waffenstillstand mit der Vergangenheit geschlossen, während ich am anderen Ende der Welt in Australien immer noch darum kämpfte, das alles zu verstehen. Meine Friedensverhandlungen hatten gerade erst begonnen. Für sie gehörte ich zu einer fremden Spezies. Ich war eine, die Geheimnisse raubt und verrät.

Ich stellte ständig die falschen Fragen und spionierte in vergangenen Leben herum, die man begraben, eingeebnet und mit Salz bestreut hatte, damit an dieser Stelle nie wieder etwas wuchs. Doch so sehr ich womöglich dafür sorgte, ein tiefsitzendes Trauma wiederzubeleben, waren die beiden unglaublich grosszügig mit ihren kostbaren Erinnerungen. Sie verstanden, dass ich es wissen musste und halfen mir, wo sie nur konnten.

Ich schrieb Briefe und Mails an Menschen in Australien, Deutschland und Amerika. Die meisten hörten durch meine bittende Botschaft zum ersten Mal von mir. Und die meisten waren freundlich und höflich und reichten mir eine hilfreiche Hand, damit ich die Vergangenheit meiner Mutter weiter aufdecken konnte. Damit ich verstehen konnte, wer sie gewesen war und warum sie ihre Geheimnisse bewahrt hatte.

Es dauerte nicht lange, dann begriff ich, dass Leni es wirklich sehr geschickt verstanden hatte, diese Geheimnisse zu bewahren. Sie war unter der Herrschaft einer der übelsten Diktaturen unserer Welt aufgewachsen – das geschickte Bewahren von Geheimnissen konnte über Leben und Tod entscheiden. Und das prägte Leni und alle Menschen in ihrer Umgebung. Sie war zum Opfer eines grausamen, manipulativen Raubtiers geworden, das den ärmsten und schwächsten Mitgliedern der Gesellschaft auflauerte. Es heisst oft, wir würden von unseren eigenen Entscheidungen geprägt, aber meine Mutter wurde mindestens genauso sehr von den Entscheidungen anderer Menschen geprägt. Und ihr Leben wurde von den Geheimnissen verfolgt und gejagt, die sie bewahrte.

Ihr grösstes Geheimnis kam erst nach ihrem Tod ans Tageslicht.

Leni war eine von vielen europäischen Flüchtlingen, die unter der Aufsicht der *International Refugee Organization* nach Australien kamen und in hohem Masse zur Entwicklung dieses Landes nach dem Zweiten Weltkrieg beigetragen haben. Sie war nichts «Besonderes», kein Filmstar, keine berühmte Sportlerin oder Politikerin oder sonst irgendeine Berühmtheit. Sie war einfach nur eine ganz gewöhnliche Frau. Aber eben eine Frau mit einer ungewöhnlichen Geschichte.

Inzwischen gibt es nur noch wenige, die ihre Erfahrungen kennen und teilen. Und je weniger Nachkriegseinwanderer in unserem Land da sind, die ihre Geschichte erzählen können, desto grösser wird die Gefahr, dass ihr Opfer in Vergessenheit gerät und nur noch auf den Seiten verstaubter Geschichtsbücher bewahrt wird – oder nicht einmal dort. Aber unsere Geschichte ist wichtig. Sie prägt unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und wenn wir diese Geschichte verlieren, dann geht uns etwas ganz Kostbares verloren.

In meinem Buch erzähle ich von dem Anteil, den Leni an dieser Geschichte hat.

Teil 1

1

Es war Hochsommer, und die Hitze lag schwer über den Schornsteinen und Fabrikdächern von Katscher in Oberschlesien, dieser Industriestadt zwischen sanften Hügeln und malerischen grünen Wiesen mit kleinen Bauerndörfern weit im Osten Deutschlands, unweit der Grenzen zu Polen und der Tschechoslowakei. An diesem Tag brachte Auguste Quaschigroch ein kleines rosiges Mädchen zur Welt, das sie Magdalena nannte, nach ihrer Lieblingsheiligen Maria Magdalena. Es war der erste Tag im Juli 1925, und Auguste war neunundzwanzig Jahre alt. Die Hebamme, eine untersetzte, lebhafte Frau, die missbilligend die Lippen zusammenkniff, verschwand so schnell, wie es der Anstand erlaubte. Sie liess die Tür lautstark ins Schloss fallen, als sie das Zimmer verliess, und signalisierte so ihre Verachtung für die junge Mutter, die ihr Kind im Arm hielt und entzückte Laute von sich gab, während sie das winzige, zerknitterte Gesicht betrachtete. Auguste war ausser sich vor Liebe zu ihrer kleinen Gefährtin. Sie berührte die zarten Händchen, fuhr den Schwung der Knopfnase nach und streichelte die seidige Haut. Sie strahlte vor Freude, als sie in dem kleinen Gesicht nach Ähnlichkeit mit dem Vater des Kindes suchte. Und als die Kleine ihre blassblauen Augen aufschlug, wusste Auguste sofort, dass sie die Augen ihrer einzigen grossen Liebe hatte.

Die kleine Magdalena, die bald von allen Leni genannt wurde, war in eine schwierige Welt hineingeboren worden.

Das Deutschland der Zwanzigerjahre war auf dem Weg ins absolute Chaos. Die Inflation und die Arbeitslosigkeit in den Städten waren hoch, politische Instabilität drohte überall, und die Anhänger von ultrarechten Parteien, vor allem der NSDAP, untergruben alle Versuche, eine stabile Regierung zu bilden. Ihr manischer Anführer, ein Kriegsveteran und gescheiterter Möchte-gern-Künstler namens Adolf Hitler, sass im Gefängnis, weil er zum wiederholten Male einen Staatsstreich versucht hatte.

Fünf Jahre vor Lenis Geburt, im Jahr 1920, wahrscheinlich in der Zeit, als das Dunkelgrün der Sommerbäume langsam die herbstliche Bronzefärbung annahm, um dann in ein feuriges Rot und strahlendes Orange überzugehen, hatte Augustes Mutter Johanna Quaschigroch, ihren letzten müden Atemzug getan. Sie war an der spanischen Grippe gestorben. Ihr Mann Josef stand mit unbewegtem Gesicht dabei, als man das Laken über das eingesunkene Gesicht seiner Frau zog. Er hatte Johanna schon während all der Wochen ihrer Krankheit betrauert, weil er sicher war, sie würde nicht überleben. Jetzt hatte er kaum noch Tränen übrig. Ihr Tod hatte sein eigenes angenehmes Leben verdorben, zu dem er sich berechtigt fühlte, und er war unwillkürlich wütend über die Veränderungen, die ihr Tod mit sich bringen würde. Jetzt beobachtete er nur, wie seine beiden jüngsten Töchter, Martha und Auguste, am Totenbett der Mutter weinten.

Martha, ein rundliches dunkelhaariges Mädchen mit einem hübschen, sommersprossigen Gesicht, war das Sorgenkind ihrer Mutter gewesen. Johanna pflegte zu sagen, dass Martha an einer Geisteskrankheit litt. Die Tochter neigte zu heftigen Stimmungsschwan-

kungen, die sie binnen kürzester Zeit von sonnigstem Gemüt zu schwärzester Wut katapultierten. Irgendwann hatte Johanna den Versuch aufgegeben, einen Mann für Martha zu finden, und sich damit abgefunden, dass sie für die Tochter sorgen müsste, solange diese lebte. Jetzt war es Josef, der sich mit den Launen – wie er es nannte – von Martha herumschlagen musste.

Auguste war das genaue Gegenteil. Sie war so still und passiv, wie Martha leidenschaftlich und eigenwillig war. Auguste war sensibel und fürsorglich, aber auch weich und leicht zu beeindrucken. Sie suchte Stärke bei anderen. Sie war untersetzt, hatte ein rundes Gesicht und braune Haare, und ihre Züge wurden von seelenvollen braunen Augen belebt, die im goldenen Licht von Sommernachmittagen einen grünlichen Schimmer annahmen. Auguste war eine fromme Katholikin wie ihre Eltern und ging jeden Sonntag zur Messe, wenn ihre Gesundheit es erlaubte. Wenn Johanna ihre jüngste Tochter ansah, fragte sie sich, woher dieses Kind die Kraft nehmen sollte, einen eigenen Weg im Leben zu gehen. Auguste hatte noch eine Zwillingsschwester gehabt, die sich jedoch im Mutterleib nicht richtig entwickelt hatte. Oft dachte ihre Mutter, dass Auguste in diesem Zwilling wohl die Kraft gefunden hätte, die sie so verzweifelt suchte.

Josef drehte sich nachdenklich um und nickte leicht als Antwort auf die mitfühlende Berührung des Arztes, der sich verabschiedete und die beiden verstörten jungen Frauen kaum beachtete. Da auch Josef nicht wusste, wie er seine Töchter trösten konnte, beschloss

er, diesen Ort des Todes ebenfalls zu verlassen und sich ins Gasthaus zu begeben, wo seine Freunde und Nachbarn sassen. Sie würden seinen Verlust verstehen und ihn bei ein paar Gläsern kräftig bedauern. So drückten Männer ihre Trauer aus.

Josef Quaschigroch vertrat sehr traditionelle Werte. Er war von Beruf Teppichweber, und seine Vorstellungen von Familie unterschieden sich kaum von denen seiner Vorfahren. Er war ein braver Bürger, den man überall in der Stadt kannte, über eins achtzig gross, ein kräftig gebauter Mann. Buschige Augenbrauen und sein Markenzeichen, ein grauer Schnurrbart, gaben seinem Gesicht Charakter, ebenso wie die grauen Haare. Josef war sehr stolz auf seinen Schnurrbart und ständig damit beschäftigt, ihn zu pflegen und zu trimmen. Bei besonderen Gelegenheiten trug er nachts eine Bartbinde, damit der Bart am nächsten Tag schön stand. Wenn er wütend war, senkte sich der Bart, sodass die sorgfältig getrimmten Spitzen seiner Kinnlinie folgten und sein Missfallen zusätzlich betonten. Josefs zweites besonderes Merkmal waren seine riesigen Füsse, für die er von seinen Freunden ständig geneckt wurde. Sie waren so gross, dass er kaum passende Schuhe fand und sie sich beim Schuhmacher auf Mass anfertigen lassen musste. Der Schuhmacher hatte sich dafür sogar einen, speziellen Leisten machen lassen. Er war ein freundlicher jüdischer Mann, der eine Hornbrille trug und mit Josef immer wieder darüber scherzte, dass er und seine grosse Familie besonders gut für das Schuhmacherhandwerk geeignet waren – sie alle hatten ebenfalls sehr grosse Füsse.

Familie Quaschigroch lebte seit jeher in Katscher. Seit mehr als hundert Jahren war die Stadt das Zentrum einer geschäftigen Webe-

rei- und Textilindustrie, für die dieser Teil Oberschlesiens allgemein bekannt war. Josef stellte in seiner kleinen Weberei am Fluss Troja Teppiche und Matten her. Der Fluss wechselte fast jeden Tag die Farbe, weil aus den Abwasserleitungen überschüssige Farbe ins Wasser floss. Josef galt mit Recht als wichtiges Mitglied der Handwerkerschaft. Katscher konnte sich Hunderter kleiner Webereien rühmen, in denen Stoffe von hoher Qualität hergestellt wurden und die den etwa neuntausend Einwohnern reichlich Arbeit gaben. Die Lebensmittel für die Stadtbewohner kamen von den ausgedehnten kleinen Feldern und Gärten ausserhalb der halb verfallenen Stadtmauern, die von irgendeinem längst vergangenen Königreich zeugten.

In den breiten Kopfsteinpflasterstrassen der älteren Stadtviertel verbargen sich winzige Kirchen, eine Synagoge und kleine weiss gestrichene Häuser mit steilen roten Dächern. Die neueren Stadtteile waren weniger streng aufgeteilt, die Häuser standen einzeln da und legten mit ihren breiten Fassaden stolzes Zeugnis vom Wohlstand ihrer Bewohner ab. Hier waren auch die Kirchen elegant und geräumig, als wollten die Gemeinden mit ihnen dem Gott der Katholiken ihre Dankbarkeit für ihren Wohlstand zeigen. Es gab mehrere dieser schönen Bauwerke, denn wie der grösste Teil Oberschlesiens war auch Katscher im Wesentlichen katholisch geprägt. Der jüdische Bevölkerungsanteil war klein, aber im Geschäftsviertel in der Stadtmitte gut vertreten. Dort ging es den jüdischen Stadtbewohnern seit Jahrhunderten gut.

Wie so viele der Städte, die die flache grüne Landschaft bevölkerten, hatte Katscher eine bewegte Geschichte hinter sich.

Rivalisierende Könige hatten die Stadt als ihr Eigentum beansprucht; sie hatte den verschiedensten Regenten und Fürsten gehört, bis sie endlich dem Königreich Preussen einverleibt worden war. Nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg war Preussen zu einem Freistaat innerhalb der neu gegründeten Weimarer Republik geworden und besass eine demokratische Verfassung. Josef, der ein Veteran des schrecklichen Krieges war und die demütigende Niederlage sehr persönlich nahm, betrachtete die Regierung der neuen Republik als ein hastig zusammengewürfeltes Mischmasch egoistischer Interessengruppen. Für ihn hatte keiner der Männer, die im Reichstag ihre Meinungen verkündeten und sich stritten wie kleine Kinder, seine Loyalität verdient. Mit einer Gänsehaut vor lauter Sehnsucht erinnerte er sich der Tage des Kaisers Wilhelm. Das war noch ein echter Preusse gewesen, ein inspirierter Anführer, der mit jenem Edelmut regierte, der in den Nichtigkeiten der modernen Politik abhandengekommen war.

Aber so sehr Josef die Regierung der Weimarer Republik auch verachtete und so sehr diese Regierung auch von bitteren Kämpfen und Trennungen geprägt war – diese Regierung war rechtmässig gewählt, und ihre Gesetze und Anordnungen verhinderten, dass das Land in die Anarchie abrutschte. Das Deutschland der Weimarer Republik war ein gespaltenes Land. Weit verbreitete Bitterkeit über die angeblichen Ungerechtigkeiten des Versailler Friedensvertrages und die schwere Last der Reparationszahlungen vergifteten die Haltung vieler Deutscher gegenüber der neuen Regierung. Steigende Lebensmittelpreise führten zu Aufständen und Unruhen – Massen von Arbeitslosen gingen auf die Strassen der Hauptstadt

und anderer grosser Städte, während die Polizei verzweifelt versuchte, Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten. Als Johanna Quaschigroch 1920 starb, fanden viele Unzufriedene eine Stimme in Hitler und seiner noch recht wenig bekannten Nazi-Partei, die versprach, Deutschland seinen Wohlstand und seinen Stolz wiederzugeben.

In dem gut besuchten Gasthaus zwei Strassen weiter dachte Josef an diesem Tag kaum an die verachtete Regierung oder die schrillen rechten Demagogen, die so grosse Versprechungen im Munde führten. Er liess sich von seinen mitfühlenden Freunden und Nachbarn trösten, die ihm helfen wollten, mit seinem neuen Stand als Witwer zurechtzukommen.

Sie erinnerten ihn daran, dass Johanna eine gute Ehefrau gewesen war – dem stimmte er bereitwillig zu – und dass sie ihm acht Kinder geboren hatte, darunter drei Söhne. Sein ältester Sohn Edward war wie so viele junge Männer zum Militär eingezogen worden, als der Weltkrieg begann. Das waren Zeiten gewesen!, dachte Josef. Da war Deutschland noch ein Land gewesen, für das es sich zu kämpfen lohnte. Edward hatte den Preis für die kriegerischen Ambitionen dieses Landes gezahlt. Er war irgendwo in Frankreich gefallen, seine Leiche war nie gefunden worden. Josef war stolz, dass sein Sohn für Kaiser und Vaterland gefallen war, so sehr Johanna auch daran verzweifelt war, dass ihr Sohn in fremder Erde ruhte und ohne die Sterbesakramente seiner Kirche hatte sterben müssen. Jedes Jahr am Geburtstag des Jungen war sie ganz still geworden und hatte sich in die Kirche geschlichen, wo sie Kerzen für

ihn anzündete und dem Priester Geld gab, damit er eine Messe für Edward las. Und sie war mit ihrer Trauer nicht allein. Eine ganze kleine Armee schwarz gekleideter Frauen, die ihre Söhne in diesem zum Scheitern verurteilten Unterfangen verloren hatten, füllten an Sonn- und Feiertagen die Kirchenbänke wie eine Schar von Raben.

Josefs andere beide Söhne, Josef jr. und Reinhard, waren ebenfalls eingezogen worden, hatten aber mehr Glück gehabt als ihr Bruder und waren nach Hause zurückgekehrt, was ihre Mutter ein wenig tröstete. Sie blieben körperlich und seelisch gezeichnet von ihren grauenhaften Erlebnissen in den Schützengräben, aber irgendwie hatten sie doch die Kraft gefunden, sich trotz der schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit so etwas wie ein gutes Leben aufzubauen. Josef jr. hatte sich schnell erholt und war inzwischen wieder ein beherzter Mann, der gern scherzte und sowohl bei den Freunden seines Vaters als auch bei den anderen jungen Männern der Stadt recht beliebt war. Reinhard war weicher in seiner Art. Er war früh ergraut und sah mit seiner kleinen goldgeränderten Brille aus wie ein freundlicher Professor. Er war auch der ernstere der beiden Brüder und hatte seine Kriegserlebnisse tief in sich vergraben. Er war Familienvater, hatte ein schlichtes, willensstarkes Bauernmädchen geheiratet, das ihm drei gesunde Kinder geboren hatte und den Haushalt mit eiserner Faust regierte. Sie war so bestimmend, dass sie ihn zu entschiedenem und sogar gewalttätigem Handeln anstacheln konnte.

Abgesehen von Martha und Auguste, hatte Josef noch drei Töchter. Anna, die älteste, litt ebenfalls unter der Grippe, die ihre Mutter

dahingerafft hatte. Der Arzt war in grosser Sorge um sie, da sie jeden Tag schwächer wurde. Josef fürchtete sehr, dass er noch ein zweites Familienmitglied an diese bösertige Krankheit verlieren würde, gegen die es offenbar kein Mittel gab.

Emma war ein kränkliches Kind gewesen und zu einer schüchternen jungen Frau herangewachsen. Sie hatte einen Mann aus der Stadt geheiratet, Paul Woitschulla, der seit seiner Geburt einen kleinen Buckel hatte. Paul arbeitete als Koch in einem Internat und war ausserdem ein hervorragender Mechaniker mit einer ruhigen Hand und einem guten Gespür für komplizierte Maschinen. In seiner Freizeit reparierte er Uhren und Schreibmaschinen. Sie hatten einen Sohn, der nach seinem Grossvater und Onkel auf den Namen Josef getauft worden war.

Bertha war ebenfalls verheiratet. Sie und ihr Ehemann Karl hatten vier Kinder: Ernst, Karl jr., Robert und Magda. So blieben noch Martha und Auguste, die beiden unverheirateten jüngsten Töchter, die zusammen mit dem eingefleischten Jungesellen Josef jr., ihrem Bruder, in dem grauen, zweistöckigen Haus der Familie lebten. Das Haus in der Krotfelder Strasse 54 befand sich genau zwischen Gasthaus und katholischer Kirche.

Als die Schatten an diesem Tag länger wurden und die letzten Strahlen der Herbstsonne verschwanden, verliess Josef das warme Gasthaus und taumelte nach Hause. Er wunderte sich ein wenig über seinen unsicheren Schritt, den er weniger dem Alkohol als den ungleichmässigen Pflastersteinen zuschrieb. Morgen würde er das Thema im Stadtrat ansprechen; man würde ihm zuhören, schliesslich

war er ein wichtiger Mann in dieser Stadt. Tatsächlich brachte man ihm einigen Respekt entgegen, schliesslich hatte er nicht nur tapfer für Kaiser und Vaterland gekämpft, sondern gehörte auch seit Langem der Freiwilligen Feuerwehr an. In einer Stadt, die in den letzten drei Jahrhunderten drei Mal durch Brände zerstört worden war, spielte die Feuerwehr eine bedeutende Rolle. Josef war seit seiner Jugend Mitglied und hatte viele Brände gelöscht, eine ganze Reihe von Häusern gerettet und sechs Tapferkeitsmedaillen verliehen bekommen, auf die er ungeheuer stolz war.

Aber bei all seinem Mut und seiner Liebe zu seiner Familie hatte Josef doch eine grosse Schwäche: den Alkohol. Als Johanna starb, war er auf dem besten Wege, sich durch das Trinken finanziell zu ruinieren. Schlimmer noch: Kurz nach Johannas Tod bewahrheiteten sich die Ängste um seine älteste Tochter Anna. Ihre Mutter war kaum unter der Erde, da starb auch Anna an der Grippe, und Josefs Ausflüge ins Gasthaus wurden noch häufiger. Selbst an den Sonntagen nach der Messe verschwand er für mehrere Stunden und kam betrunken nach Hause, wo Auguste mit dem Essen wartete. Ihre Geschwister waren inzwischen so angewidert, dass sie sich weigerten, ihm zu Diensten zu sein. Die Nachmittage verbrachte er schnarchend auf dem Sofa, während Auguste auf Zehenspitzen durchs Haus schlich, um ihn nur ja nicht zu wecken und seinen Zorn herauszufordern.

Mit Johannas Tod musste Auguste die Versorgung des Vaters auf sich nehmen. Das war nicht ungewöhnlich zu einer Zeit, als jüngere Töchter oft dazu verurteilt waren, unverheiratet zu bleiben und sich

um die alternden Eltern zu kümmern. Im Übrigen waren die Chancen für Auguste, einen Mann zu finden, ohnehin gering. Eine ganze Generation von Männern war vom Krieg ausgelöscht worden. Jetzt jedenfalls hatte sie im Grunde genommen nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: Entweder zu heiraten und in der Nähe zu bleiben, sodass sie sich weiterhin um Josef kümmern konnte. Oder als unbezahlte Haushälterin im Elternhaus wohnen zu bleiben. Und wie sollte ein reizloses, ruhiges Mädchen wie Auguste einen Mann finden? Sie blieb also zu Hause, kümmerte sich um ihren Vater und löste damit das Versprechen ein, das sie ihrer Mutter auf dem Sterbebett gegeben hatte. Gemeinsam mit Vater und Geschwistern arbeitete sie in der Weberei und versuchte, das Beste aus ihrem Schicksal zu machen.

2

Im Jahr 1924 – Auguste war inzwischen Ende zwanzig – besuchte Andreas Bialon, ein junger Handelsvertreter aus einem nahegelegenen Dorf, Josefs Weberei, um seine Waren zu verkaufen. Er war ein freundlicher, angenehmer Mann und plauderte gern mit Auguste, die den Auftrag bekommen hatte, ihn in Empfang zu nehmen und seine Muster zu prüfen. Andreas war attraktiv und nett, er brachte sie zum Lachen und versprach, bald wieder zu kommen. Aber dann würde es darum gehen, sie zu besuchen. Auguste, die ihn so freundlich willkommen geheißen hatte, war überwältigt. Zum ersten Mal in ihrem Leben interessierte sich ein Mann für sie. Sie war voller Sehnsucht nach der Romantik, von der die anderen Mädchen im Flüsterton sprachen. Und wirklich, Andreas hielt Wort und sprach eine Woche später auf dem Rückweg in sein Dorf wieder in der Weberei vor. Er bat sie um ein Treffen nach ihrer Schicht, möglichst verborgen vor dem scharfen Blick des Vaters. Auguste war ausser sich vor Freude. Zum ersten Mal in ihrem Leben achtete sie auf ihr Aussehen, drehte sich Locken und kniff sich in Wangen und Lippen, um sie ein wenig rosiger zu machen. Immer wieder betrachtete sie sich im Spiegel, bis sie mit ihrem Bild zufrieden war. Als sie sah, wie Andreas' Augen bei ihrem Anblick aufleuchteten, wuchs ihr Selbstvertrauen. Er schaffte es tatsächlich, dass sie sich schön fand.

Sie trafen sich in einem Park am Fluss, gingen am Ufer unterhalb der alten Stadtmauer spazieren, plauderten fröhlich, und dann nahm er ihre Hand. Auguste fühlte sich wie neu geboren, voller Freude an ihrer neuen Lebenslust. Selbst ihre unbarmherzig deprimierende Arbeitsroutine und die bedrückende Aussicht, sich danach um den betrunkenen Vater kümmern zu müssen, konnten ihr Glück nicht trüben. Andreas machte ihr Leben lebenswert, und sie verliebte sich immer mehr in ihn. Sie trafen sich weiterhin und kamen sich immer näher, bis Auguste sicher war, dass er sie ebenfalls liebte. Sie sprachen sogar vom Heiraten – irgendwann in der Zukunft, wenn er genug Geld verdiente, um eine Familie ernähren zu können. Sie freute sich schon jetzt auf den Tag, an dem sie Andreas ihrem Vater vorstellen konnte. Er würde stolz auf den netten Schwiegersohn sein. Die glückliche Auguste schmiedete eifrig Zukunftspläne.

Der Tag kam früher, als sie es hätte vorhersehen können, denn zu ihrem grossen Schrecken stellte Auguste bald darauf fest, dass sie schwanger war. Als brave Katholikin konnte sie an eine Abtreibung nicht einmal denken, auch wenn ihre Beziehung zu Andreas die Grenzen der Schicklichkeit weit überschritten hatte. Aber sie konnte sich auch nicht vorstellen, in einer so bigotten Umgebung wie Katscher ein uneheliches Kind grosszuziehen. Andreas regte sich wesentlich weniger auf, er reagierte eher pragmatisch. Sie hatten doch ohnehin heiraten wollen – dann konnten sie es auch jetzt tun. Auguste weinte vor Erleichterung und dankte Gott für einen so guten Mann, der bereit war, das Stigma einer unehelichen Schwan-

gerschaft von ihr zu nehmen und mit ihr gemeinsam für das Kind zu sorgen. Sie wusste, er würde ein guter Ehemann sein und immer für sie da sein. Ihr Glück verdoppelte sich, und wieder schmiedete sie Hochzeitspläne. Schliesslich musste ihr Vater ja vor der Hochzeit nichts von der Schwangerschaft erfahren.

Aber Augustes Träume zerbrachen vor ihren Augen. Weder sie noch Andreas hatten daran gedacht, dass ihre Verbindung durch ein grosses Hindernis gefährdet war, das nicht einmal durch die Aussicht auf ein uneheliches Kind aus dem Weg zu räumen war: Sie gehörten unterschiedlichen Konfessionen an – Andreas war Protestant. In einer so traditionellen Umgebung wie Katscher war die historische Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten immer noch greifbar. Eine sogenannte «Mischehe» galt als äusserst unerwünscht. Die Kinder, die aus solchen Ehen hervorgingen, wurden ausgegrenzt und von den Stadtbewohnern als Menschen zweiter Klasse angesehen. Ein eingefleischter Katholik wie Josef würde seiner Tochter niemals erlauben, einen Protestanten zu heiraten. Auguste wehrte sich und offenbarte ihrem Vater unter diesen höchst ungünstigen Vorzeichen, dass sie und Andreas ein Kind erwarteten. Für Josef machte diese Mitteilung alles nur noch schlimmer, und er war nun umso entschlossener, diese Ehe zu verbieten. Er wütete gegen Auguste und verfluchte ihre Dummheit. Nun würde sie also nicht nur ein uneheliches Kind bekommen, es wäre auch noch die Frucht einer Verbindung mit einem «Ungläubigen». Josef schäumte vor Wut und wandte seinen gesamten Zorn gegen das Unglückswurm, das ihn so sehr in Schande brachte.

Auguste spürte, wie ihr Leben ausser Kontrolle geriet. Sie wusste, sie musste heiraten, wenn sie und ihr Kind auch nur die geringste Chance auf ein wenig Glück haben sollten. Sie flehte ihren Vater an, sie doch zu verstehen und die alten Bräuche ausser Kraft zu setzen. Er sollte seinen Segen zu dieser Heirat geben, wenn nicht um ihretwillen, so um seines ungeborenen Enkels willen. Aber ihre Tränen und Bitten fruchteten nichts. Er weigerte sich, Andreas auch nur zu treffen, und verbat ihr, den jungen Mann wiederzusehen. Auguste wusste genau, wenn ihre Mutter – die eine warmherzige, liebevolle Frau mit sehr viel Sinn fürs Praktische gewesen war – noch am Leben gewesen wäre, hätte sie Josef zur Vernunft gebracht. Ihre Mutter hätte sehr wohl verstanden, wie viel Andreas für Auguste bedeutete und dass Josefs Weigerung seine Tochter zu einem schweren, einsamen Kampf verurteilte. Aber Johanna war ja schon lange tot.

Auguste und Andreas trafen sich heimlich ein letztes Mal. Sie weinte und haderte mit der Unnachgiebigkeit ihres Vaters. Andreas drängte sie, mit ihm wegzulaufen und an einem anderen Ort ein neues Leben anzufangen, weit weg von den Einschränkungen der Tradition. Aber er spürte auch, dass sie es nicht tun würde. Denn selbst wenn sie heiratete, würde sie sich verpflichtet fühlen, in der Nähe ihres Vaters zu leben, um sich weiterhin um ihn kümmern zu können. Zu gross war ihre Furcht, ihre Geschwister würden ihn seinem Schicksal überlassen. Und das alles bedeutete: Sie musste in Katscher bleiben. Andreas wünschte sich ein friedliches, glückliches Leben ohne grosse Komplikationen und wusste genau, dass Josef ihnen in Katscher das Leben zur Hölle machen würde. So fügte

er sich denn ins Unvermeidliche und fand sich damit ab, dass er die geliebte Frau und das ungeborene Kind verlieren würde. Zum Abschied schenkte er Auguste einen kleinen goldenen Anhänger mit einem Foto von sich, damit sie ihn nicht vergass. Sie umarmten sich ein letztes Mal und gingen dann getrennter Wege. Augustes einzige Chance auf Glück verschwand an dem Tag, als sie Andreas nachsah, wie er von ihr ging. Wie ihre Mutter es schon getan hatte, suchte auch sie Trost im Gebet und beschwor jeden Tag den heiligen Antonius, der für alles Verlorene zuständig ist, auf Andreas aufzupassen und ihn vielleicht, eines Tages, zu ihr zurückzuschicken.

Natürlich verbreitete sich das Gerücht von Augustes Schwierigkeiten in der Familie. Ihre Brüder und Schwestern waren entsetzt über die Schande, die sie über den Namen Quaschigroch gebracht hatte. Reinhard, der eifrigste Verteidiger der Familienehre, liess sich von seiner Frau dazu drängen, die Dinge selbst zu regeln. Als Auguste im siebten Monat war, schubste er sie die Treppe hinunter in der Hoffnung, sie würde das Bund verlieren oder bei dem Sturz ums Leben kommen. Lieber sah er sie tot, als dass er den guten Namen seiner Familie in den Schmutz ziehen liess. Auguste überlebte den Sturz, fand aber nicht den Mut, ihren Bruder für seine Tat anzuzeigen. Stattdessen ertrug sie die Verurteilung ihrer Geschwister stoisch, hielt sich an dem goldenen Anhänger mit Andreas' Foto fest und rief weiterhin täglich den heiligen Antonius an.

In der Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war die politische Landschaft in Deutschland immer unruhiger geworden. Mitte der Zwanzigerjahre sprachen viele junge Männer in Katscher offen darüber, sich der Nazi-Partei anzuschliessen und Adolf Hitlers ehrgei-

zige Erklärung zu unterstützen, er würde ein neues Deutschland erschaffen, das die Fesseln des Versailler Vertrages abschüttelte. Josef, der immer noch mit der Familienschande haderte, hielt die neue Begeisterung für ein Strohfeuer. Er war mit Wichtigerem beschäftigt. Schliesslich fand er zwischen einigen Gläsern im Gasthaus und einer geflüsterten Konversation im Beichtstuhl eine Lösung. Er befahl Auguste, das Kind zur Adoption freizugeben, sobald es geboren war.

Auguste reagierte entsetzt. Sie wollte das Kind unbedingt behalten, zumal es alles war, was ihr von Andreas noch blieb – sichtbares Zeichen ihres Traums von einer künftigen Verbindung. So weigerte sie sich standhaft, das Bündel aufzugeben. Ihr Vater wütete daraufhin noch mehr. Ihre Brüder und Schwestern mischten sich ein und bedrängten sie, den Schaden wiedergutzumachen, den sie dem guten Namen der Familie zugefügt hatte. Der Priester ihrer Gemeinde, ein ernster und frommer Mann, riet ihr, an ihre unsterbliche Seele zu denken und für ihre Sünde zu büssen, indem sie das Kind weggab. Die Nonnen des örtlichen Waisenhauses würden sich um ihr Kind kümmern, und sie könnte sich als pflichtbewusste Tochter weiterhin um ihren armen Vater kümmern. Auguste leistete tapfer Widerstand, bis Leni geboren war. Doch nach weiteren Monaten unter dem erbarmungslosen Druck gab sie nach. Sie wusste, es gab keine andere Möglichkeit. Sie würde so bald wie möglich wieder arbeiten müssen, um Geld zu verdienen, und nachdem in der Familie niemand bereit war, sich um ihr Kind zu kümmern, willigte sie schweren Herzens und mit gesenktem Kopf endlich ein.

Leni war gerade ein halbes Jahr alt, als Auguste ihr sorgfältig die besten Sachen anzog und unter bitterlichem Weinen die wenigen Dinge in einen kleinen Koffer packte, die ihrer Tochter gehörten. Die grossen blauen Augen der Kleinen folgten jeder ihrer Bewegungen in dem kahlen, kalten Zimmer. Erst vor ein paar Tagen hatten sie zusammen Weihnachten gefeiert, und Auguste fragte sich, ob sie jemals wieder Weihnachten feiern würde, als sie das kleine Bündel hochnahm und fest umarmte. Das Waisenhaus befand sich in einem Nachbardorf, ein paar Kilometer mit dem Zug entfernt, und wurde von Nonnen geleitet. Auguste versprach ihrer kleinen Tochter, sie so oft wie möglich zu besuchen. Die Nonnen hatten sich bereit erklärt, das Kind aufzunehmen, und ihr höchst sachlich das Aufnahmedatum genannt, so als würde sie einen Packen Wäsche abliefern, statt sich von ihrem geliebten Baby zu trennen. Auguste weinte und betete die ganze Zeit um eine Lösung, die sich niemals ergab. Als der Tag näher kam, resignierte sie und fügte sich ins Unvermeidliche. Sie machte sich auf den Weg zum Bahnhof von Katscher, während der bitterkalte Winterwind an ihr zerrte, als wollte er ihr das Kind entreissen. Tränen strömten über ihr Gesicht, während sie sich durch die Strassen schleppte und versuchte, die kalten Blicke der Stadtbewohner nicht zu sehen, die nur allzu gut wussten, dass hier Josefs sündige Tochter und ihr Bastard an ihnen vorbeigingen.

Mutter und Kind standen verloren auf dem Bahnsteig im pfeifenden Wind und warteten, dass der schwarze Umriss des Dampfzuges sich näherte. Es gab nur wenige Wagen, alle verdreckt vom Kohlenstaub. Auguste suchte sich einen Platz weit weg von den for-

schenden Blicken ihrer Mitreisenden und fand eine Ecke, die ein wenig Privatsphäre bot. Ausserdem bemühte sie sich, weit weg vom Fenster zu sitzen, sodass sie und ihr Kind möglichst wenig Rauch abbekamen. Sie wollte nicht, dass ihre Tochter schon bei der Ankunft im Waisenhaus aussah wie ein schmutziges Strassenkind.

Das Waisenhaus war ein ernst aussehendes graues Gebäude mit hohen Steinmauern. Es war von hohen Mauern umgeben, die sich in einem schmiedeeisernen Tor trafen, das quietschte, als Auguste dagegendrückte. Als sie die Auffahrt und die Stufen zur Haupttür hochging, begann es zu regnen. Sie griff nach dem verzierten Messingklopfen und klopfte zögernd, bis ein Gitter in einer der Türen aufging und das harte, von einem schwarzen Schleier eingefasste Gesicht einer älteren Nonne zum Vorschein kam.

Auguste wollte erklären, wer sie war, aber das Gitter wurde wieder zugeschlagen, bevor sie auch nur ein Wort sagen konnte. Dann hörte sie, wie ein Riegel weggeschoben wurde, und die schwere Holztür öffnete sich langsam, wobei die uralten Scharniere heftig stöhnten. Die Nonne erschien in der Tür, versperrte ihr die Sicht auf das Innere des Hauses und machte eine fordernde Handbewegung. Auguste wollte wieder etwas sagen, aber die Nonne nahm ihr einfach das Kind und den kleinen Koffer ab und schloss die Tür wieder. Auguste blieb verblüfft davor stehen. Sie hörte, wie Leni hinter der geschlossenen Tür in Tränen ausbrach und laut heulend gegen die Trennung von ihrer Mutter protestierte. Auguste klopfte noch einmal, verzweifelt bemüht, ihr Kind zu trösten und richtig von ihm

Abschied zu nehmen, aber die riesige Tür blieb geschlossen, und das erbärmliche Weinen wurde leiser. Schluchzend machte sich Auguste im strömenden Regen allein auf den Rückweg.

Erst kurz vor Lenis erstem Geburtstag fand Auguste die Zeit und genug Geld, um ihr kleines Mädchen zu besuchen. So sehr hatte sie sich nach Leni geseht! Sie hatte jeden Pfennig gespart, um sich eine Zugfahrkarte kaufen zu können, und war sehr besorgt, weil es so lange gedauert hatte. Eigentlich hatte sie vorgehabt, der Oberin zu schreiben und um eine Besuchserlaubnis zu bitten, aber sie fürchtete, die Nonnen würden ihr den Zutritt verweigern und das Kind womöglich sogar verstecken, wenn sie im Voraus wussten, dass sie kam. Also beschloss sie, einfach dort aufzutauchen und so lange zu bitten, bis man sie einliess.

Inzwischen hatte sich die Situation in ihrer Familie, vor allem der Zustand ihres Vaters, dramatisch verändert. Josef war nun fast siebzig Jahre alt; er hatte beschlossen, sich zur Ruhe zu setzen und die Teppichweberei an Reinhard zu übergeben. In einem Anfall von Grossmut und Grosszügigkeit hatte er ihm auch das Wohnhaus überschrieben, weil Reinhard mit Frau und drei Kindern mehr Platz brauchte als sein alter Vater. Josef ging davon aus, dass er seine letzten Lebensjahre friedlich verbringen und die Früchte seiner harten Arbeit geniessen würde, in seinem Haus und umsorgt von seinen treuen Kindern. Aber er hatte die Rechnung ohne Reinhard's Frau gemacht, die nun, da sie sich als Hausherrin betrachten konnte, Reinhard befahl, den betrunkenen Alten hinauszuwerfen. So stand Josef plötzlich auf der Strasse, entsetzt, obdachlos und mit sehr wenig Geld.

Auguste, die ja Schande über die Familie gebracht hatte, wurde ebenfalls hinausgeworfen.

Josef und Auguste suchten sich eine billige Wohnmöglichkeit bei einem Gemüsehändler, der ein alter Freund von Josef war und den beiden ein kleines Zimmer in seinem heruntergekommenen Haus anbot. Er war selbst Witwer, ein schwer arbeitender Mann, der es nicht mit ansehen konnte, dass ein Freund am Bettelstab ging. Ansonsten hatte er wenig Skrupel – er verkaufte seinen Kunden verfaultes Gemüse und wurde wütend, wenn sich jemand beschwerte. Josefs Trinken nahm er hin, solange die Miete bezahlt wurde.

Der lang ersehnte Tag des Besuchs im Waisenhaus war endlich gekommen. Auguste trat ihre Reise mit gemischten Gefühlen an. Ob Leni sehr gewachsen war? Würde sie ihre Mutter wiedererkennen? Und würde sie ihr verzeihen, dass sie sie im Waisenhaus zurückgelassen hatte? Sie zermartete sich das Hirn, während der Zug kreischend an der kleinen Haltestelle zum Stehen kam, die dem Waisenhaus am nächsten lag. Ihre Zweifel wurden noch schlimmer, als sie die Auffahrt hinaufging und vor der imposanten Holztür stand. Als sie den Kopf in den Nacken legte, um einen Blick auf das grimrige, abweisende Gebäude zu werfen, bemerkte sie, dass trotz des warmen Sonnenscheins und des blauen Himmels alle Fensterläden geschlossen waren. Sie wollte gerade nach dem Türklopfer greifen, überlegte es sich aber im letzten Moment anders und drückte stattdessen einfach gegen die Tür. Und tatsächlich, die Tür gab nach. Drinnen herrschte grauer Dunst, und irgendwo konnte sie ein Baby

hysterisch weinen hören. Das Geräusch kam aus einem Zimmer am anderen Ende des langen Flurs. Im gleichen Moment tauchten zwei schwarz gekleidete Nonnen aus dem Dunkel auf, glitten auf sie zu und befragten sie in strengem Ton, mit dem Auguste so nicht gerechnet hatte. Sie erklärte, sie wolle einfach nur ihr Kind sehen, aber sie schüttelten abweisend die Köpfe. Sie konnte nicht einfach hier eindringen. Sie sollte nach Hause fahren und ihr Kind vergessen, sagten sie ihr. Es habe ein glückliches neues Leben gefunden und brauche seine Mutter nicht mehr.

Auguste war ausser sich vor Entsetzen. Der feindselige Empfang bestätigte alle ihre Befürchtungen; jetzt war sie wirklich froh, dass sie ihren Besuch nicht angekündigt hatte. Sie spürte, wie ihr Blut in Wallung geriet. Da sie nun die unbequeme Reise mit dem schmutzigen Zug auf sich genommen hatte, würde sie nicht einfach nach Hause zurückkehren, ohne ihr Kind gesehen zu haben. Und sie machte sich wirklich Sorgen um Leni. Das Innere des Waisenhauses liess nichts von dem glücklichen Leben erwarten, von dem der Priester in Katscher gesprochen hatte. Auguste war alles andere als selbstbewusst, man kannte sie als weich und nachgiebig, aber in diesem Moment, da man ihr ihr Recht als Mutter verweigerte, entwickelte sie aus ihrem Zorn heraus ein Ausmass an Stärke und Mut, mit dem sie selbst nicht gerechnet hatte. Sie drängte sich an den protestierenden Nonnen vorbei. Sie folgten ihr ein Stück den Flur hinunter und riefen ihr nach, sie müsse gehen, aber dann blieben sie angesichts ihrer Entschlossenheit stehen, zuckten mit den Schultern und verschwanden im Dunkel.

Verzweifelt suchte Auguste ein Zimmer nach dem anderen nach Leni ab. Je länger sie suchte, desto wütender wurde sie, während das ferne Kindergeschrei ihr in den Ohren dröhnte. Die Kinder, darunter Neugeborene ebenso wie Kinder von vier oder fünf Jahren, schienen vollkommen vernachlässigt. Die meisten lagen mit schmutziger Kleidung in ihrer! Bettchen und schaukelten monoton vor und zurück. Viele starrten sie ohne die geringste Gefühlsregung an. Ihre eingesunkenen Augen mit den dunklen Ringen darunter liessen ihr das Blut in den Adern gefrieren. Sie durchsuchte alle Zimmer bis zum Ende des Flurs, doch von Leni fand sie keine Spur. Als sie sich umdrehte und zurückgehen wollte, bemerkte sie ein paar Kinderbettchen im Garten an der Rückseite des Gebäudes. Und tatsächlich lag Leni in einem dieser Betten unter einem grossen Baum, der ein wenig Schatten spendete. Auguste rannte in den Garten und wollte ihre Kleine gerade hochnehmen, als sie entsetzt innehielt. Leni war bedeckt von riesigen Raupen, die offenbar aus ihrem Nest im Baum gefallen waren. Die Kleine, die die Tiere nicht abstreifen konnte, die ihr über Gesicht, Arme, Beine und Körper krochen, lag da und wand sich verzweifelt. Sie schlug mit ihren kleinen Händen heftig nach ihren Augen, weil auch dort eine Raupe dahinkroch. Es war offensichtlich, dass sie so lange geweint hatte, bis sie nicht mehr konnte. Die Tränen hatten verschmierte Spuren in ihrem Gesicht und auf ihrem Hals hinterlassen. Der Kragen und die Vorderseite ihres Kleides waren feucht, und ihre grossen blauen Augen flehten um Hilfe.

In diesem Moment beschloss Auguste, dass sie allein die Verantwortung für ihr Kind übernehmen würde. Sie spürte, wie ihre Ent-

schlossenheit immer stärker wurde, egal, was ihr Vater, ihre Brüder und Schwestern – und natürlich der Priester – sagen würden. Sie nahm ihr Kind hoch und wartete in den Schatten des dunklen Flurs, bis der Weg frei war. Dann rannte sie zur Tür und verschwand mit ihrem Kind aus dem Waisenhaus. Sobald sie das eiserne Tor hinter sich hatte und der Adrenalinstrom nachliess, setzte das klare Denken wieder ein. Was sollte sie jetzt tun? Da sie befürchtete, dass die Nonnen sie am Haltepunkt des Zuges suchen würden, machte Auguste einen Umweg am Fluss entlang, setzte sich dort auf eine schattige Bank und hielt ihre Kleine fest an sich gedrückt. Sie würde ein paar Stunden abwarten und erst nach Hause fahren, wenn die Luft rein wäre.

Auf dieser Bank betrachtete sie ihre Zukunft und die ihres Kindes. Sie war verzweifelt, allein, von allen abgeschnitten. Sie hatte Schande über ihre Familie und ihren Glauben gebracht, ihr Kind war die Frucht einer sündhaften Verbindung zwischen einer unverheirateten katholischen Mutter und einem Protestanten. In den Augen ihrer Verwandten und der braven Bürger von Katscher ging es kaum noch schlimmer. Ihr Leben war ohnehin schon schwierig, und nun würde es noch schwieriger werden. Sie stand mit dem Rücken zur Wand. Kurz überlegte sie, ihr Kind in den Fluss zu werfen und sich hinterherzustoßen. Sie konnte nicht schwimmen und wusste, das wäre das Ende für sie beide. Doch der Moment verging, und sie brachte es nicht übers Herz. Als sie ihrer Tochter in die Augen sah, erkannte sie die Augen von Andreas Bialon, dem Mann, der sie geliebt hatte. Leni schaute ihre Mutter mit einer Mischung aus Ver-

trauen und bedingungsloser Liebe an, wie es nur kleine Kinder können. Seufzend drückte Auguste sie wieder an sich. Sie liebte dieses Kind viel zu sehr, um sein Leben zu beenden. Sie wusste, ihre Liebe würde von einem harten Leben und einem erbarmungslosen Überlebenskampf auf die Probe gestellt werden. Es würde ein Kampf sein, aber gemeinsam würden sie sich diesem Kampf stellen.

3

Als der Sommerabend dämmerte und die Bewohner von Katscher sich beeilten, nach Hause zu kommen, bevor es ganz dunkel wurde, schlich eine verhüllte Gestalt durch die Strassen. Sie ging leise über das Kopfsteinpflaster und schaute weder links noch rechts. Mit schwerem Herzen und grosser Angst lief Auguste durch die engen, dämmrigen Gassen, bis sie an dem schäbigen Steinhaus mit dem vernachlässigten Garten ankam, in dem sie und ihr Vater Unterschlupf gefunden hatten. Der Gärtner kannte sich wohl mit Gemüse aus, aber sein eigener Hausgarten ähnelte eher einer Wildnis.

Vorsichtig näherte sich Auguste dem Haus, um erst einmal festzustellen, wie betrunken ihr Vater an diesem Abend war, bevor sie ihm zeigte, was sie mitgebracht hatte. Sie schlich den Gartenweg entlang zur Rückseite des Hauses, um hineinzukommen, bevor er sie und vor allem Leni bemerkte. Doch als sie der Weg an einem breiten Fenster entlangführte, war ihr Schicksal besiegelt. Während sie mit ihrem schlafenden Kind zum Haus ging, bemerkte sie Josef, der sie durch dieses Fenster beobachtete. Sein Blick folgte ihr den Weg entlang, betrachtete sie von Kopf bis Fuss und blieb schliesslich an dem Bündel hängen, das sie an ihre Brust drückte. Auguste keuchte auf. Er wusste es. Sein Schnurrbart senkte sich. Sie zitterte, wohl wissend, dass sie jetzt all ihre Kraft zusammennehmen musste, wenn sie darauf bestand, dass ihr Kind bleiben durfte. Es würde nicht einfach werden, sich dem geballten Zorn ih-

res Vaters zu stellen. Sie drückte ihr Kind an sich, schlängelte sich durch das Gestrüpp und ging zur Hintertür, gewappnet gegen alles, was passieren würde.

Vorsichtig öffnete sie die Tür. Und tatsächlich stand Sekunden später Josef vor ihr, dessen Wut regelrecht explodierte. Er war schwer betrunken, und sein Zorn über seine Tochter und ihr Kind der Schande wurde durch den Alkohol noch angefacht. Sein Gesicht war puterrot, seine Augen traten aus den Höhlen, und er hob den Arm, um sie zu schlagen, hielt sich dann aber zurück, wohl wegen des Kindes, wie sie vermutete. Im gleichen Moment war sein Zorn auch schon verraucht. Unter Tränen flehte er sie an, das Kind zurück ins Waisenhaus zu bringen, auf jeden Fall ihm aus den Augen. Als er begriff, dass seine Bitten nichts fruchteten, kehrte der Zorn zurück, und er drohte, sie beide aus dem Haus zu werfen. Auguste stand einfach da und liess alles über sich ergehen. Doch mit ganz untypischer Entschlossenheit und Trotz in der Stimme erklärte sie ihm, ihr Kind würde bleiben, was auch immer er darüber dachte. Am Ende stapfte Josef wütend den Gartenweg entlang, verfluchte im Gehen seine Tochter und suchte Zuflucht im Gasthaus. Seine Freunde würden ihn verstehen, ihm Mitgefühl entgegenbringen und ihm den Rücken stärken, sodass er mit neuer Entschlossenheit dafür sorgen würde, dass der Bastard verschwand.

Als Josef Stunden später am Abend zurückkehrte, war sein Zorn verraucht. Auguste roch den schalen Geruch von Schnaps in seinem Atem und wappnete sich gegen einen neuen Ausbruch. Aber es war vorbei, er sah nur noch müde, zerbrechlich und fertig aus. In diesem

ruhigen Zustand liess er ein wenig mit sich reden, sodass es Auguste tatsächlich gelang, ihm einen Handel abzurufen. Sie versprach Josef, wenn er auf ihr Kind aufpasste, solange sie in der Weberei arbeitete, würde sie ihm ihren gesamten Lohn aushändigen. Josef begriff sofort, dass er bei diesem Arrangement nicht nur gut versorgt sein würde, sondern dass er auch genug Geld zur Verfügung haben würde, um zu trinken. Das kam ihm selbstverständlich sehr zupass. Vielleicht fand sich ja doch noch ein Weg für ihn, die ersehnten Freuden des Alters zu geniessen. Und so liess er sich auf den Handel mit seiner gefallenen Tochter ein und fand sich mit dem unglücklichen Bastard ab. Ein unsicherer Waffenstillstand kam zustande.

Natürlich hatten beide etwas davon, aber Auguste begriff bald, dass ihr Vater sehr im Vorteil war. Josef hatte keinerlei Skrupel, ihr das Geld abzunehmen und weitgehend im Gasthaus zu lassen, wo er nun jeden Nachmittag sass und vor den bewundernd nickenden anderen Gästen mit dem Arrangement angab, das ihm ein bequemes Leben sicherte. Er hatte es richtig gemacht, versicherten sie ihm, er hatte seinen Gewinn aus einer sehr bösen Lage gezogen. Das wenige Geld, das übrig blieb, gab er Auguste, sodass sie Essen kaufen und die wenigen Rechnungen bezahlen konnte. Ausserdem achtete er immer sorgfältig darauf, dass genug übrigblieb, um die Miete zu bezahlen. Er wusste ganz genau, wie nah er dem absoluten Ruin gewesen war. Und Auguste wusste, dass ihr Vater das meiste Geld für Alkohol ausgab, aber ihr blieb keine andere Wahl. Wohin hätte sie denn gehen sollen? Sie hatte nicht genug Geld, um richtig gut

für Leni zu sorgen, aber wenigstens war Leni jetzt wieder bei ihrer Mutter. Das Waisenhaus war ein schrecklicher Ort, und Auguste hatte sich geschworen, sich nie, nie mehr von ihrer Tochter zu trennen.

So blieb es bei dem schwierigen Arrangement, das Vater und Tochter aneinanderband. Auguste führte ein Leben in Angst und ständiger schwerer Schufferei. Wenn sie morgens das baufällige Haus verliess, folgte ihr das schlechte Gewissen, weil sie ihr Kind bei ihrem trinkenden Vater liess, der sich nur wenig um den Schandfleck der Familie kümmerte. Auguste wusste, er würde immer mehr trinken und sich immer weniger mit seiner Enkelin befassen. Aber so oft sie ihre Möglichkeiten bedachte, so oft kam sie zum selben Ergebnis. Sie hatte keine andere Chance. Sie musste einfach irgendwie zurechtkommen. Die deutsche Wirtschaft verfiel zusehends, es gab immer weniger Arbeit, eine Fabrik nach der anderen musste schliessen. Das alles wurde noch dadurch verschärft, dass die deutsche Wirtschaft von ausländischem Kapital abhängig war, vor allem von Krediten aus Amerika – und vom Aussenhandel. Doch die Weltmärkte für deutsche Produkte trockneten zusehends aus, die Produktion stockte, und die Arbeitslosigkeit stieg. Auguste war froh, dass sie wenigstens Arbeit hatte. Nicht auszudenken, was passieren würde, wenn sie ihre Stelle verlor. Sie konnte auch froh sein, dass sie einen Platz zum Leben hatte, so widerwärtig die Bedingungen auch waren.

Aber zu manchen Zeiten wurde ihr unsicheres Zusammenleben auf eine harte Probe gestellt. In dem bitterkalten Winter nach Lenis zweitem Geburtstag kam Auguste eines frühen Abends von der Arbeit nach Hause, erschöpft wie immer, und musste feststellen, dass

das Zimmer eiskalt, freudlos und dunkel war. Josef lag wie üblich fest schlafend in seinem Sessel, eine leere Flasche Weinbrand auf dem Boden zu seinen Füßen. Lenis Kinderwagen, der normalerweise neben dem Sessel stand, war nirgendwo zu sehen. Mit wachsender Sorge rüttelte Auguste Josef wach und fragte ihn, wo ihr Kind geblieben war. Aber er liess sich nicht wecken. In Panik lief sie hinaus in den überwucherten Garten, rief immer wieder Lenis Namen und kämpfte sich durch das verfilzte, steif gefrorene Gestrüpp. Aber Leni war nirgendwo zu sehen.

Irgendwann hörte der Gemüsehändler Augustes verzweifeltes Rufen und erschien mit Leni auf dem Arm an der Seite des Hauses. Er hatte sie in eine dünne Decke gewickelt, aber die Kleine zitterte trotzdem wie Espenlaub. Als er sie der verstörten Mutter reichte, erzählte er Auguste, er habe sie in ihrem Wägelchen im Garten vorgefunden, wo Josef sie zurückgelassen hatte, bevor er sich hatte volllaufen lassen. Josef hatte sie festgebunden, damit sie nicht aus dem Wagen steigen konnte, und dann wohl vergessen. Der Gemüsehändler, selbst Grossvater zweier unehelicher Kinder, hatte Mitleid mit der Kleinen bekommen. Als er sie ins Haus geholt hatte, war Lenis Nasenspitze schon ganz weiss gewesen. Sie war vollkommen durchgefroren, Füsse und Hände waren blau angelaufen. Wirklich Sorgen gemacht hatte sich der Gemüsehändler, als er festgestellt hatte, dass sie sich vor lauter Kälte gar nicht mehr bewegen konnte. Daraufhin hatte er sie mit zu sich genommen, um sie aufzuwärmen. Schliesslich wusste er, dass Auguste bald kommen und nach ihr schauen würde. Auguste entschuldigte sich wortreich, weil sie sich

schämte. Was mochte der Gärtner von ihr denken, dass sie Leni mit dem nachlässigen Grossvater allein liess? Sie hoffte auf ein wenig Verständnis, und tatsächlich nickte der Gärtner wissend. Auguste nahm ihre Kleine auf die Arme und ging mit ihr ins Haus. Sie untersuchte sie sorgfältig. Lenis Nase hatte Frost abbekommen, und da Auguste sich keinen Arzt leisten konnte, badete sie ihre Tochter in warmem Wasser, das sie auf dem kleinen Kohleofen erhitzte, gab ihr viel zu trinken und betete inständig, dass sie sich erholen möge. Wie so oft, wünschte sie sich auch an diesem Tag, sie könnte ein anderes Leben führen, weit weg von Josef. Aber dann schalt sie sich für ihre Undankbarkeit und erinnerte sich daran, dass er ein alter Mann war, der von ihr abhängig war und ohne sie einem einsamen Tod preisgegeben wäre.

Wie Auguste schon erwartet hatte, wurde Josefs Leben in den folgenden Jahren immer mehr vom Alkohol und von seinen Ausflügen ins Gasthaus bestimmt. Am liebsten trank er Weinbrand. Manchmal kaufte er auch Weinbrandbohnen mit Schokolade, die aber, wie er ihr deutlich machte, ausschliesslich für ihn selbst bestimmt waren. Solche Einkäufe waren der pure Luxus, aber Josef fand, er habe ihn verdient, weil er viele Jahre lang eine grosse Familie versorgt, seinem Vaterland im Krieg gedient und die Stadt mehrere Male vor dem Feuer gerettet hatte. Tatsächlich ärgerte es ihn ungeheuer, dass man sich nicht mehr um ihn kümmerte, nach alledem, was er für andere getan hatte. Kopfschüttelnd verfluchte er die Undankbarkeit seiner Umgebung. Wenigstens seine jüngste Tochter hatte begriffen, dass sie und ihr Bastard ohne ihn auf der Strasse leben würden.

Obwohl das eigentlich nur die gerechte Strafe für ihre Sünden gewesen wäre ...

Leni war zu einem hübschen kleinen Mädchen mit einem blonden Haarschopf herangewachsen. Sie war daran gewöhnt, dazusitzen und die Menschen zu beobachten, wobei sie sich Mühe gab, zu begreifen, was gesagt und getan wurde. Im Alter von vier Jahren begann sie, ihre Situation zu verstehen. Sie kannte die Angewohnheiten ihres Grossvaters, was er mochte und was er hasste. Sie wusste auch, dass die Weinbrandbohnen eine reizvolle Süssigkeit waren, die ihr Grossvater mit niemandem teilen wollte. Irgendwann beschloss sie, eine zu probieren, und es gelang ihr auch, ohne dass Josef wach wurde. Bald machte sie es sich zur Gewohnheit, sich an ihren Grossvater anzuschleichen, wenn er im Sessel seinen Rausch ausschliess, und ihm eine Weinbrandbohne zu stibitzen. Dann zog sie sich in ihr Lieblingsversteck zurück, setzte sich hin und lutschte an der Schokolade, wobei sie jeden Moment genoss und sich so lange wie möglich damit beschäftigte. Doch es dauerte nicht lange, bis Josef merkte, dass die Weinbrandbohnen verdächtig schnell verschwanden. Er ging dazu über, sie abzuzählen, bevor er einschlief, und noch einmal, wenn er wieder wach wurde. Und so bestätigte sich sein Verdacht recht bald. Er verhörte Leni streng, wobei sein Schnurrbart sich senkte, ein deutliches Zeichen seines Missfallens. Das Kind hatte längst gelernt, dass er in solchen Fällen sehr böse war, und weigerte sich deshalb aus Angst, den Diebstahl zuzugeben. Aber Josef wusste Bescheid. Sonst war ja niemand da gewesen.

Am nächsten Nachmittag liess sich Josef wieder mit Weinbrand volllaufen und genehmigte sich dann noch eine Weinbrandbohne.

Und dann stellte er der kleinen Diebin eine Falle. Er tat so, als wäre er im Sessel eingeschlafen, und als Leni, die ihn beobachtete, sein Schnarchen hörte, krabbelte sie auf allen Vieren zum Sessel und griff nach einer Weinbrandbohne. Doch genau in dem Moment, als sich ihre Finger um die Beute schlossen, nahm Josef seinen Spazierstock und hielt sie mit der Krücke am Bein fest. Sie schrie vor Angst laut auf, aber er zog sie durchs Zimmer und sperrte sie in einen Schrank, wobei er die ganze Zeit schrie, sie sei eine Diebin und müsse bestraft werden.

Leni schrie und bettelte, er solle sie rauslassen. Sie hatte fürchterliche Angst in dem engen, dunklen Schrank. Aber er reagierte nicht mehr. Sie schlug gegen die Tür und lag dann, wie es ihr schien, stundenlang weinend in dem Schrank, bis Josef endlich die Tür aufmachte und sie herausholte. Sie wusste, es war noch hell gewesen, als Josef sie eingesperrt hatte. Jetzt war es dunkel. Das hiess, ihre Mutter würde bald kommen. Leni lief schnell weg und versteckte sich, bevor er auf die Idee kam, sie wieder einzusperrten.

Bald wurde ihr klar, dass Strafen zum alltäglichen Leben gehörten – jedenfalls für sie. Allzu oft diente sie als Sündenbock für alle, die schlechte Laune hatten oder ihr einfach nur zeigen wollten, dass sie in den Augen der Stadtbewohner unerwünscht war. Bestraft wurde sie vor allem aufgrund von falschen Anschuldigungen. Wenn eine der Enkelinnen des Gemüsehändlers sie beschuldigte, einen Streit vom Zaun gebrochen zu haben, wurde sie sofort und ohne Nachfrage bestraft. Wenn Josef sie im Haus vorfand, aber der Ansicht war, sie sollte draussen spielen, wurde sie bestraft.

Wenn er einfach nur schlechte Laune hatte, wurde sie bestraft. Normalerweise hiess das, sie wurde in einer kleinen Vorratskammer eingesperrt, die kaum grösser war als ein Schrank. Dort musste sie dann oft stundenlang ausharren. Die Vorratskammer befand sich im hinteren Teil des Hauses, wo der Gemüsehändler seine Mehlsäcke und andere Vorräte aufbewahrte. Es war dunkel dort, und Ratten und Mäuse liefen herum. Leni fürchtete sich sehr vor der Dunkelheit und den kleinen Tieren, die über sie hinwegliefen und manchmal sogar an ihr knabberten. Manchmal, wenn sie die schlechte Stimmung ihres Grossvaters spürte, nahm sie sich schnell einen Stift, bevor er sie packen und einsperren konnte. Dann konnte sie, sobald sich ihre Augen etwas ans Dunkel gewöhnt hatten, wenigstens auf der Tür etwas zeichnen, um die Nagetiere zu vergessen, die sie in ihrem engen Gefängnis bedrohten. Zu anderen Zeiten sass sie einfach im Dunkeln und dachte sich Fluchtpläne aus, einer fantastischer als der andere.

Wenn Josef besonders schlecht gelaunt war und jemanden brauchte, den er bestrafen konnte, bat er Leni, seinen Spazierstock zu holen, den er immer an die Klinke der Haustür hängte. Er bat sie mit sanfter Stimme, sagte ihr, er könne ohne den Stock nicht aus dem Sessel aufstehen, und wenn sie ein gutes, braves Mädchen sein wollte, müsse sie ihm helfen. Beim ersten Mal freute sich das unschuldige Kind, behilflich sein zu können. Vorsichtig trug Leni den Stock zu ihrem Grossvater und reichte ihn ihm. Er bedankte sich lächelnd, aber dann hakte er ihr blitzschnell die Krücke ums Bein, sodass sie hinfiel. Und dann schlug er mit dem Stock auf sie ein, während sie schreiend versuchte, ihm zu entkommen. Beim zweiten

Mal, als Josef sie bat, ihm den Stock zu bringen, weigerte sie sich rundheraus. Daraufhin starrte er sie mit eiskaltem Blick an, zog sich aus dem Sessel hoch und taumelte zur Tür, um ihn selbst zu holen. Dann ging er mit dem Stock auf sie los, während sie in einer Ecke kauerte. Diesmal wurde sie noch mehr geschlagen, weil sie nicht gehorcht hatte. Als Josef zum dritten Mal um den Stock bat, wusste Leni nicht mehr, wie sie reagieren sollte. Sie wusste, sie konnte ihm trotzen, aber dann würde er sie schlagen. Oder sie konnte tun, was er sagte, und beweisen, dass sie ein braves Mädchen war – aber dann würde er sie trotzdem schlagen. In ihrem Kopf herrschte grosse Verwirrung, sie wusste nicht mehr, was richtig oder falsch, was gut oder böse war. Sie hätte so gern das Richtige getan, aber sie wusste nicht, wie. Wenn sie brav war, wurde sie bestraft. Wenn sie nicht brav war, wurde sie ebenfalls bestraft. Wo war der Unterschied? Schliesslich beschloss sie, zu gehorchen, damit die Strafe wenigstens nicht so heftig ausfallen würde. Ihre Entscheidungen richteten sich letztlich auf das kleinere Übel.

Im Grunde ihres Herzens war Leni ein braves Kind, das verzweifelt versuchte, sich die Liebe anderer Menschen zu verdienen. Von klein auf hatte sie gelernt, dass sie Menschen nur dann für sich gewinnen konnte, wenn sie ihnen zeigte, wie brav und hilfsbereit sie war. Und wenn sie sie zum Lachen bringen konnte, war es besonders gut. Sie beobachtete ihren Onkel Josef jr. bei Kartentricks und versuchte sie, so klein sie noch war, nachzumachen, um einem ahnungslosen Erwachsenen ein Lachen zu entlocken. Und so formte sich ihre Lebensaufgabe heraus: Menschen zu gefallen.

Es fing damit an, dass sie sich noch mehr um ihren Grossvater kümmerte. Sie wusch die Wunden an seinem Kopf aus, wenn er nach einer Sauf tour wieder einmal gestürzt war, und so schlecht er sie auch behandelte, genoss sie es doch, ihm helfen zu können, weil es ihrem Dasein einen Sinn gab.

Doch allzu oft wendete sich diese Neigung gegen sie selbst. Sie entwickelte einen Plan, um jemanden glücklich zu machen, und es ging böse nach hinten los. Einmal stahl sie dem Gemüsehändler drei Eier und präsentierte sie stolz ihrem Grossvater, weil sie wusste, wie gern er Eier ass. Sie war noch viel zu klein, um zu verstehen, dass man nicht stehlen darf, sie wollte ihm nur etwas besonders Gutes tun. Aber statt gelobt zu werden, wurde sie bestraft.

In ihrem fortgesetzten Versuch, ein «braves Mädchen» zu sein, half Leni dem Gemüsehändler und seinen Enkeln auf dem Feld bei der Ernte. Sie sagte es dem Mann, wenn sie Gemüse fand, das verfault war, und glaubte, es solle lieber an die Tiere verfüttert werden. Aber er verkaufte solches Gemüse trotzdem an die Kunden. Leni bekam dann den Zorn der Kunden ab, weil der Gärtner kritischen Käufern gern erzählte, seine junge Helferin hätte ihm aus purer Bosheit nicht gesagt, dass das Gemüse nicht in Ordnung war. Wenn sie dann erklärte, sie sei unschuldig, hörte man ihr nicht zu, und das steigerte noch ihre Verwirrung in Bezug auf Gut und Böse.

Lenis Nachbarn waren feindselig und unfreundlich, ihre Onkel und Tanten spuckten sie im Vorbeigehen an, wenn sie auf der Strasse spielte, und nannten sie «Pferdefuss» – als wäre sie nur halb Mensch und halb Tier. Später wurde sie nach dem rotnasigen Ren-

tier «Rudolph» genannt, weil ihre Nase rot war, eine Folge des Frostschadens aus ihrer frühen Kindheit. Ihr war das sehr peinlich, sie fühlte sich gedemütigt und verstand gar nicht, warum Menschen – jeden Alters übrigens – sie so behandelten. Denn anderen Klindern gegenüber benahmen sie sich ganz anders, und Leni begriff einfach nicht, was an ihr so anders war. Nur ihre Mutter Auguste schenkte ihr Liebe und Zuneigung. Sie hatte zwar nur wenig Kraft, um mit ihrer Tochter zu spielen oder ihren Erzählungen über den Tag mit dem Grossvater zuzuhören, wenn sie aus der Weberei kam, aber sie brachte die Kleine abends ins Bett, umarmte sie und küsste sie, um sie für die langen einsamen Stunden zu entschädigen.

Tante Martha war eine Ausnahme von der grausamen Regel. Wenn sie gute Laune hatte, steckte sie Leni manchmal Süßigkeiten zu. Als Tante Emma starb, fing Onkel Paul Woitschulla ein Verhältnis mit Tante Martha an. Er und sein Sohn, Lenis Cousin, zogen zu Martha, obwohl die beiden nicht verheiratet waren. Natürlich wurde viel darüber getratscht. Anders als bei dem Skandal um Auguste entschied sich Josef aber, die Sache zu ignorieren, als fürchtete er, irgendwann wieder für die unberechenbare Martha verantwortlich zu sein. Tante Martha, die selbst keine Kinder hatte, erlaubte Leni, sie zu besuchen. Doch als Onkel Paul bei ihr einzog, änderte sich ihr Verhalten dramatisch, vor allem, wenn er zu Hause war. Onkel Paul behandelte Leni sehr schlecht und warf sie regelmässig unter wüsten Beschimpfungen hinaus.

Lenis Cousins und Cousinen durften nicht mit ihr sprechen, und bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen sie in ihr Haus eingeladen

war, durfte sie nicht mit den anderen spielen oder auch nur ihre Spielsachen anfassen. Auguste ermahnte sie stets, still zu sein und einfach nicht hinzuhören, wenn jemand etwas Hässliches zu ihr sagte. Als Leni fragte, warum, konnte ihre Mutter es ihr nicht erklären. Zwei ihrer Cousins und Cousinen, Robert und Magda, besaßen einen tollen lebensgrossen Teddybären, der stolz an der Wand in ihrem Zimmer sass. Sie knuddelten und streichelten den Bären und warfen Leni dabei drohende Blicke zu. Leni stand nur da und sah zu, die blauen Augen ganz gross vor lauter Sehnsucht und die kleinen Finger zuckend vor Verlangen. Sie hätte diesen Bären zu gern auch einmal umarmt, und es kostete sie fast übermenschliche Kraft, sich zusammenzureissen. Sie wusste, wenn sie versuchte, ihn anzufassen, würde sie bestraft. Also riss sie sich los, entfernte sich von der Versuchung und ging nach draussen, um mit Stöckchen und Steinchen zu spielen. Dabei redete sie sich ein, dass sie ihre grausamen Verwandten gar nicht brauchte, und hatte jede Menge Phantasiefreunde, die immer nett zu ihr waren. Ihre Teddybären durfte sie so viel knuddeln, wie sie wollte.

4

Trotz der grossen Armut, die die Stadt Katscher zunehmend heimsuchte, wurde Weihnachten in aller Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Alle Kinder der Stadt, reiche und arme gleichermassen, freuten sich auf die Feierlichkeiten der Weihnachtszeit. Am 1. Dezember durften die Kinder der wohlhabenden Familien das erste Türchen an ihrem Adventskalender aus Karton öffnen. Dahinter kam ein religiöses Bild oder Gedicht oder bei den richtig reichen Familien vielleicht sogar eine kleine Süssigkeit zum Vorschein. So ging es jeden Tag weiter bis zum Heiligen Abend, wenn der Weihnachtsmann, der eine Rute aus Birkenzweigen bei sich hatte, um unartige Kinder zu bestrafen, den braven Kindern Geschenke und Süssigkeiten brachte. Er kam zu Weihnachten in jedes Haus. Normalerweise wurde er von allerlei düsteren Gestalten begleitet, darunter der Krampus, der Kinderfresser, der bösen Kindern den Kopf abbiss, und andere, die Kohlsäcke mitbrachten und daliessen, damit die unartigen Kinder sie sauber machten. In Katscher wurde der Weihnachtsmann Nikolaus genannt, und viele Männer in der Stadt verkleideten sich in dem traditionellen roten Anzug, um Familien zu besuchen. Niemand wusste, wer sich unter der weissbärtigen Verkleidung verbarg, und die Leute hatten viel Spass, wenn sie versuchten zu erraten, wer der Weihnachtsmann und seine Helfer wohl sein mochten.

Wie alle anderen Kinder in Katscher liess sich auch Leni von der Vorfreude dieser Zeit anstecken. Ihre frühesten Erinnerungen gin-

gen bis auf Weihnachten 1929 zurück, als sie vier Jahre alt war. In jenem Jahr hatte es früh geschneit, und als Auguste später als gewöhnlich von der Arbeit nach Hause kam, nahm Leni wie üblich an, der viele Schnee hätte ihren Heimweg verzögert. Nachdem sie vier Stunden lang am zugefrorenen Fenster voller Aufregung auf ihre Mutter gewartet hatte, sah sie Auguste endlich, wie diese sich mit einem Laib Brot unter dem Arm den Weg hinaufschleppte. Sie eilte zur Tür und quietschte aufgeregt, aber als sie ihre Mutter genauer ansah, hielt sie erschrocken inne. Augustes Mantel war schmutzig, sie selbst klatschnass. Und sie hatte grosse blaue Flecken auf den Beinen, sodass sie vor lauter Schmerzen nur mühsam gehen konnte. Als sie sich endlich auf einen Stuhl fallen liess, erklärte sie ihrer Tochter und ihrem Vater unter Tränen, einige Bösewichte, die als Nikolaus und seine Helfer verkleidet gewesen waren, hätten sie geschlagen, und bei dem Versuch zu fliehen sei sie im Schneematsch ausgerutscht. Josef reagierte schockiert und angewidert. Wie konnten Leute aus der Stadt seiner Tochter so etwas antun? Er beschloss, bei seinem Besuch im Gasthaus herauszufinden, wer die Bösewichte gewesen waren, und sie zur Rechenschaft zu ziehen. Für die Sünden, die in seiner Familie begangen wurden, war er allein zuständig, nur er konnte Strafen verteilen.

Leni war noch zu klein, um richtig zu verstehen, was passiert war, aber sie wusste, ihrer Mutter war etwas Schlimmes widerfahren, und sie wollte ihr unbedingt helfen. Also suchte sie ein altes, früher einmal sehr hübsches Taschentuch heraus und reichte es Auguste, damit sie ihre Tränen trocknen konnte. Wenig später klopfte

es an der Tür – der Nikolaus war da. Leni sprang begeistert hoch, denn Josef hatte ihr gesagt, obwohl sie so oft bestraft würde, sei sie eigentlich ein braves Mädchen, und der Weihnachtsmann würde ihr ein kleines Geschenk bringen. Als Josef die Tür öffnete, kam ein kräftig gebauter Nikolaus herein und ging direkt auf Leni zu. Er starrte sie böse an und sagte mit einer rauen, wilden Stimme, die Josef nicht erkannte, sie sei unartig gewesen und er würde sie mitnehmen und bestrafen. Und schon stürzte er sich auf sie. Leni schrie entsetzt auf und versuchte sich zu verstecken. Josef war so verblüfft, dass er einen Moment lang gar nicht reagieren konnte. Er hatte heimlich arrangiert, dass Leni ein Geschenk bekommen sollte, aber irgendetwas war hier ganz furchtbar schiefgelaufen. Denn unartige Kinder wurden zwar vielleicht mit der Rute bestraft, aber dass der Weihnachtsmann sie mitnahm, war noch nie vorgekommen.

Als Josef zu sich kam, versuchte er, den verkleideten Mann aufzuhalten, aber der Eindringling im roten Anzug war viel jünger und stärker als er. Auguste konnte auch nicht viel helfen. Ihre Beine waren geschwollen und bluteten, aber sie stürzte sich immerhin auf den Fremden und versuchte, ihn aufzuhalten. Vergeblich: Der Eindringling, der jetzt die strampelnde und schreiende Leni fest umklammert hielt, war wild entschlossen, das Haus mit ihr zu verlassen. Der verzweifelte Josef rief nach dem Hausbesitzer, der glücklicherweise zu Hause war und den Aufruhr gehört hatte. Er kam ihnen zu Hilfe, und so konnten sie gemeinsam den Eindringling überwältigen, der mit leeren Händen davonlief. Leni zitterte am ganzen Leib, sie war hysterisch vor Angst. Sie hatte keine Ahnung, wie es ihr gelingen

könnte, dass die Menschen aufhörten, ihr wehzutun, obwohl sie doch alles tat, um ihnen zu gefallen. Josef fand nie heraus, wer da versucht hatte, Leni zu entführen, und wer verantwortlich für den Angriff auf Auguste war. Nie im Leben hätte er sich vorstellen können, dass die Leute in der Stadt so grausam waren.

Doch die schrecklichen Erinnerungen an dieses Weihnachtsfest konnten Leni nicht davon abhalten, sich im nächsten Jahr wieder auf das Fest zu freuen. Auguste war entschlossen, die bösen Erinnerungen auszulöschen und dafür zu sorgen, dass dieses Weihnachtsfest ganz anders wäre. Lenis Tante Bertha und Onkel Karl wollten zu Besuch kommen und ihre Kinder Robert und Magda mitbringen. Leni war inzwischen fünf Jahre alt, und Auguste freute sich auf den Besuch und hoffte, die Kinder könnten Freundschaft schliessen und die negative Haltung von Karl und Bertha habe nachgelassen. Schliesslich gehörten sie doch alle zu einer Familie!

Auguste putzte das kleine Zimmer, in dem sie wohnten, schrubhte den Boden und die Wände und polierte das Fenster, bis ihre Hände ganz rot und rissig waren. Tante Bertha und Onkel Karl kamen in festlicher Stimmung an und führten Robert und Magda herein, beide in ihren besten Kleidern. Josef begrüsst sie in seiner bescheidenen Behausung. Die Besucher hatten einen schön geschmückten Weihnachtsbaum und selbst gebackene Pfefferkuchen mitgebracht. Leni hatte noch nie so schöne Plätzchen gesehen und hätte furchtbar gern eins behalten, um es immer wieder anzusehen. Sie war ganz niedergeschlagen, als sie das hübsche, modische Kleid sah, das Magda trug. Sie selbst hatte immer nur bereits von anderen

getragene Sachen, die Auguste von Wohltätigkeitsorganisationen bekam. Meistens waren die Farben schon ganz ausgebleicht, die Knöpfe passten nicht mehr zusammen, die Rocktaschen und Säume waren ausgerissen. Aber immerhin waren die Sachen immer sauber. Auguste hatte ihr eingeschärft, so arm sie auch seien, sie müssten sich immer sauberhalten. Für Schmutz gab es keine Entschuldigung.

An diesem Weihnachtstag trug Leni eins der ausgebleichten, aber sauberen Kleider und hässliche wollene Strumpfhosen dazu. Sie stand da und schaute die anderen beiden Kinder an, während die Erwachsenen leise miteinander sprachen. Dann hörte sie, wie ihr Onkel sagte, sie solle nicht im gleichen Haus sein wie seine Kinder, und fragte sich noch, was das zu bedeuten hätte, als ihr Grossvater die Initiative ergriff. Ohne Vorwarnung schnappte er Leni, schob sie zur Tür hinaus und schloss die Tür hinter ihr. So sass sie also im Schnee, versuchte sich trotz der bitteren Kälte einigermaßen warm zu halten und wartete, dass ihre Mutter sie wieder hineinrufen würde. Durchs Fenster konnte sie sehen, wie ihr Cousin und ihre Cousine über die Scherze des Grossvaters lachten und ohne sie assen. Sie biss sich auf die Lippe, um nicht zu weinen. Wieder einmal war sie bestraft worden, ohne überhaupt zu wissen, warum. Sie klopfte leise ans Fenster in der Hoffnung, jemand würde sie bemerken. Ihr Onkel bemerkte sie auch tatsächlich, aber er reagierte nicht so, wie sie gehofft hatte, sondern zog einfach die Vorhänge zu.

Als ihr klar wurde, dass man sie nicht wieder ins Haus lassen würde, wischte sie ihre kleine rote Nase an ihrem Ärmel ab und be-

schloss, allein zu spielen und sich zu bewegen, damit ihr nicht zu kalt wurde. In dem verwilderten Garten lag sehr viel Schnee, und Leni, die entschlossen war, sich nicht ins Bockshorn jagen zu lassen, fand bald eine gute Stelle für einen Schneemann, nicht weit von dem Weg, der zu ihrer Hintertür führte. Leise vor sich hin summend sammelte sie Schnee ein und baute einen kleinen, schiefen Schneemann, der ein bisschen aussah wie ein eingefrorener Wichtel. Stolz betrachtete sie ihr Werk. Als der Schneemann fertig war, war sie nass und schmutzig. Ihr Kleid sah schlimm aus. Gut, dass sie nicht so ein hübsches Kleid trug wie ihre Cousine! Sie wusste, ihr Grossvater hätte sie bestraft, wenn sie ein gutes Kleid ruiniert hätte. Stattdessen lief sie jetzt um ihren Schneemann herum und malte sich ein Weihnachtsfest in der Zukunft aus, mit eigenen Kindern, denen es an nichts fehlen würde und die sie immer liebhaben würde, auch wenn sie ab und zu unartig waren. Sie stellte sich die schönen Spielsachen vor, die sie ihnen schenken würde, und schwor sich, dass sie immer alle zusammen feiern würden. Niemand sollte sich ausgeschlossen fühlen.

Irgendwann ging die Hintertür auf, und Leni beobachtete scheu, wie ihre Tante Bertha, Onkel Karl und die Kinder an ihr vorbeigingen. Der Besuch war zu Ende. Sie wartete auf ihre Mutter, weil sie ihr unbedingt den Schneemann zeigen wollte. Doch ihr Onkel spuckte ihr erst vor die Füsse, und dann trat er mit dem Fuss nach dem Schneemann, sodass er in sich zusammenfiel. Die Kinder kicherten und zeigten ihr im Weggehen noch die Geschenke, die sie bekommen hatten. Leni spürte, wie ihr die Tränen kamen.

Josef holte sie wieder ins Haus. Sie wischte sich die Tränen ab und hoffte, ihr Grossvater würde nichts bemerken und sie nicht fürs Weinen bestrafen. Ausserdem hoffte sie ein wenig, es wäre noch ein kleines Geschenk für sie übrig. Aber sie fand nur noch ein Brötchen auf dem Tisch. Die Plätzchen waren weg. Auguste, die am Herd stand und Karpfen briet, sah aus, als hätte sie geweint. Leni war ganz verzweifelt. Sie hatte so sehr gehofft, einen der Pfefferkuchen probieren zu dürfen. Oder ihn wenigstens einmal genau anschauen, schön verziert und dekoriert, wie er war. So einen Pfefferkuchen hatte sie noch nie gesehen, und ihr war klar, dass es lange dauern würde, bis sie wieder Gelegenheit dazu bekam.

Lenis Weihnachtessen bestand aus einem Brötchen und einem kleinen Stück Fisch. Sie wusste, dass sie dankbar sein musste, weil Brötchen inzwischen ein seltener Luxus waren und die meisten armen Leute sich nur noch grobes Roggenbrot leisten konnten. Der Karpfen, ein kleines Ungeheuer mit vielen Gräten, kam aus dem Fluss und schmeckte modrig. So sah das Essen der armen Leute aus – mehr konnte sich Auguste nicht leisten. Leni fand den Fisch schrecklich, und so sehr sie auch versuchte, ihn pflichtschuldig zu essen, musste sie fast dabei würgen. Doch sie wusste ja, etwas anderes würde es nicht geben. Entweder der Karpfen oder hungrig zu Bett.

Als die Wirtschaftskrise noch schlimmer wurde, spürte selbst der Mittelstand, der sich bis jetzt von den schlimmsten Auswirkungen des Zusammenbruchs geschützt gefühlt hatte, Einschränkungen im Lebensstandard. Industriestädte wie Katscher waren ohnehin hart

betroffen, aber jetzt spürten auch die reicheren Nachbarstädte den Niedergang. Armut und Elend breiteten sich aus. Die Inflation galoppierte, sodass Auguste mit ihrem Lohn immer weniger kaufen konnte. Kein Wunder, dass sie wütend auf Josef war, der immer noch den grössten Teil des Geldes für Alkohol ausgab. Mit den Jahren trank er immer mehr, und Auguste fand beim Heimkommen am Abend Leni oft allein zu Hause vor, während Josef schon seit Stunden im Gasthaus sass. Ihn dort wegzuholen war eine einzige Quälerei, denn er beleidigte sie vor den anderen Gästen und machte sie lächerlich. Die Männer lachten anzüglich über sie. Manchmal ignorierte er sie auch komplett, was genauso peinlich war, vor allem, weil ja alle zuschauten. Nur wenn sie selbst draussen blieb und Leni hineinschickte, damit sie ihren Grossväter zum Heimkommen überredete, hatte der Wirt Mitleid und sagte zu Josef, es sei jetzt wirklich Zeit zu gehen. Meistens fand Leni Josef an der Theke vor, wo er mit einem Glas Schnaps in der Hand stand. Sie zupfte an seiner Jacke, um ihn zum Mitgehen zu bewegen. Im Gasthaus war er immer in guter Stimmung und kaufte ihr manchmal eine Limonade, sodass er noch ein paar Gläser Schnaps trinken konnte, bevor Leni und der Wirt ihn mit vereinten Kräften zum Gehen bewegten. Dann führte die Fünfjährige ihn die Strasse hinunter nach Hause. Oft stolperte er auf dem Kopfsteinpflaster, stürzte und schlug sich den Kopf an oder verletzte sich an Armen und Beinen. Leni blieb dann geduldig stehen, half ihm auf und stützte ihn den Rest des Weges. Zu Hause angekommen, wusch sie seine Wunden aus.

Auguste wusste, dass ihr Vater immer mehr trank, aber sie hatte keine Ahnung, was sie dagegen unternehmen sollte.

Da alles teurer wurde, blieb ihr nur noch wenig Geld für Lebensmittel übrig, und oft musste sie den Gärtner um Abfälle bitten. Aus dem angefaulten Gemüse kochte sie dann einen übel schmeckenden Eintopf. Aber sie war dankbar, dass sie überhaupt etwas bekam, denn sonst hätten sie hungern müssen.

Eines Abends, als Auguste nach einem anstrengenden Arbeitstag nach Hause kam, lag Josef im Sessel und schlief seinen Rausch aus – und Leni war wieder einmal verschwunden. Als sie ihren Vater endlich wach bekam, erinnerte er sich an seinen Traum, bei dem er mit den Stiefeln an den Füßen im Bett gelegen hatte. Der Nachbar hatte an den Stiefeln gezogen und verzweifelt um Hilfe gerufen. Der Traum war so lebhaft gewesen, dass Josef kaum glauben konnte, dass der Nachbar nicht mit im Zimmer war. Aber Augustes Geduld war nun wirklich am Ende. Sie musste ihre kleine Tochter finden! Nach langem Befragen gab Josef zu, dass er das Kind an den Lumpensammler verkauft hatte, um von dem Geld Weinbrand zu kaufen. Er versicherte seiner Tochter, der Lumpensammler und seine Frau seien gute Leute, die dem Kind ein besseres Leben bieten konnten als sie. Doch Auguste schüttelte nur angewidert den Kopf und lief los, um ihr Kind zu finden, nicht ohne ihn vorher heftig zu beschimpfen. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht, und ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Josef blieb im Sessel sitzen, dachte laut über seinen seltsamen Traum nach und verstand gar nicht, warum sich seine Tochter so aufregte und so undankbar war. Schliesslich hatte er nur das Beste für das Kind gewollt. Warum sie das nicht sah!

Zum Glück kannte man sich in einer Kleinstadt wie Katscher, sodass Auguste nicht nur wusste, wer der Lumpensammler war, sondern auch, wo er wohnte. Das Paar hatte sich vergeblich ein Kind gewünscht. Aber im Leben wäre sie nicht auf die Idee gekommen, dass Josef Leni an diese Leute verkaufen würde – oder dass sie das Kind mitnehmen würden, ohne die Mutter zu fragen. Auguste rannte durch die dunklen Strassen, um ihre Tochter heimzuholen, stolperte ein paar Mal auf dem Kopfsteinpflaster und wäre um ein Haar gestürzt. Als sie bei dem Nachbarn vorbeikam, von dem Josef geträumt hatte, bemerkte sie, dass das Haus ganz dunkel war. Offenbar war der Mann im Gasthaus und vertrank das schwer verdiente Geld seiner Familie.

Schliesslich kam sie beim Haus des Lumpensammlers an, einer auffälligen Hütte inmitten von gebrauchten Waren und Abfall, und erklärte dem Paar so ruhig und freundlich sie konnte, dass alles ein Missverständnis war. Leni stürzte ihrer Mutter in die Arme und schaute sie mit ihren blauen Augen eindringlich fragend an. Sie war ganz verwirrt, hatte ihr Grossvater ihr doch gesagt, diese guten Leute würden von jetzt an für sie sorgen. Sie waren auch nett zu ihr gewesen und hatten ihr etwas Gutes zu essen gegeben, das sie auch gern angenommen hatte. Aber als sie darauf bestand, jetzt nach Hause zu gehen, hatten sie nicht auf sie gehört und ihr gesagt, ihre Mutter wolle sie nicht mehr bei sich haben. Die entsetzte Leni hatte sich an die Hoffnung geklammert, dass das nicht wahr sein könne, und als Auguste endlich da war, wollte sie sie gar nicht mehr loslassen. Sie klammerte sich an ihren Rock, als hinge ihr junges Leben davon ab.

Schliesslich konnte Auguste sie überreden, sich von den netten Leuten zu verabschieden, und sie bedankte sich höflich bei ihnen, wie ihr befohlen worden war. Dass auch ihre Mutter ausser sich war vor Schreck, wusste sie nicht. Es hätte ja sein können, dass der Lumpensammler weiterzog und sie ihre Tochter niemals wiedersah. Als die beiden wieder zu Hause ankamen, war Auguste vollkommen erschöpft und wusste nicht mehr aus noch ein.

Am nächsten Morgen erklärte Josef, dem sein Traum immer noch keine Ruhe liess, er würde jetzt nach dem Nachbarn sehen. Dessen Haus war immer noch verschlossen und ohne ein Lebenszeichen. Josef klopfte eine halbe Stunde, dann holte er andere Nachbarn, und sie brachen die Tür auf. Tatsächlich lag der Mann tot in seinem Bett.

5

Der Tod des Nachbarn war der Anfang einer schlimmen Woche für die Familie Quaschigroch, denn sie mussten nicht nur zu einer Beerdigung gehen, sondern zu zweien. Die erste Beerdigung war ein nüchterner Abschied von einem Mann, der urplötzlich, aus voller Gesundheit heraus, gestorben war. Niemand begriff, wie das hatte passieren können, aber alle hörten Josef zu, wenn er von seinem Traum erzählte, mit dem sich der Tod des Nachbarn angekündigt hatte. Die guten Leute von Katscher waren brave Christen, aber eben auch sehr abergläubisch. Sie bekreuzigten sich heftig und betrachteten Josef mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Angst. Josef hielt sich derweil für einen Hellseher und zog sich ins Gasthaus zurück, um seinen faszinierten Zuhörern seine Weisheiten zu präsentieren.

Später in derselben Woche mussten sie ihre schwarze Trauerkleidung noch einmal anlegen, wieder anlässlich einer ganz unerwarteten Beerdigung. Josef trauerte diesmal noch mehr als um den Nachbarn, den er sehr gemocht hatte. Denn an diesem Tag trugen sie seinen geliebten lustigen Sohn Josef jr. zu Grabe, der plötzlich und auf rätselhafte Weise gestorben war.

Josef jr. hatte mit einigen Arbeitskollegen im Gasthaus getrunken und hatte sich dann gemeinsam mit ihnen einigermaßen betrunken auf den Heimweg gemacht. Sie waren an dem Laden des Bestatters vorbeigekommen, wo ein Sarg im Schaufenster stand.

Der Deckel stand offen, damit man die seidene Innenausstattung und die weichen Kissen sehen konnte, auf denen der Verstorbene liegen sollte. Die fröhliche Runde beschloss, sich einen Spass zu machen, und konnte dem einladend geöffneten Sarg nicht widerstehen. Einige Männer brachen die Tür auf, und dann standen sie da und forderten sich gegenseitig heraus, sich doch mal in den Sarg hineinzulegen. Einer von ihnen sollte so tun, als wäre er tot, und die Passanten erschrecken. Josef jr., der schon immer ein besonders komödiantisches Talent gehabt hatte und gerne Streiche spielte, Witze erzählte und überhaupt herumalberte, erklärte sich bereit.

So legte er sich also in den Sarg, und seine Freunde versteckten sich im hinteren Teil des Ladens. Die abergläubischen Leute von Katscher sollten sich mal so richtig erschrecken. Es dauerte auch nicht lange, dann kamen einige Leute an dem Schaufenster vorbei und starrten den vermeintlichen Leichnam im Sarg entsetzt an. Als der «Tote» sich dann auch noch aufsetzte, sie grüsste, und wildes Gelächter aus dem Laden ertönte, fuhren sie verängstigt zurück. Sie fanden den Scherz überhaupt nicht lustig. Einer von Josefs Freunden erinnerte sich später, dass ein Mann Josef jr. ernst ermahnt hatte, er riskiere sein Leben, wenn er so etwas mache. Wer sich in einen Sarg legt, sagte er ihnen, fordere den eigenen Tod heraus. Die jungen Männer lachten nur darüber, schlugen sich auf die Schultern und liefen laut grölend nach Hause. Aber die Warnung des Mannes holte sie auf entsetzliche Weise ein, denn im Laufe der Nacht wurde Josef jr. tatsächlich tot aufgefunden. Der Arzt konnte keine Todesursache feststellen. Verstört darüber, dass er diesmal keinen war-

nenden Traum gehabt hatte, suchte Lenis Grossvater den Rat einer Hellseherin, die ihn in Kontakt mit dem toten Sohn bringen sollte. Was dabei herausgekommen war, verriet er niemandem.

Auguste hatte wenig Musse, um richtig um ihren geliebten Bruder zu trauern. Sie hatte jetzt endgültig genug von der Trinkerei ihres Vaters und beschloss auszuziehen. Schon seit Monaten hatte sie darüber nachgedacht und nicht nur einmal heftig bedauert, dass sie Andreas gesagt hatte, sie könne Katscher nicht verlassen. Jetzt war sie so weit, dass ihr karger Lohn einfach nicht mehr ausreichte, um sein Trinken zu finanzieren und auch noch Lebensmittel für die Familie zu kaufen. Sie hatte wirklich alles versucht, um das Versprechen einzulösen, das sie ihrer Mutter auf deren Sterbebett gegeben hatte. Aber jetzt konnte sie einfach nicht mehr.

Nach einigem Suchen fand sie eine Wohnmöglichkeit in einem anderen Haus und erklärte Josef, sie würde gemeinsam mit Leni ausziehen.

Doch statt erleichtert zu sein, dass er sie und die verhasste Enkelin endlich loswurde, machte sich Josef insgeheim Sorgen, wie er zurechtkommen sollte, wenn ihm Augustes Lohn nicht mehr zur Verfügung stand. Er stellte sich höchst beleidigt in der Hoffnung, Auguste würde ein schlechtes Gewissen bekommen und es sich noch einmal anders überlegen. Und als sie keine Anstalten machte, ihre Entscheidung rückgängig zu machen, befahl er ihr, sofort sein Haus zu verlassen. Auguste packte ihre wenigen Habseligkeiten in eine Holzkiste: das Bild vom Letzten Abendmahl, zwei Becher, zwei Teller, zwei Löffel und ein paar Kleidungsstücke. Leni packte

ebenfalls. Sie hatte nur drei Spielzeuge: einen grossen grün-roten Ball mit den Bildern eines Mädchens und eines Jungen darauf, eine aus einer alten Socke selbst gemachte Lumpenpuppe und eine Stoffkatze, deren Schnurrhaare aus Besenborsten waren.

Der Gemüsehändler, der immer freundlich zu Auguste gewesen war, erklärte sich bereit, die beiden in ihr neues Zuhause zu bringen. Josef war nicht da, als sie gingen, und so fuhren sie ohne Abschied mit dem Pferdekarren des Gemüsehändlers übers Kopfsteinpflaster davon. Auguste, Leni und die Tochter des Gärtners, selbst Mutter zweier unehelicher Kinder, sassen auf dem Karren inmitten der paar Habseligkeiten, die sie mitnahmen. Auguste hatte oft versucht, mit der Frau Freundschaft zu schliessen – sie teilten ja schwierige Lebensumstände. Aber es war ihr nie gelungen. Aus unerfindlichen Gründen schaute die Frau auf Auguste herab und verachtete vor allem Leni, deren Ball sie jetzt festhielt, während sie die holprige Strasse entlangschaukelten. Die Fahrt dauerte nur zwanzig Minuten. Als sie ankamen, sprang die Tochter des Gemüsehändlers vom Wagen und reichte Leni ihren Ball. Er war über und über durchlöchert, als hätte jemand mit einer Stricknadel hineingestochen. Schluchzend zeigte Leni ihrer Mutter ihren zerstörten Schatz. Aber Auguste, die keine Schwierigkeiten machen wollte, brachte sie schnell zum Schweigen und entschuldigte sich bei dem Gärtner und seiner Tochter für das schlechte Benehmen der Kleinen. So stand sie da mit ihrem kaputten Ball. Und als der Karren davonrumpelte, drehte sich die Tochter des Gärtners um und warf ihnen einen drohenden Blick zu. Leni verstand überhaupt nicht, warum diese Frau ihr wehtat. Sie war vollkommen am Boden zerstört.

Wieder einmal fragte sie ihre Mutter, warum die Leute so gemein zu ihr waren, aber wie immer hatte Auguste darauf keine Antwort.

Das neue Zuhause war ein Zimmer im hinteren Teil eines Hauses mit Seiteneingang, ganz ähnlich wie das Zimmer, das Josef von dem Gemüsehändler gemietet hatte. Ein Schrank war vor eine weitere Tür gerückt worden, die direkt ins Haus führte. So waren Mutter und Tochter ganz für sich. Das Zimmer war kalt und leer, abgesehen von einem Einzelbett, in dem Auguste und Leni zusammen schliefen. Um die neue Behausung etwas freundlicher zu gestalten, hängte Auguste ein paar Sterne und Engel aus Karton und Silberpapier an eine Vorhangstange und stellte ihr geliebtes Bild vom Letzten Abendmahl an die Wand. Dort verdeckte es ein wenig die Risse im Putz. Sie wollte das Bild aufhängen, sobald sie Geld für einen Haken hatte.

In der ersten Nacht gab es ein heftiges Gewitter. Leni kuschelte sich an ihre Mutter und fühlte sich dort wohl und geborgen, selbst in der fremden Umgebung. Sie lauschten dem ohrenbetäubenden Donner und beobachteten die Blitze, die über den Himmel zuckten.

Auguste hatte mit der Hausbesitzerin gesprochen, dass diese auf Leni aufpassen sollte, wenn sie in der Weberei arbeitete. Am Vormittag erledigte Leni kleine Besorgungen, am Nachmittag spielte sie unter der Aufsicht der Frau, die aber sehr viel mit der Pflege ihres kranken achtzehnjährigen Sohnes zu tun hatte und sich kaum für den Bastard interessierte. Eines Tages kam fahrendes Volk mit bunten Wägelchen durch die Stadt. Die kleinen, dunkelhaarigen Kinder liefen lachend und barfuss durch die Strassen und tobten herum.

Die Fahrenden machten auf dem Marktplatz halt, lasen den Leuten aus der Hand und verdienten sich auf manch andere Weise ein wenig Geld, während die Stadtbewohner sie mit kaum verhohlener Verachtung anschauten. Die Kinder in der Stadt hatten sich versammelt, um den braunen Tanzbären anzusehen, der sie mit seinen Sprüngen immer wieder verscheuchte. Dann zogen die Fahrenden weiter durch die Stadt, und die älteren Kinder folgten ihnen, um zu sehen, was der Bär wohl als Nächstes tun würde. Und da niemand auf sie aufpasste, lief Leni mit.

In den Dreissiger Jahren war fahrendes Volk in Deutschland ein gewohnter Anblick. Sie galten als Kriminelle. In Katscher kursierten Gerüchte, dass sie blonde, blauäugige Kinder stahlen und verstümmelten, indem sie ihnen Säure in die Augen spritzten, um sie blind zu machen. Dann würden diese Kinder zum Betteln geschickt, hiess es. Angeblich waren die blonden Kinder bessere Bettler, weil sie bei den Leuten mehr Mitleid erregten als die dunkelhäutigen «Zigeunerkinder» und ihnen viel leichter das Geld aus der Tasche ziehen konnten.

Lenis weissblonder Schopf stach aus der Gruppe von Kindern hervor, die staunend beobachteten, wie der Bär hin und her schwankte und sein Herr ihn mit dem Stock anstiess. Der Bäcker sah ebenfalls zu und bekam mit, dass eine Gruppe Erwachsene mit schwarzen Haaren und schlechtsitzenden, zerlumpte Kleidern die blonde, blauäugige Leni von der Gruppe weg und in einen der Wagen zerrte. Sobald Auguste von der Arbeit nach Hause kam, suchte der Bäcker sie auf und berichtete, was er gesehen hatte. Leni war ganz sicher nicht freiwillig mitgegangen.

Sie hatte nach ihren Entführern geschlagen und versucht, sich freizu trampeln. Guter Mann, der er war, wollte der Bäcker Auguste helfen, ihre Tochter zu finden. Er spannte sein Pferd vor den Wagen und fuhr mit ihr die Strasse entlang, auf der die Wagen ein paar Stunden zuvor weggefahren waren. Bald entdeckten sie die Fahrenden am Stadtrand, wo sie angehalten hatten, um ein Feuer anzuzünden und sich ihr Abendessen zu kochen. Zuerst reagierten die Männer empört und leugneten, jemals ein Kind mitgenommen zu haben. Doch der Bäcker drohte ihnen, die Polizei zu rufen, wenn sie Leni nicht herausgaben. Und da sie sich sehr vor jedem Kontakt mit der Obrigkeit fürchteten, gaben sie Leni zögernd heraus. Am nächsten Morgen waren sie verschwunden.

Wieder einmal war Auguste mit der harten Realität konfrontiert, zur Arbeit gehen und Leni allein lassen zu müssen, und dies bei jemandem, von dem sie nicht wusste, was er mit ihrem Kind machte. Eine zusätzliche Last in ihrem schweren Alltag und Überlebenskampf angesichts der zerbröckelnden deutschen Wirtschaft. Sie assen nur die billigsten Stücke Fleisch, auch Pferdefleisch, das Auguste sich immerhin manchmal leisten konnte. Dazu gab es Kartoffeln, Kohl und Brot. Frisches Obst war eine Delikatesse, die sich nur wenige Leute leisten konnten. Die Abende verbrachten sie gemeinsam, und Leni hörte aufmerksam zu, wenn ihre Mutter von ihrer Kindheit und von den Streichen ihres komödiantischen Bruders Josef jr. erzählte. Zu anderen Zeiten kuschelten sie sich unter die Decke und lauschten einem Gewitter oder dem Regen, der gegen das Fenster trommelte. Es war ein sehr einfaches und oft wirklich schweres Leben.

Kurz nachdem sie in das kleine Zimmer gezogen waren, wurde Leni ernstlich krank. Auguste war klar geworden, dass der Sohn der Familie unter Tuberkulose litt und zu sterben drohte. Seine Mutter sorgte für ihn und kochte ihm das beste Essen, das sie sich in diesen harten Zeiten leisten konnte. Jeden Morgen, bevor Leni losging, um Besorgungen zu machen, beobachtete sie, wie die Mutter den Sohn mit dem Löffel fütterte. Er hustete, nieste und spuckte aufs Essen, und wenn er nicht mehr konnte, befahl seine Mutter Leni, sie solle es aufessen, schliesslich dürfe man so gutes Essen nicht umkommen lassen. Sie sagte Leni, sie solle dankbar sein, dass sie etwas Anständiges bekam. Leni schauderte, wenn sie daran dachte, denselben Löffel in den Mund zu stecken wie der Sohn. Schon in ihrem jungen Alter war ihr klar, dass das nicht richtig sein konnte. Aber wenn sie versuchte, sich zu weigern, wurde sie ins Gesicht geschlagen, sodass es Stunden dauerte, bis die Handabdrücke wieder verschwunden waren. Manchmal zog sie die Schläge vor, an anderen Tagen fügte sie sich und kniff die Augen zu, während sie versuchte, über die Hinterlassenschaften des kranken Jungen hinwegzusehen, die sich noch in der schmutzigen Schüssel fanden. Als sie sechs Jahre alt war und anfangen sollte, zur Schule zu gehen, bekam sie Fieber, wurde apathisch und hustete schwer. Eine Untersuchung beim Arzt ergab, dass sie sich tatsächlich mit Tuberkulose angesteckt hatte. Die Reaktion der Hausbesitzerin war geradezu boshaft: Wenn ihr Kind litt, konnten andere Kinder ruhig auch leiden.

Lenis Tuberkulose war noch im Frühstadium, als sie entdeckt wurde. Aber Auguste konnte sich die Behandlung, die die Krank-

heit gestoppt und Leni wieder ganz gesund gemacht hätte, nicht leisten. Stattdessen verliess sie sich auf «Arme-Leute-Medizin», die man ihr empfohlen hatte. Das Heilmittel kam aus einem Dorf im benachbarten Polen und bestand im Wesentlichen aus Hundefett, das Leni essen sollte. Auguste fand die Vorstellung abstoßend, aber sie wusste, ohne jegliche Behandlung würde Leni sterben. Und sie wollte wirklich alles tun, um ihre Tochter zu retten. Also beschaffte sie sich eine kleine Menge Hundeschmalz und strich sie auf eine Scheibe Brot, die sie Leni zu essen gab, wie man ihr gesagt hatte. Wenig später wurde Leni beim Arzt «durchleuchtet», und es zeigte sich, dass die Tuberkulose wundersamerweise verschwunden war. Nur auf Lenis rechtem Lungenflügel blieb ein Schatten zurück, und ihr ganzes Leben lang hustete sie bei kaltem Wetter. Der Schatten auf ihrer Lunge und der Husten sollten sie bis zu ihrem Tod an die Härten ihrer Kindheit erinnern.

6

Der Sommer 1931 erlöste Katscher von der Düsternis des Winters und dem kalten Frühlingsregen. Die Bäume wurden grün, die Leute waren besser gelaunt, und bunt gekleidete Frauen schienen aus dem Winterschlaf aufzuwachen und die warme Sonne zu geniessen, so dass ihre blasse Haut einen goldenen Schimmer bekam. Auch für Auguste und Leni brachte das wärmere Wetter mehr Optimismus, zumal Leni sich wieder ganz von ihrer Tuberkulose erholt hatte. Auguste staunte über die Wirksamkeit des Volksheilmittels, das sie zuerst mit grossem Misstrauen betrachtet und nur als letzten Notbehelf angewandt hatte. Wieder einmal hatten die alten Bräuche gesiegt. Die alten Stadtbewohner hätten sie wohl getadelt, hätten sie von ihrer Skepsis gewusst.

Der achtzehnjährige Sohn der Hausbesitzerin jedoch hatte nicht so viel Glück wie Leni. Seine Mutter litt sehr unter seinem Tod, betrauerte ihn und verlor allen Lebensmut. Sie ging kaum noch vor die Tür und hatte nun überhaupt kein Interesse mehr daran, sich um Leni zu kümmern. Leni würde bald zur Schule gehen, und obwohl die trauernde Mutter versprochen hatte, sie hinzubringen, wurde nichts daraus.

Leni war sehr aufgeregt, weil nun ein neues Kapitel in ihrem Leben begann. Sie hatte die älteren Kinder von der Schule reden gehört und sie beobachtet, wenn sie hingingen und wieder zurückka-

men, begleitet von Freunden. Ab und zu hatte sie sogar einen Blick in eins der Bücher geworfen. Es schien ihr ewig zu dauern, bis der erste Schultag endlich nahte. Aber endlich zog Auguste ihr ein sauberes abgelegtes Kleid an, damit sie für den grossen Tag gut ausgerüstet war. Sie warf ihrer Tochter einen stolzen Blick zu. Ihr einziger Kummer war, dass sie sich keine Schuhe für Leni leisten konnte. Aber Leni kümmerte sich nicht darum – es war Sommer, und sie war jetzt schon so viele Sommer barfuss gelaufen, dass es auf einen mehr oder weniger nicht mehr ankam.

Da Auguste sich nicht freinehmen konnte, weil sie dann auf Lohn hätte verzichten müssen, erklärte sie Leni ganz genau den Schulweg und liess ihre Tochter alles wiederholen, bis sie den Weg auswendig kannte. Und tatsächlich lief alles nach Plan. Leni hüpfte stolz die Strasse hinunter, bis sie zur Schule kam und den Schulhof durch das Eisentor betrat, hinter dem sie die anderen Kinder schon so oft beobachtet hatte. Sie betrachtete die versammelten Kinder auf dem kleinen Hof. Die Mädchen sahen so fein aus in ihren Kleidern, die Jungen schick in grauen Shorts und mit glänzend polierten Stiefeln. Tatsächlich fiel ihr auf, dass alle anderen Kinder Schuhe trugen. Sie war die einzige, die barfuss gekommen war, und das war ihr entsetzlich unangenehm. Sie schaute auf ihre Füsse, die vom Weg ganz schmutzig waren, und bemerkte, wie hässlich sie waren. Die anderen Kinder scharten sich um sie und betrachteten sie, so wie sie auch die anderen Neuankömmlinge betrachtet hatten. Doch schnell bemerkten sie, dass an Leni etwas anders war. Sie starrten ihre Füsse an, die nicht nur nackt und schmutzig waren, sondern auch grösser als alle anderen Kinderfüsse.

Leni hatte die grossen Füsse von ihrem Grossvater Josef geerbt und nie darüber nachgedacht. Alle in ihrer Familie hatten grosse Füsse. Aber jetzt starrten viele Kinderaugen ihre grossen nackten Füsse an. Sie rollte die Zehen ein und stellte einen Fuss auf den anderen, um sie wenigstens teilweise verschwinden zu lassen.

Der Lehrer kam und befahl den Kindern, sich in einer Reihe aufzustellen. Die anderen gingen nur zögernd weg, immer noch fasziniert von dem Anblick, flüsternd, mit den Fingern zeigend und starrend. Als Leni mit ihnen weiterging, trat ein Mädchen ihr absichtlich auf die Zehen. Leni zuckte zusammen. Das löste eine Kettenreaktion aus – ein zweites Kind trat ihr auf die Zehen, dann noch eins und noch eins, bis ihre Zehen ganz blutig waren. Leni fing an zu weinen, und mit der Grausamkeit, die Kindern oft zu eigen ist, lachten die anderen sie aus. Der Lehrer bemerkte nicht, was vorging, und tadelte Leni, weil sie am ersten Schultag weinte. Sie sei wohl noch ein Baby und vermisse ihre Mutter. Dabei spielte es gar keine Rolle, dass Auguste nicht da war. Leni war ja daran gewöhnt, von ihrer Mutter getrennt und allein zu sein. Sie versuchte zu erklären, was los war, aber es war ihr so peinlich, mit dem Lehrer zu sprechen, dass sie keinen richtigen Satz zustande brachte.

Die Demütigungen machten nicht vor dem Klassenzimmer halt. Die Lehrerin liess jedes Kind einzeln aufstehen und der Klasse die Namen von Mutter und Vater sagen. Und so standen sie alle stolz da und ratterten die Namen ihrer Eltern herunter. Alle Familien der Stadt waren vertreten. Leni sagte den Namen ihrer Mutter und hielt

dann inne, blieb stehen und wartete auf ein Zeichen, dass sie sich setzen sollte. Das Schweigen wurde immer dichter, die Kinder fing an zu lachen, und die Lehrerin fing leise an zu lächeln, als ahnte sie den Grund für Lenis Bedrängnis. Schliesslich nannte Leni der Klasse den Namen ihres Grossvaters. Die Lehrerin, die natürlich wusste, dass Leni unehelich geboren war, tadelte sie als Lügnerin. Jetzt wusste also die ganze Klasse, dass Leni keinen Vater hatte. Zur Strafe für die Lüge musste Leni allein ganz hinten in der letzten Bank sitzen. Alle anderen sassen paarweise. Tränen liefen ihr über die feuerroten Wangen. Ihr einziger Trost war, dass hier hinten niemand sah, wie sie weinte. Da sie alle vor ihr sassen, konnten sie auch nicht sehen, wie ihr die Tränen über die Nase liefen, die jetzt sicher ebenfalls feuerrot war. Sie hatte sich so sehr auf den ersten Schultag gefreut, hatte seit Jahren davon geträumt und sich danach gesehnt. Und nun war es der schlimmste Tag ihres Lebens.

Am Morgen, bevor die Kinder in die Schule gekommen waren, hatten ihre Eltern die Lehrerin aufgesucht und eine Schultüte dage-lassen, eine grosse bunte Spitztüte aus Karton, die mit Spielsachen, Süssigkeiten und anderen Dingen gefüllt war, um den ersten Schultag zu feiern und über den ersten Trennungsschmerz hinwegzutrosten. Die Tüten wurden den Kindern von der Lehrerin überreicht – eine sehr beliebte Tradition, auf die sich alle Kinder freuten. Die meisten bewahrten ihre Schultüte auf und erinnerten sich ein Leben lang an den Moment, als sie sie bekommen hatten.

Wieder forderte die Lehrerin die Kinder auf, sich in eine Reihe zu stellen. Leni trocknete ihre Tränen und stellte sich etwa in der

Mitte auf. Doch die Lehrerin packte sie an der Schulter, bohrte ihr die knöchernen Finger in die Haut und schob sie ans Ende der Reihe. Sie erklärte Leni, dort ganz am Ende würde von jetzt an ihr Platz sein. Damit sie immer daran dachte, wer sie war und wohin sie gehörte. Die anderen Kinder kicherten. Sie wurden jetzt aufgefordert, der Reihe nach ans Lehrerpult zu treten und ihre Schultüte entgegenzunehmen. Leni beobachtete ihre Mitschülerinnen und Mitschüler, wie sie die bunten Tüten in Empfang nahmen. Sie schauten hinein, verglichen die Spielsachen und kauten auf ihren Bonbons. Leni wartete mit wachsender Aufregung auf ihren grossen Moment, der alles zum Guten wenden würde. Mit leuchtendem Gesicht spähte sie nach vorn. Die Reihe bewegte sich langsam nach vorn, bis nur noch eine Tüte da war. Aber es war noch eine Schülerin vor ihr dran, die jetzt nach vorn ging und ihre Tüte überreicht bekam. Leni stand verwirrt da. Das einzige, was noch auf dem Lehrerpult lag, war eine braune Papiertüte, die bunten Spitztüten waren alle verteilt. Leni schaute rechts und links und unter das Pult – irgendwo musste doch ihre Schultüte versteckt sein! Die Lehrerin rief sie auf. Zögernd und schüchtern ging Leni zum Pult und nahm – die braune Papiertüte in Empfang. Sie konnte hören, wie die anderen hinter ihr lachten, wurde rot und biss sich fest auf die Lippe, um nicht schon wieder zu weinen. War das wieder eine Strafe, weil sie vorhin geweint hatte? Oder weil sie barfuss in die Schule gekommen war? Oder was sonst? Aber die Lehrerin gab ihr nur, was Auguste am frühen Morgen bei ihr abgeliefert hatte. Mehr hatte sie sich einfach nicht leisten können. Unter dem grausamen Spott ihrer Mitschüler

schlich Leni zurück nach hinten. Sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, setzte sich und warf einen Blick in die braune Papiertüte. Ein paar Walnüsse waren darin und ein Brötchen. Verzweifelt versuchte sie, das Schluchzen zu unterdrücken, das in ihrer Kehle aufstieg. Nur nicht wieder bestraft werden!

Von diesem schrecklichen ersten Schultag an fühlte sich Leni wie eine Ausgestossene. Sie war bitter enttäuscht, dass all ihre Hoffnungen und Träume von einem neuen Kapitel ihres Lebens sich in Luft aufgelöst hatten – zumal sie sich auf den grossen Moment ja so sehr gefreut hatte. Vom ersten Tag an lernte sie, dass ihr Platz in der letzten Reihe war. Und wenn sie trödelte, weil ja ohnehin alle anderen vor ihr dran waren, wurde sie dafür auch noch mit dem Rohrstock bestraft. Wenn sie sich aber beeilte, ihren Platz ganz hinten einzunehmen, drohte ihr der Rohrstock, weil sie nicht gewartet hatte. Wieder einmal musste sie zusehen, dass sie das kleinere Übel wählte. Wenn andere Schüler sie beschuldigten, etwas angestellt zu haben, durfte sie sich nicht verteidigen. Oft wurde sie streng bestraft, nur weil sie zum Beispiel den Text eines Liedes nicht kannte. Auch für Streiche ihrer Mitschüler, an denen sie gar keinen Anteil hatte, wurde sie bestraft. Oder wenn jemand seine Hausaufgaben nicht gemacht hatte. Sie wurde geschlagen, weil sie hustete – eine Folge der Tuberkulose, gegen die sie machtlos war. Sie war die Zielscheibe für den Spott ihrer Mitschüler und für die schlechte Laune ihrer Lehrerin. Die nämlich liess keine Gelegenheit aus, Leni daran zu erinnern, dass sie als Bastard keine Rechte hatte. Die anderen Kinder neckten sie gnadenlos, weil sie keinen Vater hatte. Ihr war

bisher gar nicht klar gewesen, dass es sich dabei um eine Art Verbrechen handelte; sie hatte immer gedacht, sie würde bestraft, weil sie unartig gewesen war. Jetzt begriff sie allmählich, dass ein grosser Teil ihres Elends daher rührte, dass sie unehelich geboren war. Eine Tatsache, für die sie gar nichts konnte.

Und es nahm kein Ende, wenn die Schulglocke ertönte und die Kinder nach Hause gingen. Oft versteckten sie sich hinter Büschen an Lenis Heimweg und schossen mit der Steinschleuder auf sie. Sehr schnell lernte sie allerdings, dass ihre Verfolger sich schnell langweilten, wenn sie so tat, als machte ihr das Ganze nichts aus. Und so liess sie sich ein dickes Fell wachsen und gab sich nach aussen unbeeindruckt. Sie ging einfach weiter, bis die anderen ausser Sichtweite waren, und zog erst dann ihr Taschentuch hervor, das nass war von den Tränen des Tages. Trotzdem war sie innerlich sehr verletzt.

Leni wusste, diese Kinder waren gemein und widerlich, und was sie taten, war einfach falsch. Sie erzählte auch ihrer Mutter davon, aber Auguste konnte nichts tun, um ihr zu helfen. Wenn sie sich beim Schulleiter oder bei den Eltern der Rädelsführer beschwerte, wurde sie einfach ignoriert. Schlimmer noch, ihr wurde immer wieder deutlich gesagt, dass man sie als gefallene Frau mit einem Bastard ansah, die Schande über ihre Familie und die ganze Stadt gebracht hatte. Weder sie noch ihre Tochter hatten eine bessere Behandlung verdient, und sie sollte froh sein, dass ein uneheliches Kind überhaupt zur Schule gehen durfte. Leni begriff ihrerseits bald, dass Klagen die Gemeinheiten nur noch schlimmer machten,

also erzählte sie ihrer Mutter nichts mehr davon. Die wichtigste Lektion, die sie im ersten Schuljahr lernte, lautete: Du bist ein Bastard und deshalb schlecht. Es machte ihr grosse Angst, dass sie nichts tun konnte, um Anerkennung zu bekommen. Niemand sah das Gute in ihr oder war bereit, sie gern zu haben. Sie musste einfach nur gehorchen, den Mund halten und ihre Geheimnisse für sich behalten.

7

Lenis erstes Schuljahr, das geprägt war von den Gemeinheiten ihrer Mitschüler und der Lehrerin, ging langsam dem Ende zu. Für sie war es eine Dauerqual, die erst aufhören würde, wenn das Schuljahr endete und die Kinder in die Ferien entlassen wurden. Allerdings waren auch diese Ferien schon von vornherein verdorben durch das Wissen, dass sie irgendwann vorbei sein würden und dass sie ihren Quälgeistern wieder in die Augen sehen müsste. Sie war furchtbar unglücklich, und sie wusste so gut wie ihre Mutter, dass sie es ganz allein durchstehen musste. Als der erste Tag des neuen Schuljahres heraufdämmerte, riss sie sich zusammen und wappnete sich für die kommenden Angriffe. Sie zwang sich ganz einfach, wieder die Strasse hinunter und durch das Schultor zu gehen, das Kinn trotzig vorgereckt.

Als dieses zweite Schuljahr begann, war sie gerade sieben Jahre alt. Anders als bei ihren Mitschülern verging ihr Geburtstag normalerweise ohne Geschenke oder irgendeine Art von Fest. In den Jahren, in denen Auguste ein bisschen Geld hatte zurücklegen können, schenkte sie Leni ein Weizenbrötchen, aber das passierte eher zu Weihnachten. In diesem Jahr jedenfalls gab es nichts, worauf sie sich freuen konnte – ausser den Diktaten.

Im ersten Schuljahr hatte Leni festgestellt, dass sie gut in Rechtschreibung war und ausserdem für ihr Alter eine ausgezeichnete Handschrift hatte. Sie war vollkommen verblüfft, als sie zum ersten

Mal gute Noten in Schreiben und Diktat bekam, und diese Erfahrung gab ihrem schwachen Selbstbewusstsein den Schub, den sie so dringend brauchte. Endlich eine Fähigkeit, um die sie von anderen Schülern beneidet wurde! Sie hatten zwar alle Väter und wurden auch nicht müde, Leni diese Tatsache unter die Nase zu reiben. Aber sie taten sich allesamt schwer mit der deutschen Rechtschreibung, vor allem mit den komplizierten Verbindungen von Vokal und Konsonant. Viele ihrer Klassenkameraden hatten auch eine schreckliche Handschrift und kratzten nur so übers Papier, wobei sie Tintenflecken hinterliessen, die wie kleine schwarze Explosionen oder Pocken aussahen. Als die Aufgaben schwieriger wurden und erste Sätze und kleine Aufsätze dazukamen, hatten einige Schüler grösste Schwierigkeiten, selbst ganz einfache Geschichten zu Papier zu bringen. Und Leni gründete ihr erstes kleines Unternehmen: Sie bot den anderen an, ihnen Geschichten zu schreiben, Wenn sie ihr dafür ihre Schulbrote gaben. Das taten sie nur zu gern – ein halbes Schulbrot war ein geringer Preis für die Aussicht, keinen Schlag mit dem Lineal auf die Finger zu bekommen.

Es war eher der Hunger als irgendeine Art von Raffinesse, die Leni auf diese Idee brachte, aber sie begriff recht bald, dass ihre Fähigkeiten sich auszahlten. Sie bekam nicht nur ein sättigendes Mittagessen, oft genug auf feinem Weissbrot, sondern konnte sich ausserdem auch noch ein ganz kleines bisschen überlegen fühlen. Denn ihr fiel etwas leicht, was einige ihrer beliebteren und selbstbewussteren Klassenkameraden in tiefste Verzweiflung stürzte. Auf dem Schulweg an ihrem siebten Geburtstag beschloss sie, je-

mandem ein attraktives Angebot zu machen, sodass sie zu Mittag auf ein ganz besonderes Geburtstagsbrot zurückgreifen könnte.

Es war ebenfalls in Lenis zweitem Schuljahr, dass sich die Lebensumstände dramatisch änderten, sowohl für Auguste als auch für ganz Deutschland. Die politische Krise war nach den Wahlen von 1932 weitergegangen und hatte sich noch verschärft, und Hitler schürte Panik vor allem in Industriellenkreisen, indem er behauptete, Deutschland stünde vor einer bolschewistischen Revolution wie in Russland und würde in Blutvergiessen, Aufruhr und schliesslich in einem Staatsbankrott versinken. Nur seine Nazi-Partei könne diese nationale Katastrophe verhindern. Eine prominente Gruppe von Industriellen liess sich von diesen Aussagen so sehr erschrecken, dass sie eine Petition an den Reichspräsidenten schickte und forderte, er müsse Hitler zum Reichskanzler ernennen, um das Land vor dem Zusammenbruch zu retten. Unterstützt wurden sie von den rechten Parteien, die versprachen, Hitler ihre Stimmen zu geben, wenn sie an seiner Regierung beteiligt würden. Trotz der Ergebnisse der vorhergehenden Wahlen, bei denen nur ein Drittel der Bevölkerung die Nazis unterstützt hatte, wurde Hitler also Reichskanzler und drängte wenig später alle kleineren Parteien aus der Regierung, ungeachtet seiner früheren Versprechungen.

Überall in Deutschland, sowohl in grossen als auch in kleinen Städten wie Katscher, gerieten die Unterstützer der Kommunistischen Partei unter Druck, nachdem die Nazis immer mehr Einfluss gewannen. Das betraf auch den Katscher Kommunisten Paul Schat-

ke, der sich darauf einstellen musste, dass seine Freiheit immer weiter eingeschränkt wurde und dass es womöglich auch zu Verfolgungen kommen würde.

Auguste hatte sich allmählich damit abgefunden, mit ihrer Tochter allein zu leben, ohne eine erfüllende Beziehung zu einem Mann, geschweige denn eine Ehe. So hatte sie auch kaum Notiz von den Männern genommen, die mit ihr in der Weberei arbeiteten oder die ihr in der Stadt begegneten. Aber eines Tages lernte sie Paul Schatke kennen, der in einer der Fabriken vor Ort Mehlsiebe herstellte. Sie hatte ihn schon gelegentlich in der Stadt gesehen und war von ihren Arbeitskolleginnen gewarnt worden, er sei zwar sehr charmant und liebenswürdig, aber eben auch ein Frauenheld. Und, fügten die anderen Frauen hinzu, er trank viel zu viel und hatte schon mehrfach seine Arbeit verloren, weil er nach einem Saufgelage morgens nicht an seiner Arbeitsstelle erschienen war. Sie sollte sich von Schatke fernhalten, sagten sie alle, er würde ihr ohnehin schwieriges Leben nur noch komplizierter machen. Auguste hörte auf sie, fühlte sich aber trotzdem geschmeichelt, als Schatke anfing, sich für sie zu interessieren. Wider besseres Wissen genoss sie seine Gesellschaft und liess es zu, dass er ihr den Hof machte.

Leni kümmerte sich nicht sehr um den neuen Freund ihrer Mutter; sie hatte genug mit der Schule zu tun, wo sie immer noch ständig belästigt wurde, wenn es auch gelegentlich Phasen der Entspannung gab, weil sie mit ihrem Talent fürs Schreiben buchstäblich ihr tägliches Brot verdiente. Aber als der Winter kam, kehrte ihr lästige

ger Husten zurück, und so sehr sie versuchte, ihn während des Unterrichts zu unterdrücken, wurde sie doch oft fürs Husten bestraft, und zwar mit hässlichen Schlägen mit dem Lineal auf die Finger oder ins Gesicht. Eines Tages trat sie auf dem Schulhof in eine Glasscherbe und war gezwungen, den ganzen Tag mit einem blutenden Fuss dazusitzen. Die Lehrerin schimpfte sie aus und behauptete, sie hätte sich die Verletzung absichtlich beigebracht, indem sie sich weigerte, Schuhe zu tragen. Dabei konnte Leni von dem Luxus, richtige Schuhe zu tragen, nur träumen: Sie standen auf Augustes Liste der dringendsten Notwendigkeiten ziemlich weit unten, und es war klar, dass sie sich so etwas noch lange nicht würden leisten können.

Leni war zu einem nervösen Mädchen ohne jedes Selbstbewusstsein geworden und passte ständig auf, nichts zu tun, was den Zorn der anderen erregte. Irgendwie gab es furchtbar viele gemeine Kinder an dieser Schule. Ihre Nervosität machte sie ungeschickt, sie liess oft etwas fallen, stolperte ständig oder warf etwas um. Sie fürchtete sich, im Unterricht etwas zu sagen – wobei die Lehrerin sie ohnehin nie aufrief – und war zu schüchtern, um ihre Klassenkameraden anzusprechen, die sie behandelten wie eine Geächtete. Tief in ihrem Inneren fühlte sie sich einsam und wünschte sich sehnlichst eine Freundin oder einen Freund. Denn eigentlich war sie ein geselliges Kind, Alleinsein stand ihren Neigungen ganz und gar entgegen. Sie wollte so gern dazugehören!

Eines Tages, nach einer besonders schrecklichen Episode auf dem Schulhof, wo sie wieder einmal geneckt worden war, weil sie keinen Vater hatte, kam Leni noch verstörter als sonst nach Hause.

Sie erzählte ihrer Mutter, sie sei auf dem Heimweg von einem riesigen schwarzen Hund verfolgt worden, so gross wie ein Wolf und mit leuchtend gelben Augen. Das Tier sei dicht hinter ihr gelaufen, und sein keuchender Atem hätte sie bis ins Mark erschreckt. Sie hatte sich in einer Toreinfahrt versteckt, bis er vorbeigelaufen war. Aber Sekunden später, als sie wieder nach ihm geschaut hatte, war der Hund verschwunden. Die Strasse war breit und gerade, es gab keine Stelle, an der sich ein grosser Hund verstecken konnte. Leni stand da und schaute, aber sie konnte sich absolut nicht vorstellen, wohin der Hund verschwunden war. So erleichtert sie über sein Verschwinden war, so sehr rätselte sie auch darüber.

Auguste war sehr besorgt, als sie diese Geschichte hörte. Katscher war eine kleine Stadt, in der sie sich gut auskannte. Niemand besass hier einen riesengrossen schwarzen Hund mit gelben Augen. Es hätte gut sein können, dass er zu einer Gruppe von Fahrenden gehörte, aber da waren schon lange keine mehr da gewesen. Viele Leute in Katscher behaupteten gelegentlich, Dinge zu sehen oder zu hören, die mit okkulten oder übernatürlichen Erscheinungen zu tun hatten, und schwarze Hunde galten als böses Omen. Sie befragte Leni eingehend, aber die Geschichte änderte sich nicht. Ein riesengrosser schwarzer Hund, gross wie ein Wolf, mit glühenden gelben Augen, hatte das Kind verfolgt und war plötzlich verschwunden. Auguste machte sich ernsthaft Sorgen um den Geisteszustand ihrer Tochter und ihre Verstortheit angesichts der ständigen Belästigungen durch ihre Mitschüler. Sie betete zu ihrem Lieblingsheiligen Antonius, er möge ihre Tochter beschützen. Und sie gab sich alle

Mühe, Leni zu überzeugen, dass sie natürlich einen Vater hatte wie jedes Kind, dass dieser Vater nur einfach nicht bei ihnen lebte. Aber Leni liess sich nicht überzeugen. Es fiel ihr leichter, den Quälgeistern in der Schule zu glauben.

Angesichts ihres Elends beschloss Auguste, es sei an der Zeit, Leni den kleinen goldenen Anhänger mit dem Foto ihres Vaters Andreas Bialon zu zeigen. Sie hoffte, das Bild von Andreas würde Leni überzeugen, dass sie einen Vater hatte, und ihr etwas von der Last nehmen, die so schwer auf ihren Schultern lag. Der Anhänger würde beweisen, dass Lenis Vater ihre Mutter geliebt hatte, und Leni ein wenig Selbstbewusstsein und Stolz verleihen. Leni war fasziniert von der goldenen Kette, und dem kleinen Anhänger. Sie nahm die Kette voller Ehrfurcht von ihrer Mutter entgegen und drehte den Anhänger hin und her, als müsste sie sich vergewissern, dass er wirklich da war. Da war er also, ihr Vater, und schaute sie aus dem kleinen Foto an, das bis zum heutigen Tag versteckt worden war. Seine Augen sahen aus wie ihre. Auguste beobachtete, wie ihre Tochter das Foto ansah, den Anhänger vorsichtig drehte und so hielt, dass sie das Bild ihres Vaters ganz genau studieren konnte. Sie betrachtete es aus allen Richtungen und ging dann zum Fenster, um es in anderem Licht anzusehen. Dann schaute sie sich im Spiegel an und verglich ihr Bild mit dem kleinen Foto in ihrer Hand. Es war, als müsste sie jeden seiner Gesichtszüge in sich aufnehmen. Von diesem Moment an liess Leni den Anhänger nicht mehr aus den Augen, als hätte sie Angst, er würde auf einmal verschwinden. Er lag neben ihr auf dem Tisch, als sie zu Abend assen, und sie leg-

te ihn vorsichtig unter ihr Kopfkissen, als sie schlafen ging. Auguste beobachtete ihre Tochter ganz traurig. Wie sehr hätte sie sich gewünscht, dass ihr Leben anders verlaufen wäre. Leni hörte, wie ihre Mutter wieder einmal zum heiligen Antonius betete. An diesem Abend dauerte ihr geflüstertes Gebet etwas länger als sonst und wurde von Tränen begleitet, die eine silbrige Spur auf ihren Wangen hinterliessen.

Am nächsten Morgen betrat Leni den Schulhof voller Selbstbewusstsein und mit hoch erhobenem Kopf. Endlich konnte sie beweisen, dass sie einen Vater hatte. Ein besonders gemeines Mädchen, das ihr am ersten Schultag auf die Zehen getreten hatte, riss ihr den Anhänger aus der Hand und drohte, ihn wegzuwurfen. Als die Lehrerin dazwischenging, fürchtete Leni, sie würde ihr den Anhänger wegnehmen, aber wie durch ein Wunder schien die Lehrerin diesmal Mitgefühl zu zeigen und befahl dem anderen Mädchen, ihn zurückzugeben. Leni legte die Kette wieder um ihren Hals, und da blieb sie. Sie hätte sie wohl bis zum letzten Blutstropfen verteidigt, wenn es nötig gewesen wäre.

8

Ostern wurde in der katholischen Gemeinschaft der Stadt feierlich und als eine besonders heilige Zeit begangen. Das galt auch für das Jahr 1933. Die Osterfeierlichkeiten liessen die Stadt bunt und lebendig aufblühen. Nach der traurigen Nüchternheit der Fastenzeit waren auf einmal bunte Blumen und Fähnchen in den Kirchen zu sehen. Nicht einmal an Weihnachten war der Schmuck so opulent. Während die letzten spartanischen Fastentage vorübergingen, warteten die Kinder mit wachsender Begeisterung auf ein alljährliches Ritual. Denn an Ostern bekamen alle Kinder, die sieben Jahre alt geworden waren, während der Messe ein besonderes Geschenk – ein schön verziertes hart gekochtes Ei, das die meisten noch viele Jahre lang aufbewahrten. Von klein auf hatte Leni beobachtet, wie die anderen Kinder gespannt darauf warteten, sodass es sie kaum auf ihren Plätzen hielt. Sie hatte die schön bemalten Eier gesehen, die vielen Farbschichten auf den zarten Schalen, die hübschen Bilder. Jedes Ei war einzigartig. Staunend hatte sie die Bilder betrachtet, die vor ihren Augen tanzten, wenn die Eier vor dem Verteilen in der Kirche ausgestellt wurden. Leni wusste, dieses Jahr war sie endlich alt genug, um an diesem Ritual teilzunehmen und ihr eigenes Osterei zu bekommen. Sie hatte sich vorgenommen, es ein Leben lang aufzubewahren. Und so war sie sehr aufgeregt, als Ostern näher kam. Ihre Augen leuchteten, und sie hüpfte, wo sie normalerweise gegangen wäre. Sie konnte kaum noch stillsitzen und träumte

stundenlang von dem schönen Osterei, das sie bekommen würde. Ganz für sich allein.

Auguste freilich sah dem nahenden Osterfest mit Furcht entgegen. Ihr Lohn war inzwischen fast nichts mehr wert angesichts der galoppierenden Inflation, die die deutsche Wirtschaft in den Ruin trieb. Täglich stiegen die Lebensmittelpreise, und Auguste wusste genau, sie konnte gerade noch die Miete bezahlen und ein paar Grundnahrungsmittel kaufen. Ein Ei für Leni, das sie so gern bemalt und ihrer Tochter geschenkt hätte, war einfach nicht drin. Doch da sie ihre Tochter bei einer so wichtigen Gelegenheit nicht enttäuschen wollte, suchte sie in ihrer Verzweiflung den gutherzigen Priester der Gemeinde auf und bat ihn um Hilfe. Vielleicht würde ja ein wohlwütiges Gemeindemitglied ein Ei spenden, sodass Auguste es kochen und bunt verzieren könnte? Leni war ein braves Mädchen, das jeden Abend vor dem Zubettgehen betete und jeden Sonntag zur Messe ging. Sie hatte doch eine kleine Belohnung für ihren Glauben verdient! Auguste versicherte dem Priester, sie würde das Ei selbst verzieren und rechtzeitig in die Kirche bringen, damit Leni es nach der Ostermesse bekommen konnte. Doch der Priester verzog nur verächtlich die Lippen angesichts dieser gefallenen Frau und ihres Bastards und schlug ihr die Tür vor der Nase zu.

Dann war zur grossen Freude der Kinder von Katscher der Ostersonntag gekommen. Die katholischen Kinder zogen ihre besten Kleider an und begleiteten ihre Eltern durch die Strassen, die jetzt mit Fähnchen und Girlanden geschmückt waren. Alle gingen zur Kirche, um den auferstandenen Christus freudig zu begrüßen. Leni,

die fest daran glaubte, dass sie jetzt endlich alt genug war, um ein fein verziertes Osterei zu bekommen, war furchtbar aufgeregt.

Auch sie zog ihr bestes Kleid an – es war zwar nicht neu wie die der anderen Mädchen, aber es war sauber, und sie trug es voller Stolz. Auguste nahm sie bei der Hand, und sie gingen über den Marktplatz mit der Mariensäule und durch die vertrauten Strassen.

Selbst die entmutigenden Blicke der anderen Stadtbewohner konnten Lenis Aufregung nicht dämpfen. Es kümmerte sie nicht, dass immer noch viele die Strassenseite wechselten, wenn Auguste und sie ihnen entgegenkamen. Heute war alles anders, und sie fühlte sich über jede Verurteilung erhaben.

Leni und Auguste schlossen sich den Kirchgängern an, die über die alten, von so vielen Füßen geglätteten Kirchenstufen das fröhlich geschmückte Kirchenschiff betraten. Die Kinder wurden schnell zum Schweigen gebracht und in die Kirchenbänke ihrer Familien geschoben. Auguste ging mit Leni zu ihrem Stammplatz ganz hinten in der Kirche. Sie beugten beide die Knie vor dem Altar mit dem schneeweissen Tuch und den vielen Blumen, dem Zeichen, dass die trüben Fastentage nun vorüber waren und dass die Kirche und alle Menschen dem auferstandenen Christus die Ehre geben durften. Heute würde auch sie den Sieg des Lebens über den Tod feiern – schliesslich war das Leben ja auch zu ihr grausam gewesen –, und das verzierte Ei, das sie bekommen würde, wäre ein Zeichen der Hoffnung, dass sie sich über alle Härten erheben würde, genau wie Gottes Sohn. Sie schmiegte sich an ihre Mutter, die sich zum Gebet hinkniete, während sie auf das Eintreffen des Priesters und

den Beginn der Messe warteten. Die Orgel, die frisch gereinigt und poliert worden war, liess die ersten majestätischen Töne erschallen, dann gesellten sich Stimmen dazu, und der Priester in seinen reich bestickten Festkleidern kam mit den Messdienern und Ministranten in einer langen Prozession durch den Mittelgang. Der Altar sah wunderschön aus; das weisse Tuch mit den farbigen Bändern spiegelte das sanfte Licht der Kerzen, die in einem massiven Kronleuchter darüber hingen.

Der Gottesdienst dauerte lange, die Gesänge der lateinischen Messe hallten durch die Kirche, während die Gemeinde die Auferstehung feierte. Leni wurde immer ungeduldiger und nervöser. Sie hatte schon so oft an dieser Feier teilgenommen, dass sie immer genau wusste, was als Nächstes passieren würde. Dabei sehnte sie sich eigentlich nur nach dem Ende der Messe. Dann nämlich würde eine spezielle Zeremonie stattfinden, die tief in der Tradition verwurzelt war und für die jüngeren Gemeindemitglieder das wahre Symbol des Osterfests darstellte. Auf diesen Moment hin hatten sie gefastet, gebetet, freitags kein Fleisch gegessen, waren zur Beichte gegangen und hatten sich Strafen auferlegen lassen. Jetzt warteten sie mit ruheloser Ungeduld auf ihre Belohnung. Leni wusste, sobald der Priester den abschliessenden Segen gesprochen hatte, durften die Kinder nach vorn zum Altar kommen. Jedes Kind würde die Knie beugen und den Fuss des Kreuzes küssen, bevor es vom Priester feierlich gesegnet wurde und das kostbare Osterei bekam, zusammen mit einer Ermahnung, auch im kommenden Jahr brav zu sein. Wie sehr sehnte sich Leni danach, Teil dieser uralten Tradition zu sein!

Die Messe schien ewig zu dauern. Leni hatte Mühe, immer zur richtigen Zeit zu stehen, zu sitzen und zu knien. Endlich war der Moment gekommen. Der Singsang des Priesters verklang, und seine schönen goldverzierten Kleider rauschten, als er sich zur Gemeinde wandte, während die Ministranten das Kreuz aufstellten. Einer stand mit einem schneeweissen Tuch daneben, um den porzellanenen Fuss nach jedem Kuss abzuwischen. Neben dem Priester wurde ein grosser Korb mit Ostereiern aufgestellt, die in Lenis Augen eher wie Edelsteine aussahen. Sie funkelten und glitzerten. Die Kinder traten in ihren Sonntagskleidern aus den Kirchenbänken, während ihre Eltern vor Stolz strahlten. Die älteren Kinder stellten sich brav in einer Reihe auf, gefolgt von den jüngeren Geschwistern, und so bewegte sich die Schlange langsam auf das Kreuz zu. Die Ministranten und der Priester verteilten die Ostereier an die Kinder, die mit glücklichen Gesichtern vorsichtig zu ihren Plätzen zurückkehrten. Leni bekam kaum noch Luft vor lauter Aufregung. Endlich war auch sie an der Reihe. Sie umklammerte den goldenen Anhänger an ihrem Hals mit dem Foto ihres Vaters, und mit der tiefen Ehrfurcht eines Kindes schloss sie die Augen und küsste das Kreuz Jesu mit all der Liebe, die sie in ihrem Inneren spürte. Dann streckte sie ihre zitternde kleine Hand nach dem kostbaren Osterei aus – und bekam eine Orange überreicht. Einen Moment lang blieb sie stocksteif stehen, die Augen ungläubig aufgerissen. Sie schaute zum Priester auf, erwartete halb, dass er ihr zublinzeln und die Orange durch ein Osterei ersetzen würde, aber er verzog wütend das Gesicht und scheuchte sie auf ihren Platz.

Verwirrung, Verzweiflung und Peinlichkeit übermannten sie. Sie verbiss sich die Tränen und ging mit hoch erhobenem Kopf zurück zu ihrem Platz neben Auguste, wobei sie so viel Würde und Selbstbeherrschung zeigte, wie sie aufbringen konnte. Tief in ihrem Herzen war sie am Boden zerstört. Auguste sah ihre Enttäuschung und flüsterte ihr eine Erklärung zu. Sie hatte sich einfach kein Ei leisten können, aber irgendjemand hatte ihr eine Orange verkauft. Leni verstand natürlich nicht, welche Katastrophe über die deutsche Wirtschaft hereingebrochen war und dass die galoppierende Inflation selbst die Grundnahrungsmittel unerschwinglich machte, zumindest für einfache Arbeiter wie Auguste. Leni wusste auch nicht, dass Orangen selten und kostbar waren und dass Auguste ein Riesenglück gehabt hatte, ein solches Geschenk für ihre Tochter zu finden. Tatsächlich war Leni das alles auch vollkommen gleichgültig. Sie wünschte sich ein Ei. Ein schön verziertes Ei, wie es alle anderen Kinder bekommen hatten. Sie wollte endlich so sein wie die anderen, endlich dazugehören. Nach ihrem ersten Schultag ohne Schultüte hatte sie gedacht, es würde nie wieder eine so schlimme Enttäuschung für sie geben. Aber da hatte sie sich geirrt. Wieder würden alle einen Grund haben, sie zu necken und zu ärgern. Sie war vollkommen verstört und kämpfte mit den Tränen.

Und sie hatte recht mit ihrer Erwartung. Sobald sie das nächste Mal den Schulhof betrat, ging es los. Sie schob entschlossen das Kinn vor und tat so, als merkte sie nichts davon. Und tatsächlich verloren die Quälgeister bald das Interesse an ihr. Viel spannender war doch die Geschichte, die bei den Lehrern und Schülern gleichermassen die Runde machte, von dem unglücklichen jungen Mann

aus der Gegend, der überfallen worden war und dem diese Schurken erst mit einem Billardstock die Augen ausgestochen hatten, bevor sie ihn im Beisein seiner Mutter umgebracht hatten. Es stellte sich heraus, dass der junge Mann ein Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen war und die Angreifer zu Hitlers Braunhemden gehörten, der paramilitärischen SA, die Sozialisten und Kommunisten terrorisierte. Vier Mitglieder der SA wurden wegen des Verbrechens verhaftet. Viele Deutsche waren entsetzt zu hören, dass Hitler einen Unterstützungsbrief für die vier Männer geschrieben hatte, in dem er versprach, alles zu tun, damit sie bald wieder freigelassen würden.

In der kleinen Schule von Katscher senkten die Kinder die Köpfe und beteten für das unglückliche Opfer des grausamen Angriffs. Selbst Leni vergass ihr eigenes Unglück und betete für den jungen Mann und all die anderen, die so viel schlimmer dran waren als sie. Sie hätten auch für ihr Land und die kommende Zeit beten können, in der die Deutschen die Demokratie verloren und in einen schrecklichen Krieg geführt wurden, der noch zerstörerischer sein würde als der letzte.

Auch zu Hause veränderte sich Lenis Situation. Augustes Beziehung zu Paul Schatke hatte sich weiterentwickelt, und am 31. Juli wurde Paul Schatke jr. geboren. Da war Leni gerade acht Jahre alt geworden. Ihr kleiner blonder Bruder bekam den Kosenamen «Sohni». Sein Vater jedoch war unauffindbar. Auguste hatte Gerüchte gehört, die Kommunisten würden das Land verlassen, und als sie erfuhr, dass Schatke untergetaucht war, nahm sie an, es sei wegen seiner Parteizugehörigkeit.

Die KP war inzwischen verboten worden, und diejenigen Mitglieder, die man aufspürte, wurden in Lager gesperrt, in denen, so hörte man, furchtbare Verhältnisse herrschten. Wobei niemand zurückkam, um die Gerüchte zu bestätigen oder zu widerlegen. In diesen Lagern wurden nicht nur Mitglieder linker Parteien und Gewerkschaftsaktivisten eingesperrt, sondern die Geheimpolizei namens Gestapo verhaftete auch Bettler, Prostituierte, Homosexuelle, Alkoholiker und alle, die nicht arbeitsfähig waren. In der kurzen Zeit, die Auguste ihn kannte, war Paul Schatke meistens arbeitslos gewesen und hatte viel getrunken, wohl, wie sie annahm, um seine Probleme im Alkohol zu ertränken. Selbst wenn seine Verbindung zu den Kommunisten unentdeckt geblieben wäre, hätten die Nazis Vorwände genug gehabt, um ihn zu verhaften.

Nun musste Auguste also ein zweites uneheliches Kind allein grossziehen. Sie war der Verzweiflung nahe, aber was sollte sie machen? Als gläubige Katholikin hätte sie unter keinen Umständen eine Abtreibung gewagt, denn dann hätte sie in den Augen ihrer Kirche als Mörderin dagestanden und wäre wegen dieser Todsünde in die Hölle gekommen. Doch auch ohne die feste religiöse Verwurzelung hätte sie eine Abtreibung kaum zustande gebracht, denn diese galt auch nach dem Strafrecht als Verbrechen. In der Weimarer Republik waren die einschlägigen Gesetze gelockert worden, so dass eine Abtreibung möglich war, wenn das Leben der Mutter bedroht war. Aber die neue Nazi-Regierung machte diese Regelung wieder rückgängig. Eine Abtreibung war also nicht nur gefährlich, weil sie verboten war und mit schweren Strafen belegt wurde, son-

dern sie stellte auch ein grosses Risiko für Leib und Leben der Mutter dar, weil die sogenannten «Engelmacherinnen» unter unhygienischen Bedingungen arbeiteten. Viele Frauen starben an den Folgen einer Abtreibung, viele weitere brauchten eine teure medizinische Behandlung und mussten ins Krankenhaus, um sich davon zu erholen. Und so eine Behandlung konnte sich Auguste unmöglich leisten.

Leni war allerdings sehr glücklich über den Familienzuwachs und liebte ihren kleinen Bruder vom ersten Moment an. Für sie war er die Babypuppe, die sie sich immer gewünscht hatte. Er war ein hübsches Kind mit weissblondem Haar genau wie Leni und mit riesigen blauen Augen. Er lächelte eigentlich immer. Sie zeigte ihn den Nachbarn, so unfreundlich und beleidigend sie auch reagierten – im Grunde, so nahm sie an, waren sie bloss neidisch. Denn sie hatte jetzt etwas, was sie sich auch wünschten. Zum ersten Mal in ihrem jungen Leben fühlte sie sich bedeutend.

Und ihr kleiner Bruder liebte sie auch. Sein Gesicht leuchtete auf und er gurrte glücklich, wenn er sie sah. Endlich hatte sie jemanden, dem sie helfen und den sie versorgen konnte und der sie dafür liebte, statt sie zu bestrafen. Leni gab sich grosse Mühe, Sohni zu versorgen und so das Leben ihrer Mutter ein kleines bisschen leichter zu machen.

Denn tatsächlich hatte Auguste jetzt die doppelte Last zu tragen: zwei Kinder und immer noch kein Ehemann. Sie wusste, dass Paul Schatke etwas mit einer anderen Frau angefangen hatte, die ihm ebenfalls einen Sohn geboren hatte. Er hatte sich geweigert, sie zu heiraten. Die andere Frau hatte Auguste gesagt, dass er ein hoff-

nungsloser Fall sei und sie auf keinen Fall heiraten würde. Aber Auguste wollte das nicht glauben und sagte sich, es sei ja nicht unbedingt Schatkes Fehler, wenn er keine Arbeit fand. Er liebte sie. Und er würde auch den gemeinsamen Sohn lieben und sie heiraten. Aber als die Zeit verging und er nicht auftauchte, schwand ihre Hoffnung dahin. Sie musste sich mit der Tatsache abfinden, dass der treulose Schatke auch sie verlassen hatte.

Sohni wuchs schnell, während die Tage kürzer wurden und der Winter herannahte. Die Verzweiflung anlässlich des Osterfests lag viele Monate hinter ihnen, und Leni, gestärkt durch den Stolz auf ihren kleinen Bruder, ging dem neuen Schuljahr mit neuem Schwung entgegen. Aber sie war kaum durch das Schultor, da verliess sie auch schon alle Kraft, denn sie bekam Halsweh und Fieber, sodass sie kaum schlucken konnte und nur noch sehr wenig ass. Sie wollte aber unbedingt zur Schule gehen, weil es dort mittags Suppe gab, die sie auf keinen Fall verpassen wollte. Die Suppenküchen waren von den Nazis eingeführt worden, um die weit verbreitete Mangelernährung bei den Kindern ärmerer Schichten zu beheben. Geführt wurden die Küchen von der katholischen Kirche, sodass unterprivilegierte Kinder vier Mal in der Woche während der Winterzeit eine richtige Mahlzeit bekamen. Leni war von ihrer Lehrerin für dieses Programm angemeldet worden, und so krank sie auch war, sie ging hin, um zu essen. Doch eines Tages war die Lehrerin so entsetzt über den Anblick des kranken Mädchens, dass sie Leni zum Amtsarzt schickte. Bei der Untersuchung wurde Diphtherie festgestellt.

Auguste war ausser sich vor Sorge. Wo konnte ihre Tochter sich mit dieser schlimmen Krankheit angesteckt haben? Seit der Tuberkulose hustete Leni viel und hatte öfter mal Halsschmerzen, und deshalb hatte ihre Mutter nicht weiter darauf geachtet. Vierundzwanzig Stunden nach der ärztlichen Untersuchung waren die Symptome jedoch so schlimm geworden, dass Auguste doch mit ihrer Tochter zum Arzt ging, auch wenn sie keine Ahnung hatte, wie sie ihn bezahlen sollte. Sie hatte von einem jüdischen Kinderarzt gehört, wusste jedoch, dass es gefährlich sein konnte, zu einem Juden zu gehen. Den Nazis galten die Juden als Staatsfeinde, und sie behandelten jeden Kontakt zu Juden als Verrat. Auguste riskierte eine strenge Strafe, wenn sie einen jüdischen Arzt aufsuchte. Sie hatte von einer Frau gehört, die dabei erwischt worden war, wie sie in einem jüdischen Geschäft einkaufte. Daraufhin hatte man sie gezwungen, ein Schild um den Hals zu tragen, auf dem in roten Buchstaben stand, dass sie ein Schwein sei, weil sie bei Juden eingekauft habe. Schlimmer noch – Auguste hatte auch von einem jüdischen Arzt gehört, der eine Nicht-Jüdin operiert und daraufhin von der SS aus dem Krankenhaus gezerzt und erschossen worden war, zusammen mit seiner Patientin.

Doch Augustes Verzweiflung war grösser als die Angst vor den Nazis. Sie hatte gehört, der jüdische Arzt würde weniger Geld verlangen als ein anderer Arzt, und auch die Medizin, die er verschrieb, wäre günstiger. Sie hatte keine andere Wahl, wenn sie ihre Tochter retten wollte. Der Besuch bei dem Arzt wurde durch vertrauenswürdige Bekannte organisiert, von denen es in dem herrschenden Klima

der Denunziation nicht mehr viele gab. Selbst in einer kleinen Stadt wie Katscher wusste man, dass es viele Nazi-Sympathisanten gab und dass auch viele, die eigentlich mit den Nazis nichts am Hut hatten, aus Angst und Selbstschutz Freunde und Verwandte denunzierten. Kontakt mit Juden war in jedem Fall riskant. Aber Auguste war entschlossen, das Risiko einzugehen, um Leni zu retten.

Nach einigen heimlichen Nachrichten hatte sie einen Termin. Der Arzt würde kommen, wenn die Nachbarn nicht zu Hause waren. Auguste fürchtete sich sehr, dass jemand den Besuch beobachten und sie bei der SS anzeigen würde. Aber der Arzt wusste, wie er das Risiko minimieren konnte, und verhielt sich sehr diskret. Er war ein kleiner, unscheinbarer Mann, der durch die Seitentür kam und gut aufpasste, dass ihn niemand sah. Auguste liess ihn schnell ins Haus, sie mussten nicht reden. Beide hatten grosse Angst. Er ging sofort zu Leni und untersuchte sie. Alles musste jetzt schnell gehen. Auguste beobachtete ihn mit wachsender Unruhe. Als der Arzt seine Untersuchung beendet hatte, wischte er sich ein paar Schweissperlen von der Stirn und sah Auguste ernst an. Tatsächlich hatte Leni Diphtherie. Aber er würde sie heilen können, und zwar mit einem relativ günstigen Medikament. Es gab durchaus Hoffnung. Auguste war überwältigt vor Erleichterung und trocknete schnell ihre Tränen. Sie dankte dem Arzt überschwänglich, auch weil er das Risiko auf sich genommen hatte, ein arisches Kind zu behandeln. Sie versprach ihm, das Honorar in den kommenden Wochen in Raten zurückzubezahlen, er müsse nur ein bisschen Geduld

haben. Doch der Arzt, dessen wirtschaftliche Situation durch die Verbotspolitik der Nazis sehr ernst war, konnte das nicht akzeptieren. Er hatte ja selbst eine Familie zu ernähren und bestand darauf, dass sie ihn in bar bezahlte. Auguste war ausser sich vor Angst. Sie musste ihn aus dem Haus bringen, bevor ihre Nachbarn von der Arbeit kamen, aber sie hatte kein Geld, um ihn und seine lebensrettende Medizin zu bezahlen. Sie flehte ihn an, ein wenig Geduld zu haben, und zögernd liess er sich auf einen Tag Fristverlängerung ein, warf schnell einen Blick auf die Strasse und verschwand durch die Seitentür, so heimlich, wie er gekommen war.

Auguste strich über Lenis weiches weissblondes Haar. Ihre Tochter lag benommen im Bett. Der kleine Sohni weinte vor Hunger. Auguste überlegte verzweifelt, woher sie Hilfe bekommen sollte. Wohin konnte sie sich wenden? Konnte sie ihrer Familie vertrauen, die sie seit acht Jahren mit Verachtung behandelte, weil sie ein uneheliches Kind hatte? Würden sie sie unter einem Vorwand bei den Nazis anzeigen, um sich für die Schande zu rächen, die sie über die Familie gebracht hatte? Und jetzt war alles noch schlimmer, denn sie hatte ja noch ein zweites uneheliches Kind bekommen, mit einem anderen Mann, der zu allem Übel auch noch verschwunden war. Sie dachte an ihren Vater, Lenis Grossvater Josef, der immer noch im Haus des Gemüsehändlers wohnte. Seit sie ausgezogen war, hatte sie kaum noch mit ihm zu tun gehabt. Er trank wohl immer noch, aber nicht mehr so viel, weil er niemanden mehr hatte, der sich nach seinen Sauf Touren um ihn kümmerte.

Vielleicht konnte sie Josef um Geld bitten. Er hasste die Nazis und würde seine Tochter und seine Enkelin sicher nicht verraten. Aber er hatte ihr schliesslich verboten, Lenis Vater zu heiraten und in all den Jahren nur zu deutlich gezeigt, was er von Leni hielt.

In diesem Moment schreckte ein neuer Hustenanfall von Leni sie auf. Auguste gab Sohni etwas zu essen und legte ihn dann in sein Bettchen. Erschöpft sprach sie ihr Abendgebet und fiel dann ins Bett.

Am nächsten Morgen klopfte es laut an der Tür. Augustes Herz setzte einen Schlag aus, sie fürchtete, jemand hätte sie angezeigt. Sie nahm all ihren Mut zusammen und öffnete vorsichtig die Tür. Dort stand Josefs Nachbar und lächelte verlegen. Josef hatte ihn mit einer Botschaft zu ihr geschickt. Er reichte ihr den schmutzigen Briefumschlag und ging. Sie dankte ihm noch, schloss dann die Tür und lehnte sich dagegen, um ihren Herzschlag erst mal zu beruhigen. Dann schaute sie den Umschlag von allen Seiten an, bevor sie ihn öffnete. Vielleicht gab es ja doch noch Hoffnung. In dem Umschlag war ein Brief in Josefs vertrautem Gekritzelt. Er hatte von Lenis Krankheit gehört und aus Gründen, über die er sich nicht näher ausliess, den jüdischen Arzt bezahlt, sodass sie die rettende Medizin bekommen würde. Wer ihm davon erzählt hatte, schrieb er nicht, nur einfach, dass er ihre Schulden bezahlt hätte. Auguste liess sich schwer aufs Bett fallen und musste die unerwartete Grosszügigkeit ihres Vaters erst mal verdauen. Er hatte nicht nur freiwillig ihre Schulden bezahlt, sondern sich auch noch zu ihrem Komplizen gemacht, und das, obwohl der Kontakt zu dem jüdischen Arzt mit dem Tod bestraft werden konnte. Tränen der Erleichterung liefen

ihr übers Gesicht, und ein Stein fiel ihr vom Herzen. Sie lief los, um die kostbare Medizin zu holen, wobei sie die ganze Zeit leise betete. Ein Wunder war geschehen, anders konnte sie sich das alles nicht erklären. Und sie dankte allen Heiligen, die mit ihrem Wohlwollen ihre Tochter gerettet hatten.

9

Leni wurde langsam wieder gesund, und Auguste sass oft am Bett ihrer Tochter, beobachtete sie und strich ihr über die blonden Haare, während die Krankheit den kleinen Körper allmählich aus ihren Klauen liess. Die Schwellung im Hals, das typische Symptom der Diphtherie, ging zurück, und Leni bekam auch wieder Farbe im Gesicht. Die Halsschmerzen liessen nach, sie konnte wieder essen, und der bellende Husten, der sie Tag und Nacht quälte, wurde auch seltener. Als Leni ihre typische Energie wieder bekam, wusste Auguste, dass die Kleine über den Berg war. Unter Tränen schickte sie ein Dankgebet zu den Heiligen, die ihre Tochter behütet hatten. Sie wusste, sie hätte ihre Tochter beinahe verloren, und sie war sowohl dem jüdischen Arzt als auch ihrem Vater ungeheuer dankbar. Der eine hatte sein Leben riskiert, um ihrer Tochter zu helfen, der andere war ganz einfach unerwartet grosszügig gewesen. Hatte ihn sein Gewissen gerührt, weil er ihre Tochter immer so schlecht behandelt hatte?

Nun, da dies überstanden war, musste sich Auguste mit den anderen Problemen beschäftigen, die ihr auf der Seele lagen. Leni hatte sich zwar ungeheuer über die Geburt von Sohni gefreut, aber für Auguste war ein zweites Kind eine riesige Herausforderung. Natürlich liebte sie ihren Sohn, aber er war eben auch ein drittes Haushaltsmitglied, das ausschliesslich von ihrem Lohn abhängig war. Und so hart sie auch arbeitete, es reichte hinten und vorne

nicht. Und inzwischen war ihr klar, dass sie Sohni allein grossziehen müsste. Paul Schatke war immer noch nicht wieder aufgetaucht. Und dazu kam, dass sie mit zwei unehelichen Kindern von verschiedenen Vätern für viele Stadtbewohner als Flittchen galt, wenn nicht als Prostituierte. Für die braven, der Tradition verhafteten Katholiken war sie eine gefallene Frau und der Verdammnis anheimgestellt. Auch ihre Vermieterin dachte so. Sie hatte ihr mitgeteilt, dass sie sich eine andere Bleibe suchen müsse, je schneller, desto besser. Schweren Herzens suchte Auguste nach einem neuen Zuhause für sich und die Kinder. Sie hatte wenig Hoffnung, dass es für sie irgendwo eine Insel der Wärme und des Verständnisses geben würde. Zu hoch war das moralische Ross, auf dem die Stadtbewohner sass.

Später, als Erwachsene, als Leni über die enormen Härten nachdachte, denen Auguste nach der Geburt des zweiten Kindes ausgesetzt war, kam sie zu einem wichtigen Schluss: Möglicherweise hatte Auguste auch sehr hoch gepokert. Vielleicht hatte sie gehofft, wenn sie Paul Schatke für sich gewann und ein Kind von ihm bekam, würde er sie aus Pflichtgefühl heiraten. Dieser Plan war natürlich auf furchtbare Weise gescheitert. Oder hatte Auguste dabei an Leni gedacht? So sehr sie auch selbst Liebe gesucht hatte, wollte sie vielleicht einfach endlich einen Vater für Leni finden? Sie hatte ja miterlebt, wie grausam ihre Tochter als uneheliches Kind gehänselt wurde, wie sowohl Kinder als auch Erwachsene sie als Bastard beschimpften. Vielleicht hatte Auguste den Plan gehabt, diese scheusslichen Beleidigungen endlich abzustellen. Paul Schatke war zwar ein Mann von zweifelhaftem Charakter, aber er war nun mal

der Einzige, der sich überhaupt für Auguste interessierte. Sie hatte gehofft, mit ihrer Schwangerschaft die Beziehung zu ihm zu festigen, sodass er sich verpflichtet fühlen würde, Verantwortung zu übernehmen. Vielleicht hatte sie auch gehofft, irgendwann würde wieder eine liberalere Regierung kommen, die es Paul möglich machen würde, aus dem Untergrund zurückzukommen und zu einem normalen Mitglied der Gesellschaft zu werden. Dann würde er seinen Platz in ihrer Familie einnehmen und sie könnten ganz normal leben. Endlich könnten auch Auguste und Leni hoch erhobenen Hauptes durch die Strassen von Katscher gehen.

Doch was auch immer sich Auguste erträumt hatte – ihre Träume wurden von der grausamen Wirklichkeit zerstört. Es gab keinen Vater für ihre Kinder, und es gab keine Wohlanständigkeit für sie. Und so packte die kleine Familie ihre paar Habseligkeiten und bereitete sich auf den Umzug vor. Seit der Trennung von Lenis Grossvater Josef war nicht viel an Besitz dazugekommen. Zwei Teller, zwei Becher, zwei Löffel und ein paar Kleider – und jetzt ausserdem ein Baby und ein Kinderwagen.

Nach langer Suche und endlosen Demütigungen hatte Auguste endlich ein neues Zuhause für sich und die Kinder gefunden. Auch dort lebten sie in einem kleinen Hinterzimmer, das, wie Leni fand, ziemlich genauso aussah wie das Zimmer, das sie gerade verlassen hatten. Es war kalt, kahl und deprimierend, aber etwas anderes hatte Auguste unter den herrschenden Umständen nicht finden können. Diesmal war es Leni, die sich alle Mühe gab, das Zimmer ein wenig

zu schmücken: mit silbernen Engeln und dem bunten Druck vom Letzten Abendmahl. Auguste beschäftigte sich mit Sohni.

Bald nach ihrem Einzug tauchte Paul Schatke wieder auf. Betrunknen und streitlustig stand er eines Tages vor der Tür, in der Hoffnung, bei Auguste Unterkunft und etwas zu essen zu finden. An seinem kleinen Sohn war er nicht besonders interessiert; stattdessen verlangte er Geld von Auguste, um sich Schnaps kaufen zu können. Sie hatte ihren Vater verlassen, weil er Alkoholiker war, und jetzt fand sich der Vater ihres kleinen Kindes in den Fängen der Droge. Sie weigerte sich standhaft, ihm etwas zu geben. Das bisschen Geld, das ihr blieb, brauchte sie, um Essen für sich und die Kinder zu kaufen. Auf keinen Fall würde er etwas davon bekommen.

Es kam zu einem heftigen Streit, aber Auguste blieb standhaft, so sanft sie sonst war. Mit energisch vorgeschobenem Kinn erklärte sie Schatke, sie würde ihm nichts von ihrem mageren Lohn geben, nur damit er sich im Gasthaus volllaufen lassen könnte. Schatke bebte vor Zorn und erhob sich drohend über Auguste, als wollte er sie schlagen. Leni kauerte verschreckt in einer Ecke, während die Erwachsenen sich anbrüllten. Voller Angst musste sie mit ansehen, wie ihre Mutter von diesem Mann, der für sie fast ein Fremder war, herumgeschubst wurde. Schatke war so selten bei ihnen aufgetaucht, dass Leni ihn kaum kannte. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht, und sie zitterte vor Angst. Sohni heulte erbärmlich, aber sie hatte zu viel Angst, um zu ihm zu gehen. So hockte sie da und umklammerte mit einer Hand den kleinen goldenen Anhänger mit dem Foto ihres Vaters. Es war in den vielen schweren Momenten ihres Lebens ihr einziger Trost gewesen.

Der Streit wurde immer heftiger. Schatke behauptete, Auguste könnte jede Menge Geld haben, wenn sie nicht zwei Kinder füttern müsste. Er warf Leni einen scharfen Blick zu, dann wandte er sich wieder an Auguste. Was er meinte, war vollkommen klar: Leni war nicht sein Kind, sie sollte sie weggeben. Leni war fassungslos – wohin sollte sie denn gehen? Doch Schatke gab ihr eine Antwort auf die Frage, die sie gar nicht laut gestellt hatte. Auguste sollte Leni zu ihrem Vater schicken, um die Last los zu sein. Leni sah ihn entsetzt an. Niemals in ihrem ganzen Leben hatte sie das Gefühl gehabt, ihrer Mutter eine Last zu sein. Sie warf Auguste einen verzweifelten Blick zu und versuchte, in ihrem Gesicht zu lesen. Konnte das denn wahr sein? Betrachtete ihre Mutter sie als Last? Leni wankte vor lauter Schuldgefühl und Schmerz. Es war also alles ihre Schuld. Wieder einmal.

Schatke bedrängte Auguste weiter, brüllte sie an, Leni sei nicht mehr als ein Maul, das sie füttern müsse, und sie gehöre nicht zur Familie. Leni kauerte sich noch tiefer in die Ecke. Sie zitterte am ganzen Leib und drückte sich so fest gegen die Wand, dass sie schon fürchtete, sie würde anfangen, die Ziegel hinauszudrücken. In diesem Moment stürzte sich Schatke auf sie. In seinem betrunkenen Zorn schnappte er sich den kleinen goldenen Anhänger, den Leni an ihrer Kette trug, warf ihn auf den Boden und trat mit seinem schmutzigen Stiefel darauf. Leni war starr vor Schreck und konnte nur wie benommen auf die Bruchstücke starren. Sie konnte kaum glauben, dass ihr Anhänger mit dem kostbaren Bild zerstört war. Den Rest des Streits zwischen Schatke und ihrer Mutter bekam sie

nicht mehr mit, weil es in ihren Ohren rauschte und sie ihre Augen nicht mehr von den Bruchstücken des Anhängers losreissen konnte. Es war, als würde sie verschwinden, nichts ergab mehr einen Sinn. Als sie wieder zu sich kam, war Paul Schatke fort. Auguste, die selbst immer noch zitterte, nahm Leni in die Arme und zog sie sanft von der Wand weg. Zusammen hoben sie die Teile des Anhängers auf, und Leni musste sich der schrecklichen Wahrheit stellen: Das Foto ihres Vaters war nicht zu retten, sein Gesicht nicht mehr zu erkennen. Das einzige Bild, das sie von ihm besessen hatte, war ihr entrissen worden.

Und so lernte sie einmal mehr, dass manche Arten von Kummer jenseits aller Tränen sind. Sie trauerte so sehr um den Anhänger und das Bild ihres Vaters, dass sie nicht einmal mehr weinen konnte und sich ganz und gar vor der Wirklichkeit verschloss. Ein grosser, tiefer Schmerz umgab sie, und er kam immer wieder, wenn sie etwas Enttäuschendes oder Trauriges erlebte. Ein paar Monate später sass sie in ihrem besten Kleid in der festlich geschmückten Kirche und nahm an der Ostermesse teil. Wieder bewunderte sie die schön verzierten Ostereier und hoffte verzweifelt, in diesem Jahr würde sie eins davon bekommen. Also stellte sie sich wieder mit den anderen Kindern auf, mit klopfendem Herzen und hastigem Atem, und sie wünschte und betete mit aller Kraft. Die Kinder vor ihr gingen zum Altar und knieten sich nieder, um das Kreuz zu küssen. Dann empfingen sie den feierlichen Segen und bekamen ihr Osterei. Als sie an die Reihe kam, hüpfte ihr Herz vor Hoffnung. Sie beugte die Knie in grosser Ehrfurcht und küsste das Kreuz. Aber in diesem Jahr war Auguste so arm, dass sie nicht einmal mehr Geld für eine

Orange gehabt hatte. Leni ging zurück zu ihrem Platz, den Blick gesenkt, um die anderen Kinder nicht ansehen zu müssen. Die geflüsterte Entschuldigung ihrer Mutter, dass sie einfach kein Geld mehr hatte, hörte sie kaum. Sie war so benommen, dass alles an ihr vorbeirauschte. Sie konnte auch nicht mehr weinen. Nur der Schmerz in ihrem Herzen erinnerte sie an die tiefe Trauer, die sie ein Leben lang nicht mehr loslassen würde.

Paul Schatke kam in diesem Jahr noch ein paar Mal zu Besuch, nutzte Augustes Verletzlichkeit und Angst aus und schwatzte ihr Essen und wenn möglich Geld ab. Leni sprach kein Wort mit ihm. Sie hasste ihn, weil er ihren goldenen Anhänger zerstört hatte. Aber wenn er da war, hatten sie immerhin einen Mann im Haus. Sie konnte so tun, als sei er ihr lange vermisster Vater, und so den ständigen Hänseleien in der Schule einen Riegel vorschieben. Das war umso wichtiger, weil sie ja kein Foto von Andreas Bialon mehr hatte, mit dem sie seine Existenz beweisen konnte. Es tat ihr weh, zu behaupten, sie sei mit dem aggressiven Trinker Schatke verwandt. Aber was sollte sie sonst tun? Wieder einmal musste sie sich für das kleinere Übel entscheiden.

10

Im Jahr 1935 marschierten die Deutschen schon brav nach der Trommel ihrer Nazi-Regierung. Hitlers Einfluss hatte alle Bereiche der Gesellschaft erreicht. Das galt auch für die Schulen, weil der Führer schnell verstanden hatte, dass sich aus den Reihen leicht beeindruckbarer Kinder eine treue Gefolgschaft zimmern liess. Sie sollten seine Stellung an der Spitze der deutschen Gesellschaft festigen.

Auch in den Klassenzimmern von Katscher war Hitler kein Unbekannter. Seinem Aufstieg war die Verteilung gerahmter Fotos gefolgt, von denen sein strenges Gesicht mit dem Schnurrbart in jede Klasse starrte. Und so war es auch in den meisten anderen Häusern der Stadt. Wenn Leni und die anderen Kinder ins Klassenzimmer kamen, mussten sie ihren rechten Arm heben und mit dem Ruf «Heil Hitler» das überlebensgrosse Foto an der Wand grüssen. Und so wurden sie an eine Erziehung gewöhnt, die auf Opfergeist für Führer und Vaterland abzielte. Auch im Unterricht wurde Indoktrination zu einem festen Bestandteil. Die Kinder lernten, dass es ihre letzte und heilige Pflicht sei, für den Führer zu kämpfen und zu sterben. Die Eltern beobachteten diese Entwicklung, viele mit stiller Sorge. Doch nur wenige hatten den Mut, offen Widerstand zu leisten, denn auch in den kleinsten Städten gab es Schlägertrupps. Hitler unterdrückte jede Opposition weiter, indem er den Eltern sagte: «Eure Funder gehören längst mir.» Lehrer, die Widerstand laut wer-

den liessen, wurden entlassen und durch treu ergebene Kräfte ersetzt. Die kalkulierte Indoktrination der Jugend nahm ihren Lauf.

Aber diese Indoktrination ging weit über die Klassenzimmer hinaus. Viel schlimmer war es in der Hitlerjugend, der Jugendorganisation der Nazi-Partei. Von Kindern im Alter von zehn bis vierzehn Jahren wurde automatisch erwartet, dass sie der Hitlerjugend beitraten, die auf ihrem Höhepunkt fast 60 Prozent der deutschen Schulkinder «arischer» Abstammung erreichte. Die Organisation war in mehrere Zweige unterteilt, je nach Alter und Geschlecht der Kinder. Die Mädchen von zehn bis vierzehn gehörten zum *Jungmädelsbund* und kamen mit achtzehn in den *Bund Deutscher Mädel* (BDM). Jungen von zehn bis vierzehn wurden Mitglieder des *Deutschen Jungvolks* und mit vierzehn bei der Hitlerjugend. Seit 1932, als es nur hunderttausend Mitglieder gegeben hatte, war die Zahl erheblich gestiegen, und als Leni zehn Jahre alt wurde, hatte die Hitlerjugend bereits fast vier Millionen Mitglieder. Abgesehen vom Alter gab es nur ein Kriterium, das über eine mögliche Mitgliedschaft entschied: die sogenannte Rassezugehörigkeit. Die Lehrer mussten überprüfen, dass diejenigen Kinder, die angemeldet wurden, tatsächlich «rasserein» waren.

Leni hatte die älteren Mädchen aufgeregt über den *Jungmädelsbund reden* gehört, eine Organisation, die in der Schule grossen Respekt genoss. Die Mitglieder wurden von den anderen Kindern geradezu verehrt. Wenn sie dort Mitglied wurde, wäre sie den ehrwürdigen Reihen der Hitlerjugend einen Schritt näher, jener nationalen Organisation, die von keinem Geringerem als dem Führer selbst angeführt wurde. Wie gern wollte sie dort mitmarschieren und den

Stadtbewohnern zeigen, dass man sie zu Unrecht ausgegrenzt hatte und dass sie jetzt in einer so wichtigen Organisation eine bedeutende Rolle spielte. Schon bei dem Gedanken wurde sie ganz stolz. Sie würde in ihrer schicken Uniform durch die Strassen marschieren, und die Leute würden am Strassenrand stehen und ihnen zujubeln. Sie würden Auguste ansehen und sie bewundern, weil sie ihre Tochter gegen alle Widrigkeiten aufgezogen hatte. Und sie würden endlich, endlich begreifen, wie sehr sie sich geirrt hatten. Ihre Mutter würde furchtbar stolz auf sie sein. Leni war zutiefst glücklich, wenn sie daran dachte. Auf einmal sah ihre Zukunft sehr vielversprechend aus, weil der strenge Mann mit dem kleinen Schnurrbart über sie wachte. Leni dankte dem lieben Gott für den *Jungmädelsbund*.

Aber es war gar nicht so einfach für ein Kind wie Leni, das aus einer unvollständigen Familie stammte, dort Mitglied zu werden. Zunächst einmal musste Auguste der Schule einen Nachweis über Lenis Herkunft bringen. Die Frage der Ehelichkeit spielte dabei keine grosse Rolle, es ging nur um die Rassezugehörigkeit. Und da bereitete die Abwesenheit eines Elternteils durchaus Probleme. Auguste musste Andreas Bialon ausfindig machen, den sie nicht mehr gesehen hatte, seit er Katscher verlassen hatte und seit ihr Vater die Hochzeit verboten hatte. Es fiel ihr nach all den Jahren schwer, Kontakt aufzunehmen. All diese Gefühle von Liebe und Verlust wieder aufsteigen zu lassen, tat ihr weh, zumal sie sicher war, dass Andreas verheiratet war und eine eigene Familie hatte. Aber ein Blick in Lenis leuchtendes, eifriges Gesicht überzeugte sie. Natürlich würde sie Andreas finden – um Lenis willen. Es war ihr nicht

gelingen, viel Freude in Lenis Leben zu bringen, aber das hier konnte sie für ihre Tochter tun.

Dabei wusste sie gar nicht so genau, wo sie mit ihrer Suche beginnen sollte. Nachdem sie eine Weile darüber nachgedacht hatte, beschloss sie tapfer, einen Anwalt einzuschalten, der ihr erklärte, unter der Politik der neuen Regierung hätte sie Anspruch auf finanzielle Unterstützung durch Andreas. Der Anwalt erwies sich als recht findig und brauchte nur ein paar Tage, um Andreas aufzuspüren, der, wie Auguste jetzt feststellen musste, tatsächlich verheiratet war und zwei Söhne hatte. Auguste zögerte, die Unterhaltsforderungen weiterzutreiben, weil sie fürchtete, er würde dann in Sachen Abstammungsnachweis nicht kooperieren. Sie kannte ihn ja kaum noch, und vielleicht misstraute sie ihm auch nach all den schlechten Erfahrungen der vergangenen Jahre.

Aber Andreas Bialon, der Mann, den sie einmal so sehr geliebt hatte, erwies sich als sehr hilfsbereit. Er erkannte die Vaterschaft an und schickte den Nachweis seiner Abstammung an die Schule. Leni wartete ungeduldig auf das Ergebnis der Überprüfung. Sie wusste, dass sie keine jüdischen Vorfahren hatte, und wünschte sich nur eins: dass die entsprechenden Papiere möglichst bald kommen würden, damit sie sich endlich dem *Jungmädelsbund* anschliessen konnte. Schliesslich kam die Bestätigung, die so lautete, wie Leni es erwartet hatte. Der Weg war frei, sie konnte ihren Antrag auf Mitgliedschaft stellen. Sie jubelte und konnte ihre Freude kaum bezähmen, hüpfte durchs Haus, schwenkte die Papiere in der Luft und sang laut. Andere Kinder hatten weniger Glück. Ein Mädchen aus Lenis Klasse musste zum Entsetzen der Familie feststellen, dass es zu einem Viertel jüdisch war. Ein Vorfahr hatte eine Jüdin geheira-

tet, was zur damaligen Zeit überhaupt kein Problem gewesen war. Jetzt bedeutete das, dass das Mädchen nicht zur Mitgliedschaft im *Jungmädelsbund* zugelassen wurde. Wenig später verschwand es auch von der Schule.

Wenn Auguste sich über Lenis Aufnahme gefreut hatte, so war die Freude nur von kurzer Dauer. Bald kam eine Rechnung für Lenis Uniform, die alle Eltern bezahlen mussten, unabhängig von ihrer finanziellen Situation. Auguste hatte sich schon das Geld für den Anwalt vom Munde abgespart, und jetzt ging es wegen der Uniform so weiter: blauer Rock, weiße Bluse und schwarzes Halstuch. Ein paar Tage später hörte sie von einem Mann, der sich geweigert hatte, seinem Sohn das braune Uniformhemd zu kaufen. Er hatte seinem Sohn einen Brief an den Lehrer mitgegeben, in dem er schrieb, er habe gerade genug Geld, um Lebensmittel für die Familie zu kaufen. Wenn er nun das braune Hemd bezahlte, würden seine Kinder mehrere Tage nichts zu essen bekommen. Wenig später kam ein Paket mit einem Geschenk – einem braunen Hemd. Ein grosszügiges Mitglied der Nazi-Partei hatte von der Not der Familie gehört und das Hemd gespendet. Für den Jungen nahm die Partei damit geradezu Heiligenstatus an: eine Organisation, die armen Leuten in Not half. Sein Vater begriff, welche Motive dahinter standen, aber er konnte seinen Sohn nicht überzeugen. Als Auguste die Geschichte hörte, wünschte sie, auch sie hätte sich geweigert, die Uniform zu bezahlen. Vielleicht hätte dann auch Leni eine Uniform geschenkt bekommen und Auguste hätte nicht viele Abende lang hungrig zu Bett gehen müssen.

Allmählich breitete sich der schädliche Einfluss der Hitlerjugend in der ganzen Stadt aus. Die älteren Jungen gingen auch zu den Treffen anderer Organisationen, darunter zu den Pfadfindern, die sich regelmässig im Pfarrzentrum trafen. Wo die Kinder sich früher getroffen hatten, um zu singen, Knoten zu üben und ein paar einfache Übungen zum Überleben in der Wildnis zu machen, wo es Wettbewerbe in Sachen gute Taten gegeben hatte, gab es jetzt militärischen Drill. Sie lernten, wie man ein Gewehr hält, wie man Handgranaten wirft und Signale gibt. Manchmal wurden Süssigkeiten verteilt, ein seltener Luxus in Katscher, und es dauerte nicht lange, dann spielten die Pfadfinder in den Köpfen der Kinder keine Rolle mehr. Die jüngeren Kinder betrachteten ihre älteren Anführer in den braunen Hemden und polierten schwarzen Stiefeln mit Ehrfurcht und schworen immer wieder, eines Tages für ihr Vaterland zu kämpfen.

Wie um ihren Einfluss auf die Stadt zu demonstrieren, marschierte die Hitlerjugend immer wieder einmal durch die Strassen von Katscher und sang ihre Lieder, in denen die Liebe zum Führer zum Ausdruck kam. «Wir sind die Fahnenträger der neuen Zeit» hiess eins davon.

Die Hitlerjungen waren nett zu den kleineren Kindern und liessen sie nebenher mitlaufen, als wären sie die Bugwelle und das Heckwasser eines Ozeandampfers. Leni lief auch mit, hüpfte fröhlich und genoss ihren Mut. Sie bewunderte die frisch gestärkten braunen Hemden, die schwarzen Stiefel und die Abzeichen mit dem Hakenkreuz. Und sie liebte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das die Hitlerjugend verkörperte. Auf einmal war sie Teil einer

Gruppe, die sie bedingungslos akzeptierte, sie wertschätzte und ihr ungeahnte Freiheiten ermöglichte, zum Beispiel aus vollem Halse zu singen, ohne dass sie bestraft wurde, wenn sie den Text noch nicht komplett kannte. Für sie war es wie eine Erlösung. Sie fand es faszinierend, dass ältere Leute mit der Einkaufstasche in der Hand stehen bleiben mussten, wenn die Hitlerjugend vorbeimarschierte und von der Polizei die Vorfahrt bekam. Einige dieser Leute hatten sie ein Leben lang gequält, angespuckt und beleidigt. Jetzt genoss sie das Unbehagen in ihren Gesichtern, wenn sie schweigend in Habachtstellung dastanden, während sie mit den anderen vorbeimarschierte. Am liebsten hätte sie laut gelacht, um diesen wunderbaren Rollentausch zu feiern.

Auguste jedoch betrachtete – wie so viele Eltern – die Hitlerjugend ganz anders. Insgeheim hasste sie die Gruppen und alles, wofür sie standen, und beklagte ihre wachsende Dominanz mit einem tief-sitzenden Gefühl drohenden Unheils. Sie sah genau, dass die Hitlerjugend Kinder verführte und indoktrinierte wie eine Sekte. Und sie spürte, dass ihre Nachbarn und andere Leute in der Stadt ihre Vorbehalte teilten. Aber niemand schien bereit, diese Vorbehalte laut zu äussern, weil sich längst eine bedrohliche Unterströmung in der Stadt breitgemacht hatte. Es kam durchaus vor, dass weniger vorsichtige Zeitgenossen, die das Regime in Frage stellten, mitten in der Nacht von der Gestapo aufgeweckt und abgeführt wurden. Es gab Verhöre und Folter, und oft verschwanden diese Leute und ihre Familien ganz und wurden nie mehr gesehen.

Das Nazi-Regime widmete der Indoktrination der Jugend erhebliche Anstrengungen. Hitlers Schlagwort vom «Dritten Reich» war

viel mehr als nur ein Slogan. Er bot den jungen Menschen einen Traum und eine klar definierte Rolle auf dem Weg in die Zukunft. Bei den Massenaufmärschen, vor denen er redete, war die Hitlerjugend oft ganz vorn positioniert. Und in seinen Reden stellte er eine enge Verbindung zu diesen jungen Männern und Frauen her: «Vor uns liegt Deutschland, in uns marschiert Deutschland, und hinter uns folgt Deutschland!», sagte er einmal. Und die jungen Menschen reagierten mit einer Begeisterung, die an Hysterie grenzte. Sie führten den Aufmarsch an, grüssten den Führer, dem sie geschworen hatten, ihm bis in den Tod zu folgen, und sangen laut und leidenschaftlich ihre Lieder: «Vorwärts! Vorwärts! Schmettern die hellen Fanfaren.»

Für viele Kinder in Katscher war die Hitlerjugend zur treibenden Kraft in ihrem Leben geworden. Sie ertrugen die Schultage mit kaum verhohlener Ungeduld, und sobald die Glocke ertönte, rannten sie mit wilder Begeisterung los und trafen sich in den Pfarrheimen, wo ihre Anführer mit den schwarzen Stiefeln sie schon erwarteten. Jeden Tag nach der Schule ging das so. Sie lernten als Gruppe zu agieren, wurden militärisch gedrillt, übten sich in Überlebens-taktik, lernten Fahrräder reparieren, bastelten sich Helme, sammelten Altwaren und Alteisen und lernten so einiges über den Wert dieser Waren. Körperliche Leistungsfähigkeit und Gesundheit wurden hoch geschätzt: die Mädchen liefen, warfen Bälle, marschierten und machten Übungen. Ausserdem gab es Vorträge, die sie auf die Mutterschaft vorbereiteten, einen der wichtigsten Werte in der Kultur des Nationalsozialismus. Leni hasste die Sportstunden, weil sie

nervös und ungeschickt war und die Bälle leicht fallen liess oder über ihre grossen Füsse stolperte, wenn sie rennen sollte. Die wichtigsten Stunden für alle Kinder waren jedoch die, in denen es um die Liebe zu Führer und Vaterland ging. Deutschlands Zukunft, so wurde ihnen immer wieder gesagt, gehörte der jungen Generation und war von ihr abhängig.

Um den Prozess der Indoktrination zu vervollständigen wurden Lesebücher mit Texten an die Schulen ausgegeben, die den Nazi-Idealen entsprachen. Andere Texte wurden verboten, weil sie angeblich «verdorbenes Gedankengut» verbreiteten oder weil sie von Juden und anderen «unerwünschten Subjekten» geschrieben worden waren. Die neuen Texte setzten auch die paramilitärische Ausbildung der Kinder fort. In den Mathematikbüchern wurden die Winkel eines Bombenabwurfs berechnet, beim Addieren ging es um die Frage, wie viel Geld Deutschland sparen könnte, wenn Invaliden und andere unproduktive Mitglieder der Gesellschaft «ausgemerzt» würden. Im Geschichtsunterricht wurde die Nazi-Version der Vergangenheit dargestellt und von der glorreichen Zukunft des Dritten Reichs gesprochen. Staatlich bezahlte Archäologen vergruben perfekt gefälschte Artefakte und berichteten dann, sie hätten ein altes arisches Gefäss gefunden, das seiner Qualität nach allen bisher gefundenen Stücken, vor allem denen der alten Ägypter und Römer, bei Weitem überlegen sei und auf diese Weise die Überlegenheit der arischen Rasse demonstrierte. Die Zukunft stellte sich als raffiniertes Netz von Plänen dar, Polen und Russland zu besetzen, um Territorium zurückzuerobern, das eigentlich zu Deutschland gehörte.

Auf diese Weise sollte zusätzlicher «Lebensraum» für die überlegene deutsche Nation geschaffen werden. Und die ganze Welt würde davon profitieren, wenn sich die deutsche Kultur und Zivilisation weiter ausbreiteten. Die Kinder sangen «Deutschland, Deutschland über alles!», und während die Erwachsenen die Propaganda leicht durchschauten, fielen die unerfahrenen Kinder und Jugendlichen darauf herein. Leni und ihre gesamte Generation wurden «nazifiziert».

In der Schule wurde jetzt auch ein Fach namens «Rassenkunde» unterrichtet. Darin ging es unter anderem darum, Juden zu erkennen. Man redete den Kindern ein, Juden hätten grosse, hässliche Nasen und wären ständig damit beschäftigt, den ehrlichen, schwer arbeitenden Deutschen ihr Geld aus der Tasche zu ziehen. Oder sie würden versuchen, junge deutsche Mädchen zu verführen, um ihre rassische Reinheit zu beschmutzen. Die gierigen, manipulativen Juden, so hiess es, würden den Deutschen auch Arbeitsplätze wegnehmen und so immer reicher, während die Deutschen in Armut und Not versänken. Und deshalb müsse man sie aus der Gesellschaft entfernen, bevor es zu spät sei.

All das hatte tiefen Einfluss auf die Schulkinder. Viele entwickelten einen tiefen Hass gegen jüdische Klassenkameraden, selbst gegen enge Freunde, Lehrer und andere Stadtbewohner.

So sehr Leni es genoss, zum *Jungmädelsbund* zu gehören, war sie doch zunehmend verwirrt über das, was sie da lernte, zumal im Vergleich mit den Gesprächen ihrer Mutter mit Paul Schatke, denen sie zuhörte. Sie wusste, dass Schatke Kommunist war. Und tatsächlich

klangen seine Ansichten ganz anders. Noch nie hatte er etwas gegen die Juden gesagt – aber wenn sie tatsächlich die Geißel der Nation waren, wie ihre Lehrer behaupteten, warum verurteilte er sie dann nicht? Abends, wenn Auguste von der Arbeit nach Hause kam, befragte Leni ihre Mutter zu den Dingen, die sie in der Schule gelernt hatte. Auguste hörte mit wachsender Besorgnis zu, verbarg dies aber vor ihrer Tochter und antwortete mit Vorsicht auf ihre Fragen.

Auguste wusste, dass Kinder dazu angehalten wurden, ihre Eltern bei den Lehrern anzuschwärzen, wenn sie gegen das Nazi-Regime sprachen, selbst hinter verschlossenen Türen zu Hause. In Katscher war so etwas schon vorgekommen. Einige Kinder waren so verbohrte, dass sie sich tatsächlich gegen ihre Eltern wandten. Die Nachrichten von solchen Vorkommnissen hatten sich wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet, und Auguste schauderte bei der Vorstellung. Zu Leni sagte sie lediglich, ein jüdischer Arzt habe sein Leben riskiert, um ihres zu retten. Und sie sagte gleich dazu, dass Leni niemals etwas darüber in der Schule verlauten lassen durfte. Es war ein Geheimnis, das sie in ihrem Herzen aufbewahren sollte. Leni nickte ernst. Im Aufbewahren von Geheimnissen war sie gut, und sie blieb einfach still und neutral. Ihre Mutter und viele andere, die die Nazis nicht unterstützten, verbargen ihre Opposition vor der Aussenwelt, um nicht zu riskieren, dass eines Nachts ein Klopfen an der Tür ihrer Freiheit ein Ende setzte – oder gar ihrem Leben.

Tatsächlich wurden die Kinder von Katscher – genau wie überall in Deutschland – auf den Krieg vorbereitet. Die Jungen wurden zur po-

litischen und militärischen Loyalität erzogen, die Mädchen zu einer Rolle als treue Partnerinnen, die pflichtbewusst zu Hause blieben und die nächste Generation grosszogen. «Kinder, Kirche, Küche», lautete das Motto. Sie lernten Säuglings- und Kinderpflege, Bettenmachen, Waschen, Kochen, Putzen und alle anderen Haushaltstätigkeiten. Leni profitierte sehr von diesem Unterricht, weil sie immer mehr Verantwortung für ihren Bruder Sohni übernahm, wenn Auguste länger arbeitete – was inzwischen die Regel war. In anderen Unterrichtsstunden wurden «Familienwerte» vermittelt. Wenn diese Kinder alt genug wären, um zu heiraten, sollte es keine Untreue, keine Trennungen und keinen Ungehorsam in den Familien geben. In Lenis Zeugnissen hatte es bisher eine – gute – Note für «Betragen» gegeben. Jetzt wurde daraus «Gehorsam».

Trotz aller heimlichen Vorbehalte gegen die Veränderungen in der deutschen Gesellschaft stellten viele Eltern, darunter auch alleinerziehende wie Auguste, dass die neue Regierung viel für den Schutz der Frauen und der Armen tat. Männer mussten inzwischen Unterhalt für uneheliche Kinder zahlen, aber es gab auch staatliche Zuwendungen für Frauen, die Mühe hatten, ihre Familien zu ernähren. Die Zahlungen wurden so geleistet, dass die Ehemänner das Geld nicht für Alkohol oder Glücksspiele ausgeben konnten. Auguste als unverheiratete Frau bekam kein staatliches Geld, aber sie erhielt immerhin Lebensmittelpakete, die während der Wintermonate an die Armen ausgegeben wurden. Auch auf diese Weise erkaufte sich die Regierung die Unterstützung der Armen, die natürlich keinen Widerstand gegen ein Regime leisteten, das sich um ihre Wohlfahrt kümmerte.

Selbst diejenigen, die das Nazi-Regime nicht aktiv unterstützten, hüteten sich, offene Opposition zu zeigen. Ihr Schweigen und ihre stille Unterstützung widersprachen zwar dem weit verbreiteten Gefühl, dass man in eine Falle gegangen war und sich der Heuchelei schuldig machte. Aber sie schwiegen dennoch.

Nachdem Hitler Reichskanzler geworden war, waren ein paar neue Feiertage eingeführt worden. Zu Hitlers Geburtstag am 20. April wurden alle Häuser mit der Nazi-Flagge und einem Foto des Führers geschmückt. Wer nicht mitmachte, dessen Treue zur Regierung wurde lang und breit in Frage gestellt. Auguste sorgte dafür, dass ein Foto des Führers an prominenter Stelle in dem kleinen Zimmer hing, in dem sie lebten. Und sie setzte sich pflichtschuldig mit Leni vor den kleinen Volksempfänger, um die Geburtstagsrede anzuhören, bei der immer wieder darauf hingewiesen wurde, dass alle Deutschen bereit sein müssten, um *Lebensraum*, gegen Bolschewisten und Juden zu kämpfen und dafür zu sorgen, dass die Feinde aus der deutschen Gesellschaft entfernt würden.

Lenis Freizeit war normalerweise ihrem kleinen Bruder gewidmet, aber wenn sie einmal draussen spielen durfte, lief sie durch die gepflasterten Gassen zum «Lichtspielhaus» und hoffte, sich hineinschleichen zu können, um den gerade gespielten Film zu sehen. Sie wartete, bis die Lichter ausgingen und die Platzanweiserin in ihrer schicken Uniform verschwunden war. Dann schlich sie sich durch die Tür, die mit einem Vorhang zugehängt war, und duckte sich in der hintersten Reihe. In der Regel gab es schwere Kost zu sehen:

Die Wochenschau zeigte zum Beispiel einen Beitrag über «Juden im Urlaub». Staunend sah Leni zu, wie die angeblichen Juden auf der Leinwand sich in idyllischer Umgebung bewegten, Cocktails tranken und Spass am Strand oder in einem hübschen Bergdorf hatten.

Als das Thema Urlaub in der Schule diskutiert wurde, hiess es dort, die Juden würden damit für ihre harte Arbeit belohnt, und wenn die deutschen Kinder ebenso hart arbeiteten, könnten sie sich künftig auch auf solche Ferien freuen. Leni fand es sehr ungerecht, dass die jüdischen Familien Ferien machten, während sie warten musste. Schliesslich arbeitete sie auch hart, um ihrer Mutter zu helfen, und hatte sofort eine Belohnung verdient. Und so wuchsen die negativen Gefühle auch in ihr.

In der katholischen Kirche hatte Leni einen Meilenstein erreicht: Sie bereitete sich auf die Erste Heilige Kommunion vor. Sie lernte die Zehn Gebote und dass Brot und Wein sich in den Leib und das Blut Jesu Christi verwandelten. Kurz vor ihrer Erstkommunion ging sie zum ersten Mal zur Beichte, ein Ritual, das dafür sorgen sollte, dass nur diejenigen zur Kommunion gingen, die frei von Sünde waren. Leni hatte lange darüber nachgedacht, was sie dem Priester im Beichtstuhl sagen sollte. Sie wusste, sie hatte immer versucht, so brav wie möglich zu sein und anderen zu helfen. Das war ihr sehr wichtig, denn sie war überzeugt, nur so könnte sie andere Menschen dazu bewegen, auch zu ihr freundlich zu sein und sie gut zu behandeln. Auch wenn das bei Weitem nicht immer funktionierte. Sie fragte sich, ob diejenigen, die sie in der Vergangenheit schlecht behandelt hatten, diese Sünde gebeichtet hatten, und nahm sich vor,

in der Reihe derjenigen, die am Sonntag zur Kommunion gingen, nach solchen zu suchen, die wirklich bereut hatten. Als Nächstes machte sie eine Liste ihrer eigenen Sünden und fand schliesslich ihre Angewohnheit, sich ins Kino zu schleichen, ohne Eintritt zu bezahlen. Also kniete sie in dem dunklen Beichtstuhl mit dem kleinen Gitter und dem Vorhang, wo der Priester sein Segensgebet sprach. Dann sprach sie ihr Beichtgebet, wie sie es gelernt hatte. Am Ende versagte ihr ein wenig die Stimme. Dann herrschte Schweigen, bis der Vorhang raschelte und die singende Stimme sagte: «Berichte mir deine Sünden, mein Kind.» Zögernd beichtete sie die Kino-Sünde und bekam als Strafe die Aufgabe, eine lange Reihe von Gebeten, mehrere «Gelobet seist du, Maria» und noch mehr «Vaterunser» zu sprechen. Die Liste war so lang, dass Leni schon bei ihrer Rückkehr in die Kirchenbank vergessen hatte, wie viele Wiederholungen sie jeweils sprechen sollte. Würde sie das nächste Woche beichten müssen? Vielleicht wäre das eine geringere Sünde, und so würde die Liste der Strafgebete langsam kürzer.

Als die Feier der Ersten Heiligen Kommunion näherkam, probten Leni und ihre Klassenkameraden die Prozession durch die Kirche, vorbei an den Bänken, in denen dann die stolzen Eltern und Verwandten sitzen würden, bis hinauf zum Altar, wo sie das Heilige Sakrament empfangen würden. Leni ging wie üblich ganz hinten, ohne dass man es ihr sagen musste. Sie wusste, wo ihr Platz war. Aber die Aufregung war trotzdem gross, zumal Auguste eines Abends mit einem Kommunionkleid aus zweiter Hand nach Hause kam, das sie tragen durfte. Es war von ganz untypisch wohlwollenden Nonnen gespendet worden. Es war cremefarben, nicht strahlend

weiss wie die Kleider der anderen Mädchen, aber es sah sehr hübsch aus. Leni fand, es sei das schönste Kleid, das sie je gesehen hatte. Und was noch besser war, sie hatte von einem anderen Spender dazu passende Schuhe bekommen. Niemand würde ihr an diesem besonderen Sonntag auf die nackten Füsse treten.

Als der grosse Tag gekommen war, zog sich Leni an und tanzte in ihrem hübschen Kleid und den schönen Schuhen durchs Zimmer. Auguste steckte ihr noch eine Blume ins Haar und strahlte vor Stolz über ihre kleine Tochter mit dem goldenen Haar. Bedauerlich war nur, dass sie keinen Spender für einen weissen Schleier hatte finden können, der die Ausstattung vervollständigt hätte. Es war üblich, dass sich die Mädchen bei der Erstkommunion kleideten wie kleine Bräute, um das Heilige Sakrament zum ersten Mal zu empfangen. Wie auch immer, Leni war sehr stolz, mit den anderen den Mittelgang der festlich geschmückten Kirche hinunterzugehen. Sie wusste, sie würde das einzige Mädchen ohne Schleier sein, aber diesmal war ihr das vollkommen egal. Sie fand sich schön, und vielleicht zum ersten Mal ausserhalb des *Jungmäddebundes* empfand sie sich als gleichwertig mit ihren Altersgenossinnen, die es an diesem Tag auch ausnahmsweise unterliessen, sie zu hänseln.

Es war ein bedeutendes Jahr für Auguste, die Lenis zweiten Halbbruder Franz zur Welt brachte. Sie nannten ihn zärtlich «Manni». Auch er war unehelich geboren, denn die verzweifelte Auguste wartete immer noch darauf, dass Paul Schatke sie endlich heiratete. Nun hatte sie drei Kinder, die sie ernähren und kleiden musste.

Schatke tauchte nach wie vor ab und zu auf, trug aber nicht regelmässig zum Lebensunterhalt bei. Und wenn sie von ihm verlangte, dass er es tat, protestierte und klagte er, er könne keine Arbeit finden und müsse immer wieder untertauchen, um nicht von der Gestapo verhaftet zu werden.

Angesichts ihrer schwierigen Lebensumstände tat Auguste wirklich ihr Möglichstes für die Kinder, die zwar immer nur abgelegte Kleidung von anderen Familien trugen, aber stets sauber und ordentlich waren und sich gut benahmen. Sie gab sich alle Mühe, dem Nazi-Ideal einer guten Mutter zu entsprechen. Aber sie wusste natürlich auch, dass sie auf Dauer nicht ohne Unterstützung weitermachen konnte. Im Gegensatz zu verheirateten Müttern, die ein Darlehen und finanzielle Unterstützung bekamen, musste sie mit den gespendeten Lebensmittelpaketen zurechtkommen. Wenn Paul Schatke sie heiraten würde, könnte sie ein Ehdarlehen beantragen. Die geradezu fürstliche Summe von 1'000 Mark sollte für Möbel und Haushaltsgegenstände ausgegeben werden. Die Frauen mussten aufhören zu arbeiten und sich ganz ihrer Familie widmen. Für jedes Kind wurden 250 Mark in einen Zuschuss umgewandelt, der nicht mehr zurückgezahlt werden musste. Mit dem vierten Kind war das Ehdarlehen also abgegolten.

Doch Schatke leistete erbitterten Widerstand. Er erklärte ihr, diese Darlehen seien nur zu dem Zweck ins Leben gerufen worden, dass verheiratete Paare möglichst viele Kinder bekamen und so die nationalsozialistische Grossdeutschland-Ideologie unterstützten. Und er wollte daran keinen Anteil haben, weil er das Nazi-Regime

hasste. Schon gar nicht wollte er sich in eine Ehe drängen lassen, nur um das Geld zu bekommen.

Mütter mit vielen Kindern bekamen ausserdem das sogenannte Mutterkreuz verliehen, eine Art Orden in Form eines langen, schlanken Kreuzes aus blauer und weisser Emaille mit einem strahlenden Stern in der Mitte, der von einem Hakenkreuz ausging. Es hing an einem schmalen blau-weissen Band und wurde um den Hals getragen. Es galt als einer der schöneren Nazi-Orden, und alle jungen Mädchen waren erpicht darauf, es zu bekommen. Das Kreuz wurde in verschiedenen Klassen verliehen. Mütter mit mindestens acht Kindern erhielten das Mutterkreuz in Gold, bei sechs oder sieben Kindern wurde das silberne Mutterkreuz verliehen, und Mütter mit vier oder fünf Kindern bekamen das Kreuz in Bronze. Leni dachte oft an ihre Grossmutter Johanna, die das goldene Kreuz bekommen hätte. Sie seufzte leise vor geheimem Stolz, wenn sie an die vielen Geschichten dachte, die Auguste ihr von dieser Grossmutter erzählt hatte, die sie nie kennengelernt hatte.

Für ihre eigene Mutter Auguste spielte das Mutterkreuz keine Rolle. Als unverheiratete Mutter hatte sie weder ein Anrecht auf den Orden noch auf die staatliche Unterstützung. Und da Paul Schatke ihr keine Hoffnungen auf eine Ehe machte, ging sie in ihrer wachsenden Verzweiflung nun doch noch einmal zu dem Anwalt, um von Andreas Bialon Unterhalt für Leni zu bekommen. Er war ihre letzte Hoffnung, und das Risiko war hoch, da sie ja inzwischen zwei Kinder mit einem anderen Mann hatte. Aber Auguste musste nach jedem Strohalm greifen, der sich ihr bot.

11

Als das Jahr 1935 zu Ende ging und die Winterdüsternis das neue Jahr 1936 ankündigte, wappnete sich Auguste, um Andreas Bialon ein zweites Mal zu treffen. Ihre Situation war noch schwieriger geworden; sie sah einfach keine andere Möglichkeit mehr, als ihn um Geld zu bitten. Ihr Anwalt bereitete ein Schreiben an Bialon vor. Auguste war sich des Risikos sehr bewusst. Bialon hatte schon seine Abstammung offengelegt, damit Leni in den *Jungmädelsbund* aufgenommen werden konnte. Mehr noch, er hatte es schnell und bereitwillig getan, und seine Kommunikation mit dem Anwalt war höflich und offen gewesen. Aber hier war es nur um einige Informationen und Dokumente gegangen, nicht um Geld. Trotzdem war ihm vermutlich klar, dass Auguste nach den neuen Gesetzen das Recht hatte, Unterhalt von ihm zu verlangen. Trotzdem hatte die Sache einen grossen Haken. Auguste hatte inzwischen zwei weitere Kinder von einem anderen Mann, und Bialon konnte sich ohne Weiteres auf den Standpunkt stellen, dass dieser Mann verpflichtet war, für die ganze Familie zu sorgen. Auguste blieb nichts anderes übrig, als nervös auf den Ausgang zu warten.

Im März 1936 ging auch Hitler ein enormes Risiko ein, indem er das Rheinland zurück beanspruchte. Dieses Gebiet war zwar nach wie vor integraler Bestandteil des Deutschen Reichs, aber durch den Vertrag von Versailles war es zur entmilitarisierten Zone erklärt

worden und diente als truppenfreie Pufferzone zwischen Deutschland und Westeuropa. Hitler zeigte deutlich seine Verachtung für den Versailler Vertrag, indem er – unter dem Vorwand des deutschen Bedürfnisses nach «Lebensraum» – seine Truppen ins Rheinland beorderte. Proteste aus Frankreich und England wurden ignoriert, zumal aus beiden Ländern keine Konsequenzen erfolgten. Hitler konnte davon ausgehen, dass er seinem angeblichen Schicksal folgen durfte und dass seine Feinde weder Ideen noch Mittel besaßen, um ihn zu stoppen. Während sich viele Deutsche grosse Sorgen um die Indoktrination ihrer Kinder machten, gab es auch lauten Protest gegen den Vertrag von Versailles und insofern Unterstützung für die Aktionen des Führers. Sein Ansehen stieg mit dem Wiedergewinn des verlorenen Nationalstolzes.

Als Andreas Bialon ohne Widerworte die erste monatliche Unterhaltszahlung für Leni leistete, feierte Auguste ihren eigenen kleinen Triumph. Einen kleinen Teil des Geldes legte sie zurück, um Leni ein Geschenk zum zwölften Geburtstag kaufen zu können, auch wenn der noch mehr als ein Jahr in der Zukunft lag. Aber ihr Triumph war nicht von langer Dauer. Im nächsten Monat gab es kein Geld, und ihr Anwalt erklärte ihr, er habe ein Gegenangebot erhalten, das freilich – er rückte seine goldgeränderte Brille zurecht und räusperte sich – Auguste kaum gefallen konnte. Andreas hatte angeboten, Leni in seine Familie aufzunehmen, statt Unterhalt zu zahlen.

Der Anwalt hatte richtig vermutet: Auguste war entsetzt. Sie verliess seine Kanzlei und ging nach Hause, ohne den eisigen Wind zu

spüren, und stolperte über die Schneehaufen, die die gepflasterten Strassen gefährlich glatt machten. Als sie nach einer Viertelstunde Weg zu Hause ankam, hatte sie noch immer keine Lösung gefunden. Vor allem hatte sie keine Ahnung, wie sie mit Leni darüber sprechen sollte – und ob sie das überhaupt tun sollte. Sie wollte ihre Kleine unbedingt bei sich behalten, ihre einzige treue Gefährtin in all den Elendsjahren. Doch sie brauchte dringend Geld, um ihre Kinder zu ernähren, ganz abgesehen von sich selbst und Paul. Ob sie Schatke davon erzählen sollte, bezweifelte sie stark, denn er hatte noch nie irgendeine Art von Zuneigung Leni gegenüber gezeigt und Auguste schliesslich schon einmal gedrängt, das Mädchen zu seinem Vater zu schicken. Er würde sie wohl kaum darin unterstützen, wenn sie Bialons Angebot ablehnte.

Sie musste es Schatke gar nicht erzählen, denn er ging an diesem Abend selbst bei dem Anwalt vorbei und hörte, was passiert war. Und wie nicht anders zu erwarten, drängte er Auguste, Leni wegzuschicken. Auguste spürte, dass der Druck allmählich zu gross wurde. Sie weigerte sich, sagte, Leni sei schliesslich ihre Tochter und ihr einziger Trost in schlechten Zeiten – also fast immer. Und Leni kümmere sich um die kleinen Jungen und um den Haushalt. Schatke liess sich davon nicht beeindruckt. Seine Argumente wurden gemeiner und massiver. Schliesslich gab Auguste auf und stimmte zu. Sie war ganz einfach mit ihrer Kraft am Ende. Leni würde sie verlassen müssen, so gross Augustes Schuldgefühl auch war und so sehr sie das Gefühl hatte, das Herz würde ihr brechen.

Der nächste Schritt war noch schwerer: Auguste musste all ihren Mut zusammennehmen und es ihrer Tochter sagen. Sie beschloss, Leni das geplante Geschenk jetzt schon zu kaufen und nicht bis zum zwölften Geburtstag zu warten. Auf diese Weise wollte sie den Schlag ein wenig abfedern. Leni war furchtbar aufgeregt und riss die Augen auf, als sie es hörte. Auguste ging mit ihr zum ersten Mal in ihrem Leben in das örtliche Schuhgeschäft, wo Leni sich ein paar neue Schuhe aussuchen durfte. Es war ein aufregender Moment, denn bisher hatte sie immer nur Schuhe aus zweiter Hand bekommen. Sobald sie den Laden betraten, erspähte Leni ein Paar leuchtend rote Lackschuhe mit runder Spitze und einem Riemchen über dem Spann. Die Schuhe waren wunderschön und absolut unpraktisch, aber Leni hatte sich noch nie in ihrem Leben etwas so sehr gewünscht. Alle anderen Schuhe waren in nüchternem Braun oder Schwarz, und natürlich waren sie viel praktischer und alltagstauglicher. Aber Leni hatte sich entschieden. Sie wünschte sich nichts so sehr wie diese roten Schuhe.

Und so nahm der unvergessliche Einkauf seinen Lauf. Der Ladenbesitzer, ein untersetzter Mann mit rotem Gesicht, bediente sie selbst und liess die beiden Damen in seinen besten Sesseln Platz nehmen. Dann brachte er Leni die schönen roten Schuhe und öffnete die Schnallen, damit sie sie anprobieren konnte. Vorsichtig zog sie sie an, entschlossen, dass sie einfach passen mussten. Sie drückten ein bisschen, aber sie kümmerte sich nicht darum. Sie musste diese Schuhe einfach haben. Der Ladenbesitzer überprüfte den Sitz und erklärte, die Schuhe seien zu klein, zumal für ein Mädchen, das noch wuchs, und zwar rasend schnell, wie es in diesem Alter üblich

ist. Er suchte ihr ein paar vernünftige braune Schnürschuhe heraus, die ihr besser passten und sogar noch etwas Luft hatten. Diese Schuhe würde sie bestimmt ein Jahr lang tragen, versicherte er Auguste. Aber Leni war von ihrem Vorhaben nicht abzubringen. Sie wollte keine anderen Schuhe, schon gar nicht diese, in denen ihre Füße so furchtbar gross aussahen. Entweder die roten Schuhe oder gar keine. Wider besseres Wissen lenkte Auguste ein. Unter anderen Umständen hätte sie darauf bestanden, die braunen Schuhe zu kaufen, die Leni viel länger tragen konnte, aber sie wusste ja, was für ein Gespräch ihr bevorstand. Leni freute sich ungeheuer über die neuen Schuhe. Sie trug sie auf dem Weg nach Hause, bewunderte ihr Aussehen in den Schaufenstern, an denen sie vorbeikamen, und passte sehr auf, die Schuhe nicht anzustossen oder schmutzig zu machen. Schliesslich lag auf den Strassen überall noch Schneematsch. Aber als sie zu Hause ankamen, spürte sie, dass sie sich Blasen gelaufen hatte. Sie wusste, dass sie ihrer Mutter nichts davon sagen durfte, und stritt vehement alles ab, als Auguste sie fragte, warum sie so humpelte. Entschlossen kniff sie die Lippen zusammen und schwor sich, den Schmerz auszuhalten. Sie wollte einfach nur diese Schuhe behalten!

Im Zimmer angekommen, setzte sich Auguste mit schwerem Herzen und düsteren Vorahnungen zu Leni. Und dann erklärte sie ihrer Tochter, dass sie mit ihrem Vater Kontakt gehabt hatte. Lenis Augen leuchteten auf. Sie wollte ihren Vater so gern kennenlernen, ihn berühren, vielleicht sogar seine Hand halten oder ihn umarmen, nur um sicherzugehen, dass es ihn wirklich gab. Aber ihre Freude

schwand schnell dahin, als ihre Mutter weitersprach. Ihr Vater hatte offenbar angefragt, ob Leni bei ihm und seiner Familie leben könnte. Leni war überrascht und freute sich, dass ihr Vater sie bei sich haben wollte. Sie wollte ihn auch gern besuchen und freute sich darauf, ihre Halbbrüder kennenzulernen und sein Haus zu sehen. Auguste beobachtete ihre Tochter, bevor sie zum letzten Schlag ausholte. Sie hatte entschieden, dass Leni bei ihrem Vater und seiner Familie leben sollte. Dauerhaft. Dass sie ihre Mutter und ihre beiden kleinen Brüder verlassen sollte.

Während Leni ihrer Mutter zuhörte, verschwand der Schmerz der Blasen an ihren Füßen. Er wurde übertönt von dem Schmerz in ihrem Herzen, der sie zu überwältigen drohte. Heftig schüttelte sie den Kopf. Nein, sie würde auf keinen Fall ihre Mutter verlassen und bei fremden Leuten leben, auch wenn es sich dabei um ihren Vater handelte. Ein Besuch, gut. Auch häufige Besuche. Aber sie würde ihre Mutter nicht verlassen. Sie bekam Kopfschmerzen von all den widerstreitenden Gefühlen, und plötzlich wollte sie nur noch allein sein. Sie sagte ihrer Mutter, sie würde nicht weiter darüber sprechen, ging zu Bett und drehte sich zur Wand. Auguste weinte leise bei dem Anblick ihrer Tochter, die zusammengekrümmt dort lag. Leni hatte ja recht, sie gehörte hierher, zu ihrer Mutter. Und da würde sie auch bleiben.

Als Paul Schatke heimkam und feststellte, dass Auguste ihre Meinung geändert hatte, wurde er wie erwartet sehr wütend und beschimpfte Auguste wegen ihrer Schwäche. Auguste ertrug seine Tirade mit stoischer Ruhe. Sie würde sich nicht mehr umstimmen lassen. Nachdem sie die erste Welle seines Zorns überstanden hatte,

nahm sie ihren Mut zusammen und erinnerte Schatke daran, dass er kaum etwas zum Familieneinkommen beitrug und insofern auch keine Entscheidungen zu treffen hatte. Andreas Bialon, der ein großes Risiko eingegangen war, indem er angeboten hatte, Leni zu sich zu nehmen, ging als Sieger hervor. Da dieses Angebot abgelehnt worden war, musste er keinen Unterhalt mehr zahlen. Er hatte gespielt und gewonnen. Sie würde nie mehr Kontakt mit ihm aufnehmen.

Was die roten Schuhe anging, so konnte Leni sie nur noch ein paar Wochen tragen. Dann passten ihre Füße nicht mehr hinein. Auguste tadelte sie nicht, obwohl sie wusste, es würde jetzt ein Jahr oder noch länger dauern, bevor sie sich wieder Schuhe leisten könnten. Gut, vielleicht würde irgendeine Wohltätigkeitsorganisation ihr Schuhe spenden. Leni stellte die schönen Schuhe ehrfürchtig in eine Ecke, wo sie sie von Zeit zu Zeit bewundern konnte, und war froh, wieder barfuss zu laufen. Sie fragte nicht nach ihrem Vater, und er wurde in ihrer Familie nie wieder erwähnt. Sie war einfach nur froh, dass sie bei ihrer Mutter und ihren kleinen Brüdern bleiben durfte und dass sie trotzdem wusste, ihren Vater gab es wirklich. Solange sie bei ihrer Mutter bleiben konnte, würde sie alle Schwierigkeiten auf sich nehmen. Denn mit ihren elf Jahren hatte sie sehr wohl begriffen, dass ihr Leben hart war und noch härter werden würde, vor allem, seit Manni auf der Welt war. Und tatsächlich waren sie bald darauf gezwungen, wieder umzuziehen, weil die Unruhe und der Lärm mit dem Baby dem Vermieter zu viel wurde. Ein Pferdekarren stand eines Tages vor der Tür, und sie packten ihre wenigen Habse-

lichkeiten darauf und fuhren weg. Leni kannte das inzwischen ja schon.

Auguste und ihre Kinder zogen in ein zweistöckiges Haus, das dem Staat gehörte und in dem acht Familien lebten. Es war ein breites Ziegelhaus mit flachem Dach und ein paar Zementstufen, die zur Tür und ins Erdgeschoss führten. Auf jedem Stockwerk gab es vier Wohnungen, jede mit einer anders gestrichenen Wohnungstür. In diesen Türen gab es kleine verschliessbare Sichtfenster, die aus sahen wie Zyklopenaugen, und darunter einen Briefschlitz. Das Haus war zwar relativ neu, aber sehr einfach eingerichtet. Die Toiletten befanden sich in einem Schuppen hinter dem Haus, und sie bestanden nur aus kleinen Holzverschlagen mit Sitzbrettern. Aus diesen Plumpsklos musste regelmässig alles herausgepumpt werden, damit es nicht zu unhygienisch wurde. Im Sommer stank es erbärmlich, und Auguste war froh, dass ihre Wohnung am anderen Ende des Hauses lag.

Erwartungsvoll öffnete Leni die Tür zu der kleinen Wohnung. Ein dunkler Flur, graue Wände, eine Tür am anderen Ende. Dahinter befand sich ein leerer kleiner Raum. Auguste erklärte ihr, hier hätte eine Toilette eingebaut werden sollen, aber das war nie geschehen. Die winzige Küche lag links vom Flur. Darin stand ein alter Herd auf einem Holzboden, der mindestens einmal pro Woche kräftig geschrubbt werden musste, um auch nur annähernd sauber zu sein. Ausserdem gab es einen Holztisch mit rötlichen Scharten, die wohl von einem Metzgerbeil stammten, und zwei Stühle. Strom gab es nicht, sie mussten also Kerzen anzünden, wenn es Abend

wurde. Zum Glück gab es wenigstens fliessendes Wasser und ein Spülbecken.

Das Schlafzimmer ging von der Küche ab. Darin stand ein kleiner Ofen, damit man im Winter heizen konnte. Er war emailliert und hatte eine kleine Eisentür. Der Kamin befand sich in der Tür. Wenn man ihn zumachte, brannten die Kohlen die ganze Nacht. Ansonsten standen in dem Schlafzimmer zwei Einzelbetten, eine kleine Kommode, ein alter Schrank und eine Wäschtruhe. Auguste und ihre drei Kinder teilten sich die beiden Betten, sie badeten in einer Zinkwanne hinter Woldecken, die in einer Ecke aufgehängt wurden, oder, wenn sie gerade genug Geld dafür hatten, im öffentlichen Bad.

Paul Schatke wohnte nicht ständig bei ihnen, obwohl er der Vater der beiden Jungen war. Tatsächlich hätten sie einen Rauswurf riskiert, weil er und Auguste nicht verheiratet waren. So kam und ging er, wie es ihm passte, und leistete auch keine regelmässige finanzielle Unterstützung.

Trotz all dieser Härten genoss Leni das Zusammenleben mit Auguste, zumal sie so nahe daran gewesen war, sie verlassen zu müssen. Die kleine Familie rückte noch enger zusammen, und Paul Schatke wurde immer mehr zum Aussenseiter. Leni und Auguste verbrachten die Abende damit, bei Kerzenlicht die Jungen ins Bett zu bringen und ihnen Geschichten zu erzählen. Oft gab Leni voller Stolz wieder, was sie an diesem Tag in der Schule gelernt hatte. Auguste musste sich anhören, dass sie eifrig für das Vaterland arbeiten und viele Kinder bekommen sollte. Und dass sie die Juden endlich loswerden mussten. Leni war eine gewissenhafte Schülerin

und eifrig darauf bedacht, ihr Wissen mit den anderen zu teilen. Auguste schwieg zu den Vorträgen ihrer Tochter, sodass sich Leni manchmal fragte, warum ihre Mutter so in Gedanken versunken war. Aber sie wusste ja, dass ihre Mutter schwer arbeiten musste und drei Kinder hatte. Also war sie sicher eine gute Deutsche.

Manchmal kamen die Nachbarinnen auf eine Tasse Tee vorbei, wenn sie nicht arbeiten mussten. Dann wurde getratscht und allerlei Geschichten aus der Stadt erzählt. Zum Beispiel war von einem kleinen Jungen die Rede, der in der Schule erzählt hatte, dass er von einem jüdischen Arzt behandelt worden war und wie eklig es sei, wenn Juden arische Kinder anfassten. Der Lehrer hatte den Jungen gelobt und dann nach dem Namen des Arztes gefragt. Wenig später wurde das Haus des Arztes verwüstet, und der Doktor selbst verschwand auf Nimmerwiedersehen. Auguste warf Leni einen Blick zu und hoffte sehr, ihre Tochter hätte ganz genau zugehört.

Je besser sie sich kannten, desto mehr stellten die Frauen fest, dass sie alle sehr abergläubisch waren und gern Kontakt mit den Geistern verstorbener Familienmitglieder aufnehmen wollten. Manchmal hielten sie nachts Seancen ab, und als Gerüchte darüber durchsickerten, kamen immer mehr Leute dazu. Sie stellten so viele Kerzen auf, wie sie finden konnten, weil die Geister die Wärme liebten. Auf jeden Fall musste die Zahl der Kerzen durch drei teilbar sein. Dann holten sie ein Holzbrett mit Buchstaben, Zahlen und den Wörtern «Ja» und «Nein». Eine der Frauen hüllte sich in Tücher mit Fransen, schlang sich einen exotischen Turban um den Kopf und

hängte sich falschen Schmuck um den Hals. Sie übernahm die Leitung, stellte ein kleines Glas umgekehrt auf das Brett und lud alle Anwesenden ein, einen Finger auf das Glas zu legen. Sie agierte als Medium, atmete tief und dramatisch und lud dann die Geister ein, sich zu ihnen zu gesellen. Dann legte sie ebenfalls einen Finger auf das Glas. Leni beobachtete wie gebannt, dass das Glas anfang, sich über das Brett zu bewegen, sodass sich Wörter bildeten, die von begeisterten Ausrufen und ängstlichem Weinen begleitet wurden, je nachdem, wie die Antworten lauteten. Eines Nachts erklärte das Medium mit lauter, fast hysterischer Stimme, heute sei der Raum voller Geister, und im gleichen Moment gingen alle Kerzen aus. Leni schrie vor Angst so sehr, dass Auguste sie ins Gesicht schlagen musste, damit sie wieder zu sich kam.

Wenn die Geister keine Antworten für sie hatten, erstellten die Frauen Horoskope oder legten Tarotkarten. Leni staunte nur über den Aberglauben der Frauen und all die Bräuche, die sie kannten: Kleidung, die aus Garn gewebt war, das am Heiligabend gesponnen worden war, wehrte Insekten und Mäuse ab. Ein Hemd aus Garn, das während der zwölf Tage bis Dreikönig gesponnen worden war, brachte dem Träger Glück. Und wenn es regnete, während die Sonne schien, fiel Gift vom Himmel.

Nur eine Frau war zurückhaltender, was die okkulten Dinge anging. Sie war mit einem Schneider verheiratet und lebte in einer der grösseren Wohnungen im Obergeschoss. Die beiden hatten zwei Söhne, die ungefähr so alt waren wie Leni. Man grüsste sich auf der Treppe, aber ansonsten hielt die Frau sich zurück.

Und so ging ihr einfaches Leben weiter. Die beeindruckenden Olympischen Spiele 1936 in Berlin, die der Welt zeigen sollten, was für ein offenes Land Deutschland war, konnten die Stimmung der Bevölkerung nicht heben. Zu Weihnachten war die Lebensmittelversorgung gefährdet. Die Frauen kamen irgendwie zurecht und wirtschafteten sparsam und findig. Leni war zufrieden mit ihrem Leben in der neuen Wohnung. Sie wusste, es konnte viel schlimmer kommen. Sie, ihre Mutter und ihre Brüder mussten nicht beim Grossvater Josef leben oder Kontakt zu den unfreundlichen Verwandten halten. Und sie war der Trennung von ihrer Mutter entgangen. Trotzdem gab es immer noch genug Leute in der Stadt, die gemein zu ihnen waren. Am Heiligabend, als die ganze kleine Familie sich um den Weihnachtsbaum versammelt hatte, flog ein Stein durchs Fenster und hätte Leni beinahe getroffen, die mit ihren Brüdern auf dem Fussboden sass. Sie fanden nie heraus, wer den Stein geworfen hatte und was der Grund für den Anschlag war. Auguste vermutete, es wären Nazis aus der Stadt, die wussten, dass Paul Schatke Verbindung zu den Kommunisten hatte, und ihn einschüchtern wollten. Schatke war an diesem Abend aber – wie so oft – gar nicht anwesend.

12

Leni begann das neue Schuljahr voller Optimismus, nachdem sie in den Jungmädelsbund aufgenommen worden war. Hoch erhobenem Haupte ging sie durch das rostige Schultor. In der Jugendorganisation war sie gleichberechtigt, und das hatte ihrem Selbstbewusstsein einen gehörigen Schub verpasst. Sie fühlte sich sicher in der gemeinsamen Erfahrung von Kameradschaft und war bereit, die Beleidigungen der Vergangenheit zu vergessen. Und sie würde allen zeigen, dass sie über nachtragende Gefühle erhaben war.

Doch leider musste sie feststellen, dass sie in der Schule immer noch Zielscheibe, für allerlei Hässlichkeiten war. Hier waren ihre Mitschülerinnen so gemein wie eh und je, als hätte man sie über Nacht ausgewechselt. Woher kam nur dieser Drang, sie zu drangsaliieren, fragte sie sich. Die einzigen anderen Kinder, die drangsaliert wurden, waren Juden. Zu ihnen gehörte sie eindeutig nicht, das hatte ihre Aufnahme in den Jungmädelsbund bewiesen. Und inzwischen war auch klar, dass sie einen Vater hatte wie alle anderen. Sie war eine gute, rein arische Deutsche, sie liebte ihr Vaterland und lernte fleissig. Was hinter den Angriffen steckte, verstand sie einfach nicht. Also biss sie die Zähne zusammen und beschloss, weiterzukämpfen.

Die jüdischen Kinder in Lenis Klasse – und in der ganzen Schule – wurden zunehmend diskriminiert. Gleich zu Anfang des Schuljahres wurden sie in der Klasse getrennt von den anderen platziert, und zwar an eigenen Pulten im hinteren Teil des Raums. Leni sah

zu, wie sie unter den versteinerten Blicken ihrer arischen Mitschüler ihre Sachen zusammenpackten. Sie verstand nicht, was für eine Art von Strafe das sein sollte, wenn doch die Juden als Geißel der Zivilisation galten. Sie selbst sass seit dem ersten Schultag ganz hinten im Klassenzimmer. Nein, sie verstand es einfach nicht.

Ende des Schuljahres wurden die jüdischen Kinder komplett der Schule verwiesen, und dann verschwanden sie auch allmählich aus der Stadt. Leni spürte, dass etwas Böses geschah, wenn sie so schnell und lautlos verschwanden. Später hörte sie Geflüster, dass diese Kinder jetzt eine eigene Schule in Ratibor besuchten, einer Stadt unweit von Katscher. Und sie vermutete, dass nun alle Juden aus Katscher dort lebten. Am liebsten wäre sie mit ihnen gegangen, um den ständigen Hänseleien zu entfliehen.

Als sie eines Nachmittags von der Schule nach Hause ging und mit ihren nackten Füßen gegen ein paar Steine trat, fing sie an, sich verschiedene Möglichkeiten auszudenken, es den Quälgeistern heimzuzahlen. An diesem Tag war es wieder einmal besonders schlimm gewesen. Es dauerte nicht lange, dann kam sie auf Hexerei, was in einer so abergläubischen Gesellschaft wie Katscher gar nicht so weit hergeholt war. Und so fing sie während der Hausarbeit und wenn sie auf ihre Brüder aufpasste an, Hexerei zu trainieren. Sie übte sich in den schwarzen Künsten und bereitete sich darauf vor, ihre gemeinen Mitschüler und Lehrer mit einem Bann zu belegen. Sie braute Mischungen aus Kräutern, Erde, Federn, Schnecken und was ihr sonst Makabres einfiel. Und sie liebte es, immer neue

Zaubersprüche zu erfinden und sich vorzustellen, wie sie wirken würden. Jetzt musste sie nur noch auf die richtige Gelegenheit warten.

Allmählich war sie es leid, ständig auf ihre Brüder aufzupassen. Vor allem der kleine Manni, der ängstlich und unruhig war und den sie jeden Tag nach der Schule stundenlang wickeln, füttern, hochnehmen und wieder hinlegen musste, wurde ihr eine Last. Sie hatte nur wenig Zeit, ihre Hexenkünste zu erproben, zu spielen oder sich auszuruhen, und oft konnte sie es kaum erwarten, dass endlich ihre Mutter von der Arbeit kam und ihr den Kleinen abnahm. Manni schrie so oft, dass ihr bald nichts mehr einfiel, womit sie ihn beruhigen konnte. Und so ging sie dazu über, ihn zu ignorieren. Irgendwann heulte er dann allerdings so laut, dass auch das nichts mehr nützte. Sie musste sich eine andere Strategie einfallen lassen. Am liebsten wäre es ihr gewesen, Auguste hätte ihre Arbeit aufgegeben und wäre zu Hause geblieben. Schliesslich, so dachte sie, war es eigentlich die Aufgabe ihrer Mutter, sich um den Kleinen zu kümmern. So hatte sie es auch in der Schule gelernt: Gute Mütter blieben zu Hause bei ihren Kindern. Ihr war klar, dass Auguste Geld verdienen musste, aber insgeheim warf sie ihr vor, dass sie so viele Stunden ausser Haus war und sie die Brüder versorgen musste. Auch die magere Kost der Familie, in der alles durch vier geteilt werden musste, war ihr zutiefst zuwider. Sie wollte nicht mehr arm sein und ihrer Mutter jeden Tag helfen!

Manchmal überwältigte sie das Gefühl, eingesperrt zu sein und in der Falle zu sitzen, so sehr, dass sie ihre Brüder ganz einfach in der Wohnung liess und sich auf die Stufen vor der Haustür setzte, um ein bisschen für sich allein zu sein.

Von dort aus beobachtete sie die Nachbarn, wie sie kamen und gingen. Trotz aller Härten in ihrem Leben war sie ein fröhliches Mädchen, das die Vorübergehenden anlächelte. Ein freundlicher Mann grüßte sie zurück und unterhielt sich ein wenig mit ihr. Er fragte jedes Mal nach ihrer Mutter und ihren Brüdern. Es war der Schneider, der mit seiner Familie im Obergeschoss wohnte und der an ihr vorbeikam, wenn er Kleidungsstücke zu seinen Kunden brachte oder zum Stoffhändler ging. Die meisten anderen Nachbarn sprachen nicht mit ihr, und so begrüßte sie den Schneider immer besonders freundlich. Seine fröhlichen Antworten machten sie ein wenig glücklich – es fühlte sich an, als gehörte sie zu seiner erweiterten Familie.

Ende 1938, als Leni dreizehn Jahre alt war, brach der unterschwellige Hass gegen die Juden sich in einer gewalttätigen Nacht Bahn: der sogenannten Kristallnacht. In ganz Deutschland wurden jüdische Wohnungen und Geschäfte in Brand gesteckt und geplündert, Schaufenster wurden eingeschlagen, und viele Juden wurden in Lager verschleppt oder von Hitlers Braunhemden ermordet. In Katscher zündeten die Braunhemden die Synagoge an, verwüsteten jüdische Geschäfte und setzten auch einige Häuser in Brand, die Juden gehörten. Viele jüdische Bürger der Stadt wurden verschleppt, während diejenigen, die blieben, unter immer stärkeren Einschränkungen zu leiden hatten. Sie durften keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr benutzen, nicht mehr das Schwimmbad, öffentliche Parks, Spielplätze, Museen, Theater und Büchereien besuchen. Sogar die Benutzung des Gehwegs war ihnen verboten. Sie durften keine Autos und keine Radios besitzen, und waren einer

wachsenden Diskriminierung und Gewalt ausgesetzt. Viele wurden durch die ständige Bedrängnis in den Selbstmord getrieben. Ihre Häuser wurden wenig später geplündert und von Mitgliedern der Partei übernommen. Die anderen Stadtbewohner taten so, als bemerkten sie es nicht. Es war sicherer, wenn man nicht so genau hinsah.

Leni fand es seltsam, dass man den Leuten verbot, den Gehweg zu benutzen. Die Lehrer erklärten, die Juden seien Ungeziefer und sollten in der Gosse gehen, wo auch die Ratten herumliefen, zu denen sie gehörten. Sie forderten ihre Schüler auf, das Buch *Der Giftpilz* zu lesen, in dem beschrieben wurde, dass die Juden wie giftige Pilze auf einer Wiese seien, die man schnell finden und zerstören musste, bevor sie sich ausbreiteten und die guten Pilze verdrängten. Leni selbst vermied jede Grausamkeit; zu sehr war sie selbst drangsaliiert worden, als dass sie einem anderen so etwas zufügen wollte.

In diesem Jahr heirateten Paul Schatke und Auguste endlich. Es war eine kurze Zeremonie in dem nüchternen Standesamt der Stadt. Auguste hatte kein Hochzeitskleid, und es gab auch keine Brautjungfern, Blumen, Geschenke oder Gäste. Leni war die einzige Zeugin. Sie diente als «Page» der Braut und trug eine hübsche Jacke und einen Rock. Sie war sehr stolz, die Trauringe zu halten und den beiden Brautleuten zu reichen, als der Moment gekommen war. Als Mitglied des Jungmädelsbundes verstand sie schliesslich etwas von Verantwortung und war dieser Rolle durchaus gewachsen. Sie schaute ihr Spiegelbild in einem Schaufenster an, als sie zum Standesamt gingen, und fand, dass sie sehr erwachsen aussah. Auguste

trug ein einfaches, aber hübsches Kleid und hatte sich sogar ein wenig geschminkt, was den Nazi-Matronen zwar nicht gefallen würde, ihrem kommunistischen Bräutigam aber umso mehr.

Insgeheim war Leni verblüfft gewesen, als ihre Mutter ihr mitgeteilt hatte, jetzt würde geheiratet. Es war mit Sicherheit keine Liebesheirat, dafür beschimpfte der neue Stiefvater Auguste zu oft. Leni versuchte, einen anderen Grund zu finden. Wollte Auguste endlich das Ehedarlehen haben? Oder dachte Schatke, wenn man ihn zum Militär einzog – was inzwischen unvermeidlich schien –, würde er als verheirateter Mann mehr Sold bekommen? Vielleicht brauchte er auch eine Wohnmöglichkeit und eine Frau, die für ihn sorgte. Oder er war es einfach nur leid, sich ständig von Auguste bedrängen zu lassen, er solle seine Kinder ehelich machen. Immer wieder dachte Leni darüber nach, aber sie kam einfach nicht dahinter. Sicher war nur, welche Gründe auch immer Schatke hatte, sie hatten mit einem persönlichen Vorteil zu tun, der über das Glück seiner Frau und der Kinder hinausging.

Und so zog der Stiefvater also in die ohnehin enge Wohnung ein, und Leni musste auf einer Matratze im Flur schlafen, um Platz für ihn im Schlafzimmer zu machen. Dort war es unbequem und eng, und Schatke quittierte diese neue Situation mit einer kaum verhohlenen schlechten Laune. Damit nicht genug: Auguste erfuhr zu dieser Zeit, dass ihr Vater Josef sehr krank war und nicht mehr allein zurechtkam. Ihre Geschwister weigerten sich standhaft, ihn bei sich aufzunehmen, obwohl sie in sehr viel besseren Verhältnissen lebten. Augustes Verhältnis zu ihrem Vater war angespannt, seit er Leni in den ersten Jahren so schlecht behandelt hatte. Aber sie war

ihm auch ungeheuer dankbar, dass er das Risiko auf sich genommen hatte, den jüdischen Arzt zu bezahlen, als Leni Diphtherie gehabt hatte. Und deshalb fühlte sie sich verpflichtet, Josef zu sich zu nehmen. So wurde sein Bett aus dem Hinterzimmer des Gemüsehändlers in ihre Wohnung gebracht, zusammen mit ein paar Kleidungsstücken und seinem einzigen Paar Schuhe. Das Bett wurde in der Küche aufgestellt, wo er unruhig schlief oder misstrauisch alles beobachtete, wenn er wach war.

Leni sah voller Faszination, wie sehr sich ihr Grossvater Josef verändert hatte – und ihre eigenen Gefühle ihm gegenüber. Sie trug ihm die Beleidigungen und Misshandlungen der ersten Jahre nicht nach, sondern beschloss, für ihn zu sorgen. Ihr war klar, dass er nicht mehr lange zu leben hatte und dass dies ihre letzte Chance war, ihm noch ein bisschen Trost zu spenden. Schliesslich wusste sie, wie es sich anfühlt, zurückgewiesen zu werden, und gerade deshalb wollte sie Josef zeigen, dass er wenigstens hier geliebt wurde. Vor acht Jahren war sie mit ihrer Mutter bei ihm ausgezogen. Damals war sie ein kleines Mädchen gewesen und hatte sich alle Mühe gegeben, ihm zu helfen. Wie sehr hatte sie gehofft, ihn dadurch für sich zu gewinnen! Jetzt musste sie sich keine Mühe mehr geben, sie verhielt sich einfach so, wie ihr Instinkt es ihr eingab. Es machte ihr nichts aus, ihn zu versorgen. Und tatsächlich entwickelte sich so etwas wie eine Beziehung zwischen den beiden.

Es dauerte nicht lange, bis Leni bemerkte, dass der kranke Josef im Alter sehr philosophisch geworden war. Viele seiner Aussprüche merkte sie sich ein Leben lang. In den ersten Tagen nach seiner

Ankunft war er sehr verbittert gewesen. «Es ist doch erstaunlich», sagte er zu seiner Enkelin, «dass man acht Kinder grosszieht und keins von ihnen kümmert sich um den alten Vater.» Und dann schüttelte er traurig den Kopf, während Leni ihm versicherte, dass sie sich immer um ihn kümmern würde. Er tätschelte ihr die Hand und lächelte sie schwach an. Später, als er sich etwas mehr mit der neuen Umgebung angefreundet hatte, teilte er allerlei Lebensweisen mit ihr. «Beurteile niemals einen Menschen, solange du nicht eine Meile in seinen Schuhen gegangen bist», sagte er eines Tages zu ihr. Und tatsächlich war ja kein einziges der Schulkinder, die sie so gerne quälten, in ihren Schuhen gegangen. Josef fügte hinzu: «Was uns nicht umbringt, macht uns nur härter.» Das, so fand Leni, passte sehr gut zu den schwierigen Lebensumständen ihrer Familie. Josef glaubte auch fest an Prophezeiungen und vertraute Leni an, dass er mit einem neuen Krieg rechnete. Seiner staunenden Enkelin sagte er: «Es wird eine Zeit kommen, da waten die polnischen Pferde knietief im Blut.» Leni vermutete, dass er sich an seine eigene Soldatenzeit im Ersten Weltkrieg erinnerte. Und sie hoffte, wenn er recht hätte, würde dieser nächste Krieg nicht so schlimm werden wie der letzte. Denn die Geschichten, die sie darüber gehört hatten, erzählten von einem riesigen Massenschlachten. Josef traktierte sie weiterhin mit seinen grausigen Kriegsprophezeiungen und erklärte, wenn sie jemals in Kampfhandlungen verstrickt würde, dürfe sie nicht vergessen, dass der Gegner genauso ein Mensch war wie sie. «Wenn man ihn aufschlitzt und er blutet», flüsterte Josef, indem er ihr Gesicht ganz nah an seines zog, «hat sein Blut dieselbe

Farbe wie deins.» Dann hielt er inne, tupfte sich die tränenden Augen und fügte hinzu: «Und sie haben ihm dieselben falschen Parolen und falschen Träume eingetrichtert wie dir.» Leni staunte darüber, wie vehement er all das sagte, und wenn sie auch nicht ganz verstand, was er meinte, versprach sie ihm doch, sich seine Worte zu merken.

Sein Aufenthalt bei ihnen dauerte nicht lange. Nach einem halben Jahr hatte sich seine Krankheit so verschlimmert, dass man ihn nicht mehr zu Hause versorgen konnte, und er kam in ein Krankenhaus der katholischen Kirche. Leni besuchte ihn dort jeden Tag. Eines Tages lag er leise weinend im Bett – man hatte ihm seinen geliebten Schnurrbart abrasiert. Er war vollkommen am Boden zerstört, die Tränen liefen ihm über die Wangen, und er flüsterte: «Schau es dir nur an, mein Kind, was sie mit mir gemacht haben.» Der einst so grosse, kräftige und mächtige Mann wirkte nur noch zerbrechlich, erbärmlich und vor allem hilflos.

In dieser Nacht träumte Leni, dass ihr Grossvater sie an den Füßen zog und verzweifelt um Hilfe rief. Sie wachte schreiend auf, sodass die ganze Familie in Aufruhr geriet. Auguste beruhigte sie, so gut sie konnte, aber der Traum ihrer Tochter erfüllte sie mit einer bösen Vorahnung. Nur zu genau erinnerte sie sich an den Traum, den Josef ihr Jahre zuvor geschildert hatte, als sein Nachbar an seinen Füßen zerrte und um Hilfe schrie. Am nächsten Tag war der Nachbar tot in seinem Bett aufgefunden worden. Eilig brachte Auguste Leni zur Schule und lief ins Krankenhaus, um nach Josef zu sehen. Und tatsächlich sagte man ihr bei ihrer Ankunft, er sei in der

vergangenen Nacht gestorben. Er war zweiundachtzig Jahre alt geworden.

Auguste schleppte sich nach Hause; dicke Tränen liefen ihr über die Wangen. Alle Bitterkeit, die sie gegen ihn empfunden hatte, war unter dem grossen Verlust verschwunden. Für sie spielte es jetzt keine Rolle mehr, dass Josef ihr verboten hatte, ihre grosse Liebe zu heiraten, und Leni zu einem Leben als uneheliches Kind verdammt hatte. Sie vergab ihm, dass er sie hatte zwingen wollen, ihr Kind in ein kaltes, liebloses Waisenhaus zu geben und dass er das Kind auch bei jeder Gelegenheit misshandelt hatte. Trotz all seiner Fehler war er ein guter und liebevoller Vater gewesen, und er hatte ein besseres Leben verdient als das, was er in den letzten Jahren geführt hatte. Sie war so stolz auf Leni, die ihm in den letzten sechs Monaten ein angenehmeres Dasein ermöglicht hatte und die ihm eine bedingungslose Liebe geschenkt hatte, wie es nur Kinder tun können. Während sie noch darüber nachdachte, wie Josef ihr Leben beeinflusst hatte, schob sie sein Bett langsam in den Flur und packte seine letzten Habseligkeiten zusammen. Niemand, den sie kannte, konnte Schuhe in Grösse 50 brauchen. Und so verbrannte sie sie. Sein Körper lag beim Bestatter und wartete auf die Beerdigung.

Josef hatte immer darauf bestanden, dass man ihn mit seinen Orden beerdigte, die er für seinen Dienst als Feuerwehrmann bekommen hatte. Als er bei Auguste eingezogen war, hatte er sie sicher in einer Küchenschublade verwahrt, und da lagen sie noch, vergessen über den Schock und die Trauer anlässlich seines Todes. Am Tag vor der Beerdigung ging Auguste mit Leni und den Jungen einkau-

fen. Als sie nach Hause kamen, sahen sie riesengrosse, schlammige Fussstapfen, die von der Wohnungstür den Flur entlang und bis in die Küche führten. Vor der Schublade kamen die Fussstapfen zum Stehen. Dass sie die Wohnung wieder verlassen hätten, war nirgendwo zu sehen. Auguste und Leni standen wie erstarrt vor Angst da. Sie wagten nicht, die Schublade zu öffnen. Auguste holte die Frau, die bei den Séancen als Medium agierte, damit sie sich die Sache ansah. Die Fussabdrücke waren riesengross, viel grösser als normale Männerfüsse. Auguste kam es so vor, als hätten sie Josefs Schuhgrösse. Aber sie hatte Josefs letztes Paar Schuhe doch vor ein paar Tagen verbrannt! Und sie wusste genau, niemand sonst in Katscher hatte so grosse Füsse. Die Nachbarin inspizierte die Fenster, die aber alle verschlossen waren. Die Haustür und die Wohnungstür hatte Auguste selbst mit dem Schlüssel geöffnet, Zeichen von einem Einbruch gab es nicht, und auch keine Hintertür. Die Frau folgte den Fussstapfen bis zu der Küchenschublade, öffnete sie – und fand darin Josefs Orden. Da erst erinnerte sich Auguste an den letzten Wunsch ihres Vaters. Die Frau sagte ihr streng, sie solle die Orden unbedingt mit in den Sarg legen, sonst würde Josef mit Sicherheit anfangen zu spuken. Auguste lief mit den Orden zum Bestatter und steckte sie ihrem Vater sorgfältig an die Brust, wie er es sich gewünscht hatte. Danach kam Josef nie wieder.

Nach der Beerdigung besuchte der Nachlassverwalter Auguste unerwartet und überreichte ihr einige grosse Silbermünzen, die in ein altes kariertes Männertaschentuch gewickelt waren. Sie waren alles, was von Josefs Ersparnissen übriggeblieben war. Er hatte den Nachlassverwalter angewiesen, die Münzen Auguste zu geben, sei-

nem einzigen Kind, das sich jemals um ihn gekümmert hatte. Die Geschwister protestierten, sie hätten ebenfalls Anrecht auf das Erbe. Doch der Nachlassverwalter liess sich nicht erweichen: Josef hatte ganz klar gesagt, die Münzen wären an Auguste auszuhändigen. Leni sah, wie ihre Mutter die Silbermünzen in ihren Händen drehte, als wären sie zerbrechliche Eierschalen. Sie brachten eine kleine Erleichterung in den Alltag ihrer Familie. Was Leni anging, so bewahrte sie die kleinen philosophischen Perlen, die Josef ihr geschenkt hatte, in ihrem Herzen. Sie und die kostbaren letzten Monate mit ihm waren ihr eigenes Erbe.

13

Hitler hatte nur sechs Jahre gebraucht, um die unschuldigen, vergnügten Jungen, die sich 1933 voller Abenteuerlust der Hitlerjugend angeschlossen hatten, in fanatische Soldaten zu verwandeln. Tatsächlich waren sie bereit, in einen Angriffskrieg zu ziehen, sobald ihr geliebter Führer den Befehl dazu gab. Seit Dezember 1936 war die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend Pflicht, wobei die Jungen den aktiven Dienst vermeiden und sich lediglich als passive Mitglieder einschreiben lassen konnten. Um noch mehr Kinder zum Eintritt zu bewegen, verbot die Regierung sämtliche anderen Jugendorganisationen mit Ausnahme der katholischen Jugend. Die Jungen, die noch nicht in die Hitlerjugend eingetreten waren, wurden von ihren Altersgenossen ausgegrenzt, und von den Lehrern bekamen sie mehr Hausaufgaben und andere Disziplinarmaßnahmen. Die grösseren Jugendorganisationen der evangelischen Kirchen wie auch viele andere Organisationen wurden schlicht und einfach in die Hitlerjugend integriert, ob ihre Mitglieder das wollten oder nicht.

Lenis Cousin Robert war ein eingeschworenes Mitglied der Hitlerjugend. Er war eingetreten, lange bevor es Pflicht geworden war. Er war gross, kräftig und blond – ein Abbild jener körperlichen Merkmale, die Hitler als «arisch» bezeichnete. Seine Ahnenreihe war hundertfünfzig Jahre zurückverfolgt worden, um sicherzugehen, dass es keinerlei jüdischen Einfluss gab: «Vollkommen rasserein» lautete das Ergebnis.

Mit achtzehn wurde er in die SS aufgenommen, ohne dass er gross gefragt wurde – aber es störte ihn auch nicht. Er glaubte voller Leidenschaft an die grosse Ehre, für seinen Führer und sein Vaterland zu kämpfen und ihn zu schützen. Und natürlich – in dritter Linie – seine Familie. Roberts Eltern, die sich in Gegenwart ihrer Nachbarn und anderer Bekannter extrem stolz zeigten, wechselten insgeheim besorgte Blicke. Sein Engagement machte ihnen Angst, zumal sie deutlich sahen, dass ihr Land auf einen Krieg zusteuerte. Aber Robert, der sich wie alle jungen Männer für unbesiegbar hieh, war bereit, Hitler buchstäblich bis ans Ende der Welt zu folgen. Und damit stand er bei Weitem nicht allein da. Die Mitglieder seiner Einheit waren samt und sonders frühere Hitlerjungen; keiner war älter als zwanzig Jahre. Später bewies Robert den Ernst seiner Hingabe, indem er zu den Leibwächtern Hitlers gehörte. Die Mitgliedschaft in der sogenannten «Leibstandarte» war ein ausserordentliches Privileg, und die ganze Familie staunte über den steilen Aufstieg dieses Sohnes.

Roberts Erfolg war Leni eher gleichgültig, und so verhielt sie sich auch, wenn von ihm die Rede war. Weder Robert noch irgendwelche anderen Familienmitglieder waren jemals besonders freundlich zu ihr gewesen, und so kümmerte sie sich kaum um ihr Wohlergehen. Ihre Erinnerungen an Robert und seine Geschwister, die sie «Pferdefuss» genannt und die sie angespuckt hatten», waren noch sehr lebendig. Sie spürte die Beleidigungen noch deutlich. Das hatte zwar aufgehört, aber als echte Verwandte wurde sie immer noch nicht anerkannt.

Im Jahr 1939 hatte die NSDAP in Oberschlesien stolze 4,3 Millionen Mitglieder. Sie dominierte das gesamte öffentliche Leben, und auch in Katscher bekleideten Nazis alle wichtigen Positionen. Doch das Kriegsgeschrei und Säbelrasseln der deutschen Regierung gegen die Nachbarstaaten schien weit weg. Das Leben ging im Wesentlichen so weiter, wie es seit Generationen verlief. Doch eines Tages fiel mitten in den goldenen Sonnenschein eines Spätsommernachmittags ein Regenschauer. Für die abergläubischen Menschen von Katscher war dies ein deutliches Zeichen: Gift würde vom Himmel fallen. Viele rangen die Hände, schüttelten die Köpfe und sagten Unheil voraus. Nur wenige Wochen später bekamen die Wahrsager und Untergangspropheten recht, denn am 1. September marschierten deutsche Truppen in Polen ein. Auguste und Leni saßen vor dem Radio und hörten Hitlers hysterisches Geschrei, das in der Erklärung gipfelte, die beiden Nationen befänden sich nun im Krieg. Leni staunte über die Bedeutung dieses Augenblicks und erinnerte sich, dass ihr Grossvater Josef ein Jahr zuvor bereits etwas Derartiges vorausgesagt hatte. Jetzt schien er ihr aus dem Grab zuzuwinken und seine düsteren Prophezeiungen mit denen der Wahrsager in der Stadt zu vereinen. Sie spürte das drohende Unheil und fühlte sich entsetzlich hilflos.

Der Einmarsch in Polen schien dem Nazi-Regime freie Hand zu lassen, um die sogenannte «neue Ordnung» zu etablieren und die Bedingungen für ein «neues Deutschland» zu diktieren. Vordergrundig ging es darum, Deutschland zu «reinigen» und darauf vorzubereiten, seinen rechtmässigen Platz als Weltmacht einzunehmen. Tatsächlich war es ein kaum verhohlenes Programm der Aus-

löschung ganzer Bevölkerungsgruppen, die man als «unerwünscht» bezeichnete: Juden, Menschen slawischer Herkunft, Sinti und Roma, Menschen mit körperlicher oder geistiger Behinderung, Homosexuelle, Kommunisten und alle, die es wagten, Widerstand zu leisten, sei es offen oder verdeckt. Die ganze Gesellschaft war geprägt von Denunziation, und diejenigen, die sich daran beteiligten, schienen es geradezu zu genießen, ihre Nachbarn unter fadenscheinigen Vorwänden anzuschwärzen.

Mit der grimmigen Effizienz der Nazi-Regierung wurde die Politik der «Reinigung» rasch umgesetzt. Ein Euthanasie-Programm sorgte für die «Ausmerzung unwerten Lebens». Zunächst waren damit geistig und körperlich Behinderte gemeint, dann fielen darunter auch Prostituierte, Alkoholiker und sogenannte «Arbeitsscheue». Erschreckend schnell wurde auch klar, dass die Politik der «Reinigung» sich nicht nur auf Slawen, Sinti und Roma sowie Juden bezog. Auch viele andere waren betroffen. Rassereinheit bedeutete keinen Schutz vor der Manie, mit der man die deutsche Gesellschaft von «unerwünschten» Individuen zu befreien suchte, die nicht dazu geeignet schienen, eine Herrenrasse heranzuzüchten. Auch wirtschaftliche Erwägungen spielten dabei eine Rolle: Die Nazis sahen keinen Sinn darin, Geld für die Betreuung von «unwertem Leben» auszugeben, wenn doch der Krieg verlangte, dass jeder Pfennig für die Sache des Führers ausgegeben wurde. Plötzlich waren die Schulaufgaben, bei denen ausgerechnet wurde, wie viel Geld man sparen konnte, wenn man alles «unwerte Leben» ausrottete, grausige Realität geworden. Und auch Leni bemerkte, dass Menschen

mit Behinderungen gleich welcher Art allmählich aus den Strassen ihrer Stadt verschwanden.

Überhaupt fand ein leiser Exodus statt. Deutsche Juden, die die Möglichkeit hatten zu fliehen, verliessen schon seit 1933 das Land. Jetzt zogen die polnischen Juden nach Osten, weil der Antisemitismus in ihrem besetzten Land Wurzeln schlug. Die meisten wollten nach Palästina, in ihr gelobtes, sicheres Land. Aber die Briten, damals die Kolonialherren im Nahen Osten, liessen in einem Zeitraum von fünf Jahren nur fünfzigtausend Menschen herein. Viele Juden nahmen ungeheure Härten auf sich und wurden am Ende doch nach Europa zurückgeschickt – einem unsicheren Schicksal entgegen.

Auch in der kleinen Stadt Katscher kamen Gerüchte über Gräueltaten gegen die Juden auf. Sie wehten durch die Strassen wie ein eisiger Wind und griffen nach den Herzen der Menschen. Es wurde berichtet, wie ganz normale Menschen wegen ihres jüdischen Glaubens beleidigt und gedemütigt worden waren. Von körperlichen Misshandlungen war die Rede; so hörte Leni von einer Gruppe alter Männer, die man gezwungen hatte, auf Knien über das Kopfsteinpflaster zu marschieren. Die Nazis liessen den polnischen Juden vierundzwanzig Stunden Zeit, um in den russisch besetzten Teil des Landes zu fliehen, wo sie angeblich in Sicherheit waren. Doch um dorthin zu gelangen, mussten die Menschen einen Fluss überqueren, der von deutschen Truppen bewacht wurde. Und die Soldaten spielten Katz und Maus mit ihren verängstigten Opfern: einige durften hinüber, andere nicht. Das Ganze war reine Willkür.

Diejenigen, die das andere Ufer erreichten, mussten ihren gesamten Besitz den wartenden Russen übergeben, die sie dann in Viehwagons verluden und in ihre Lager nach Sibirien brachten. Leni hörte diese Geschichten vor dem Hintergrund der Nazi-Propaganda, und misstraute ihnen sofort. Das alles klang so an den Haaren herbeigezogen – es konnte einfach nicht wahr sein. Da war es das Einfachste, den Anweisungen der Regierung zu folgen und alle Gerüchte als Falschmeldungen und Feindpropaganda abzutun. Hitler war ein guter Deutscher, der nur das Beste für sein Land im Sinn hatte. Und die Gerüchte über Gräueltaten konnten auf keinen Fall der Wahrheit entsprechen.

Ende 1939 waren alle wohlhabenderen jüdischen Familien aus Katscher geflohen, die meisten nach Amerika. Ihren Besitz hatten sie zurücklassen müssen, weil die Nazi-Regierung es ihnen mit neuen Gesetzen unmöglich gemacht hatte, Geld oder Wertsachen ausser Landes zu bringen. Die ärmeren Familien, die bleiben mussten, litten besonders unter dem Verbot, zu arbeiten und zur Schule zu gehen. Auf ihrem eigenen Schulweg sah Leni sie oft, wie sie mit schnellen Schritten durch die Strassen liefen, immer in der Gosse, wie es das Gesetz befahl, die Köpfe gesenkt, als wollten sie sich unsichtbar machen.

Unter den Juden, die Katscher verlassen hatten, war auch eine Freundin von Leni, ein Mädchen mit rabenschwarzen Haaren, veilchenblauen Augen und weichen, vollen Lippen, fast wie eine Afrikanerin. Die anderen Kinder fanden sie hässlich und wollten sie nicht mitspielen lassen. Leni dagegen fand sie schön, und da sie ja auch von den anderen Mädchen ausgeschlossen wurde, freundeten

sich die beiden Aussenseiterinnen an. Sie dachten sich eigene Spiele aus und spielten auch oft denjenigen, die sie ausgrenzten und beleidigten, den einen oder anderen Streich. Zu Allerheiligen kratzten sie Kürbisse aus und schnitten Löcher in die dicke Haut, sodass sie aussahen wie hässliche Gesichter. Dann zündeten sie eine Kerze an, stellten sie in den Kürbis und liessen ihn im Dunkeln vor irgendeinem Fenster stehen, um die Bewohner zu erschrecken. Oder sie banden einen Strick an die Haustür und befestigten ihn im Garten, sodass sich die Tür von innen nicht mehr öffnen liess. Und dann warteten sie im Dunkeln und lachten sich schief über die Schreie ihrer Opfer. Es war eine köstliche Rache für den Ausschluss in der Schule.

Aber die Freundschaft endete abrupt, als Leni gesagt bekam, sie könne mit ihrer jüdischen Nachbarin nicht mehr spielen. Wenig später verschwand das Mädchen sang- und klanglos aus der Schule und aus der Stadt. Leni vermisste ihre Freundin und fragte sich, ob sie wohl nach Ratibor gegangen war, wo all die anderen jüdischen Kinder zur Schule gingen, oder ob sie womöglich in dem Ferienlager war, das sie in der Wochenschau gesehen hatte. Eine Weile hoffte sie, das Mädchen würde ihr von dort schreiben und sie einladen. Aber die Zeit verging, und sie hörte nichts mehr, und so lösten sich ihre Hoffnungen in Luft auf und wurden zu blassen Erinnerungen.

Die Nazis hatten zwar zahlreiche neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen, nicht zuletzt in Waffen- und Munitionsfabriken, bei Infrastrukturprojekten und in der wachsenden Bürokratie, die mit der «neuen Ordnung» einherging. Aber die Deutschen spürten kaum

eine Verbesserung ihres Lebensstandards. In kleinen Städten wie Katscher, das so sehr von der Textilindustrie abhängig war, spielte die Kriegsindustrie keine grosse Rölle. Und so blieben die Löhne niedrig, und die Menschen mussten um ihren Lebensunterhalt kämpfen. Leni, die jetzt vierzehn Jahre alt war und noch zur Schule ging, suchte sich stundenweise Heimarbeit und strickte an den Abenden und Wochenenden Babyschühchen, um etwas zum Familieneinkommen beizutragen. Kinder unter fünfzehn Jahren durften nicht arbeiten, aber Auguste ging das Risiko ein, weil sie das Geld dringend brauchte. Miete, Essen und andere Notwendigkeiten waren schliesslich teuer. Leni ging auf dem Heimweg von der Schule hin und holte Wolle für die Babyschühchen. Die Wolle wurde auf einer altmodischen Waage sorgfältig abgewogen, und wenn Leni die Schühchen lieferte, wurden sie wieder gewogen, um sicherzugehen, dass sie nichts gestohlen hatte. Überhaupt wurde jetzt ständig alles gewogen, was dringend gebraucht wurde, ein Zeichen, dass die Zeiten schlecht waren. Nicht nur in Katscher, überall im Land war die Versorgungslage schwierig, seit der Krieg begonnen hatte.

Leni war stolz auf ihre Arbeit und achtete auf passende Farben für die Randmuster, die sie selbst entwarf. Wenn sie Zeit hatte, fertigte sie Blümchen an, die sie an die Schühchen heftete, um sie noch hübscher zu machen. Einen kleinen Teil des Geldes, das sie damit verdiente, durfte sie behalten. Zum ersten Mal konnte sie etwas Geld sparen. Und das tat sie, denn sie hatte eine Überraschung im Sinn.

Als Sohni in die Schule kam, wurde die Überraschung Wirklichkeit. Leni hatte genug Geld gespart, um ihrem kleinen Bruder eine

schön verzierte Schultüte zu kaufen, damit ihm erspart blieb, was sie erlebt hatte. Sie brachte die Schultüte selbst in die Schule und gab sie der Lehrerin, die sie Sohni überreichen würde, genau wie den anderen Kindern. Sohni trug seine besten Sachen – einen Matrosenpullover nach der neuesten Mode, knielange Shorts und Strumpfhosen. Leni sorgte dafür, dass er auch Schnürstiefel trug, sodass ihm niemand auf die Zehen treten konnte, bis sie bluteten. Sie schenkte ihm einen kleinen Schulranzen, den er auf dem Rücken trug und in den sie sein Schulbrot packte – aus Weissbrot. Er war sechs Jahre alt und hatte die hellblonden Haare kurz geschnitten, sodass seine strahlend blauen Augen gut zur Geltung kamen. Leni war furchtbar stolz auf ihren Bruder. Sie sorgte dafür, dass er fotografiert wurde, als er an diesem ersten Schultag stolz nach Hause kam und die Schultüte im Arm hielt. Dieses Bild würde er einmal seinen Kindern zeigen können. Leni lächelte stolz. Endlich hatte sie ihre furchtbaren Erfahrungen wenigstens zum Teil ausgelöscht.

Auguste und ihre Familie hatten sich in dem Mietshaus ganz gut eingelebt und verstanden sich auch mit den meisten anderen Mietern. Auguste plauderte häufig mit den Frauen, und dann gab es ja auch noch die Seancen. Der Schneider, Paul Bannert mit Namen, war immer sehr freundlich zu Leni und blieb jetzt automatisch stehen, wenn er sie draussen sitzen sah. Bannert war verheiratet und hatte zwei Söhne, die im Abstand von zehn Jahren geboren worden waren. Seine Werkstatt hatte er im Wohnzimmer seiner Wohnung im Obergeschoss. Manchmal half er Auguste, die Einkäufe ins Haus

zu tragen, oder bot ihr eine Schaufel Kohlen an, damit sie heizen konnte. Auguste nahm die Hilfe gern an, denn inzwischen war sie wieder auf sich gestellt. Paul Schatke war zum Militär eingezogen worden, so wie alle wehrtauglichen deutschen Männer, und an die Front abkommandiert. Er wurde als Botengänger in der vordersten Frontlinie eingesetzt, was eine sehr gefährliche Aufgabe war. Auguste vermutete, dass er nicht wegen irgendwelcher besonderer Fähigkeiten dort zum Einsatz kam, sondern weil die Nazis von seinen politischen Verbindungen wussten und ihn bestrafen wollten. Acht Tage im Jahr bekam er Urlaub und konnte sich für kurze Zeit bei seiner Familie erholen.

Auguste war sicher, dass ihr Mann die freundliche Hilfe des Nachbarn Bannert nicht guthießen würde, denn der Schneider war Parteimitglied und trug stolz den Anstecker mit dem Hakenkreuz am Revers. Aber sie war nach der Arbeit immer so erschöpft, dass sie etwas Hilfe einfach nicht ablehnen konnte. Also kümmerte sie sich nicht um Schatkes politische Bedenken, und hielt sich an die praktischen Notwendigkeiten.

Der Schneider interessierte sich auch für Lenis Heimarbeit und lobte die hübschen Details an ihren Strickarbeiten. Leni strahlte. Noch nie hatte man sie für ihre Arbeit gelobt, und von diesem wichtigen Mann wusste sie das Lob besonders zu schätzen. Es machte sie so stolz, dass sie tatsächlich aussah, als wäre sie ein bisschen gewachsen. Bannert sagte ihr, sie hätte Talent für Handarbeiten, und bot ihr an, ihr das Nähen beizubringen und ihr einfache Näharbeiten zu geben, mit denen sie sich noch etwas mehr verdienen könnte.

Wenn sie die fertigen Arbeiten vorzeigte, lobte er sie überschwänglich und sagte sogar, sie sollte überlegen, ob sie nicht Schneiderin werden wollte. Zu Auguste sagte er, sie sei eine echte Begabung.

Aber so sehr sich Leni über seine Aufmerksamkeit freute, in Wirklichkeit konzentrierte sie sich auf etwas ganz anderes. Als Mitglied des Jungmädchelbundes konnte sie an einem Austauschprogramm teilnehmen. Die Nazis hatten schnell begriffen, dass die Jugendorganisationen ein riesiges Reservoir an Arbeitskräften bargen. Mädchen vom Land wurden für ein halbes Jahr zu Familien in der Stadt geschickt und umgekehrt, um im Haushalt und bei der Kinderbetreuung zu helfen. Jungen im Alter von sechzehn Jahren wurden bei der Ernte, beim Strassenbau oder bei anderen Infrastrukturmassnahmen eingesetzt. Sie bekamen eine Uniform, freie Kost und Unterkunft und dreissig Pfennige pro Tag. Bei den Einsätzen wurden keine Unterschiede zwischen Arm und Reich gemacht. Reiche Familien nahmen arme Jugendliche auf und umgekehrt. Leni war sehr aufgeregt. Zum ersten Mal würde sie von zu Hause weg sein. Jeden Sonntag in der Kirche betete sie, dass man sie in eine richtig reiche Familie schicken möge.

Aber letztlich wurde nichts daraus, denn Schneider Bannert machte Auguste das Angebot, sie als Lehnmädchen zu nehmen, und argumentierte so geschickt, dass Auguste gar nicht ablehnen konnte. Für die Familie bedeutete diese Lehrstelle ein zusätzliches Einkommen, und wenn Leni sich geschickt anstellte, könnte sie in wenigen Jahren als Schneiderin vollen Lohn bekommen. Ein solches Angebot war einfach zu gut. Leni wollte unbedingt in die Stadt, am liebsten sofort.

Sie spekulierte darauf, Kontakte zu knüpfen, weil sie so gern Friseurin werden wollte. Aber zu ihrer grossen Enttäuschung fragte man sie nicht nach ihrer Meinung. Auguste erklärte ihrer Tochter rundheraus, sie sei auf Lenis Lohn als Schneiderlehrling angewiesen. Immerhin bat sie Leni, das zu verstehen, und sagte ihr, sie könne ja vielleicht in die Stadt ziehen, wenn sie ausgelernt hätte. Damit war Lenis Schicksal besiegelt.

Schneider Bannert und Auguste vereinbarten eine Lehrzeit von fünf Jahren und zwei Nachmittage pro Woche Berufsschule. Bannert überredete Auguste, da Leni noch zu jung sei, um mit Geld umzugehen, sollte ihr Lohn auf ein Bankkonto eingezahlt werden, das er für sie einrichten würde. Und wenn Leni irgendetwas brauchte, musste sie nur Bannert fragen, der dann das Geld für sie abheben würde. Der brave Schneider strahlte Auguste an und versicherte ihr, er wolle nur das Beste für ihre Tochter. Sie solle sich keine Sorgen machen, fügte er hinzu, er würde sich um Leni kümmern. Leni, die sehr traurig und enttäuscht war, dass aus ihrem Austausch nichts wurde, fand die Abmachung höchst unfair, weil sie keine Möglichkeit hatte, zu überprüfen, wie viel sie in der Woche bekam – und ob sie überhaupt etwas bekam. Denn es gab nichts Schriftliches. Sie fühlte sich gegängelt und machtlos und war wütend sowohl auf den Schneider als auch auf ihre Mutter, weil man sie über ihre Zukunft nicht mitentscheiden liess.

Auguste freilich war sehr erleichtert, dass Bannert so viel Interesse an ihrer Tochter zeigte. Endlich gab es eine Vaterfigur in Lenis Leben, zumal Schatke, der an der Front war, sich nie für das Mädchen interessiert hatte. Sie tröstete sich mit den Versprechungen ei-

nes so wichtigen Mannes wie Paul Bannert. Er würde sich um Leni kümmern und ihr wertvolle Fähigkeiten vermitteln, sodass sie nach ihrer Lehrzeit leicht Arbeit finden konnte. Endlich, so wagte Auguste zu glauben, wurde die Last auf ihren Schultern etwas leichter. Und ihre Tochter war auf dem besten Wege, einen angesehenen Beruf zu erlernen.

14

Mitte 1940 hatte die siegreiche deutsche Wehrmacht Paris erobert, und Hitlers Truppen warteten am Ärmelkanal nur noch auf eine günstige Gelegenheit, um die Invasion Grossbritanniens in Angriff zu nehmen. Wie die meisten deutschen Familien lauschten auch Leni und Auguste den Berichten im Radio und nahmen die Erfolgsmeldungen begeistert auf. Heimlich hörten sie allerdings auch BBC und erfuhren von der Luftschlacht um England. Die englischen Berichte klangen deutlich weniger begeistert. Für das Abhören eines «Feindsenders» hätten sie ins Konzentrationslager geschickt werden können; entsprechend vorsichtig waren sie, wenn sie das Radio einschalteten, und achteten stets darauf, dass die Jungen schliefen. Ein unvorsichtiges Wort von einem der Kinder hätte Denunzianten auf den Plan rufen können. Und dann wären sie alle verhaftet worden.

Das Radio war in Deutschland mittlerweile allgegenwärtig. Fast alle Haushalte besaßen ein Gerät, was auch durch die Politik der Regierung gefördert wurde, die den Preis subventionierte. Hitler wusste, wie wichtig es war, direkt zu den Menschen sprechen zu können. Der Rundfunk wurde staatlich kontrolliert, und es wurde dafür gesorgt, dass die Leute auch wirklich zuhörten, vor allem, wenn der Führer im Radio sprach. Gleichzeitig wurde der Zugang zu ausländischen Sendern streng beschränkt. Angeblich waren allein im Jahr 1939 etwa fünfzehnhundert Menschen verhaftet wor-

den, weil sie ausländische Sender gehört hatten. Alle waren zu Lagerhaft verurteilt worden, und die meisten kehrten nicht zurück.

Insgesamt war Vertrauen im nationalsozialistisch kontrollierten Deutschland Mangelware. Die Menschen hielten sich mit Informationen zurück, um keinen Verdacht zu wecken. Und die Denunzianten achteten auch auf jede Art von abweichendem Verhalten. Wer «Staatsfeinde» anzeigte, wurde belohnt, was in diesen harten Zeiten eine grosse Versuchung darstellte. Leni fühlte sich oft so, als lebte sie in einer Art Seifenblase. Vor vielen Jahren hatte sie beschlossen, zu schweigen, wenn man gemein zu ihr war, weil sie wusste, die Quälgeister würden dann bald den Spass an ihrem Tun verlieren. Inzwischen waren auch die anderen sehr viel schweigsamer geworden und hielten mit ihrer Meinung hinter dem Berg. Niemand sagte mehr, was er wirklich dachte, nicht mal in der Familie.

Sie war entschlossen, weiterhin BBC zu hören, aber was sie da hörte, konnte sie kaum glauben. Es hiess, man könne den Nazis nicht trauen. Und Deutschland würde den Krieg verlieren. Leni konnte darüber nur staunen. Wie wenig die Leute in England wussten! Der Führer hatte gesagt, der Krieg würde nicht mehr lange dauern und Deutschland würde siegreich daraus hervorgehen. Immer und überall hörte sie, dass er recht hatte und dass die deutschen Siege für sich sprächen. Wie verbohrte die Briten waren – kein Wunder, dass sie den Krieg verloren. Natürlich stellte sie sich gelegentlich Fragen, aber im Wesentlichen zog sie es vor, der offiziellen Linie zu folgen, einfach weil die Alternative zu schrecklich war. Sie

hoffte nur, wenn der Krieg endete, würden ein paar Dinge wieder möglich sein, beispielsweise Jazz-Musik, die verboten war, weil Hitler sie für anstössige «Negermusik» hielt.

Das zweite Massenmedium, das von den Nazis kontrolliert wurde, war die Presse. Seit 1933 waren sozialistische und kommunistische Zeitungen verboten. Leni erinnerte sich, dass ihr Grossvater Josef sich darüber aufgeregt hatte. Gerüchten zufolge wurden Journalisten und Herausgeber derjenigen Zeitungen, die noch gedruckt werden durften, täglich mit Instruktionen aus dem Propagandaministerium versorgt, was sie schreiben durften – und wie. Die Variationsbreite der Themen war gering: deutsche militärische Siege und das bevorstehende siegreiche Ende des Krieges einerseits, die Schandtaten der Juden andererseits. Und natürlich die Bemühungen der Regierung, dagegen vorzugehen.

In der Schule wurden die Kinder ständig dazu angehalten, sich über die deutschen Siege am Himmel über England, in der afrikanischen Wüste, auf dem Atlantik und im Mittelmeer zu unterrichten. In Sohni Schule übernahm jeden Tag ein anderes Kind die Aufgabe, alle kurz über den Fortgang des Krieges zu informieren. Normalerweise zitierten sie einfach die Zeitungüberschriften, ohne sich irgendetwas dabei zu denken. Als Sohni an die Reihe kam, half Leni ihm, die spektakulärste Geschichte zu finden – natürlich eine Siegesmeldung. Einmal las sie, dass jedes Brautpaar ein Exemplar von Hitlers Buch *Mein Kampf* bekommen sollte. Im Übrigen durfte man nur noch heiraten, wenn man vorher einen Abstammungsnachweis erbrachte, der zeigte, dass es kein jüdisches Blut in der Familie gab. Erst dann bekam man die Heiratsgenehmi-

gung. Leni schlug Sohni vor, beim nächsten Mal in der Schule darüber zu sprechen.

Sobald sie fünfzehn Jahre alt war und dem Gesetz nach arbeiten durfte, griff die Abmachung zwischen Auguste und dem Schneider. Leni wurde aus der Schule entlassen, und so erleichtert sie war, die gemeinen Mitschüler nicht mehr sehen zu müssen, so sehr spürte sie auch, dass ein Kapitel ihres Lebens zu Ende war und dass sie eigentlich noch nicht bereit war, ein neues aufzuschlagen. Leni war das erste Lehnmädchen, das der Schneider hatte, und obwohl sie ja schon für ihn genäht hatte, war sie sehr nervös, als sie an ihrem ersten Tag als Lehrling die Treppe hinaufging. Er sagte zwar immer, dass sie Talent habe, aber sie war sich nicht so sicher, ob sie seinen Ansprüchen wirklich genügen würde. Tatsächlich verbrachte sie einen Teil der ersten Stunden damit, sich Blut von den Fingern zu lecken, weil sie sich immer wieder versehentlich mit der Nadel stach, während sie zögernd versuchte, einen Saum zu nähen. Bannert versicherte ihr, dass ihre Nervosität am ersten Tag normal war, und riet ihr, sich zu entspannen. Er nahm sich Zeit, um ihr zu zeigen, wie sie den Stoff in der linken Hand halten und mit der rechten Hand die Nadel führen sollte. Der Faden kam von unten aus dem Stoff, wurde nicht zu festgezogen, damit es keine Wellen gab, und dann wieder hinuntergeführt. Und so weiter, mit kleinen Stichen, die man kaum sehen konnte. Als Bannert sie am Abend entliess, war Leni sicher, dass sie einen recht erfolgreichen Arbeitstag hinter sich hatte, auch wenn der Start reichlich schmerzhaft gewesen war.

Wenig später wurden zwei weitere Lehrlinge eingestellt, Maria und Georg. Maria hatte keine andere Arbeit gefunden, weil sie ein verküppeltes Bein hatte, das beim Gehen zuckte – sie hatte Kinderlähmung gehabt. Jetzt ging sie am Stock. Auch Georg hatte eine Behinderung – er war mit einem Klumpfuss geboren worden und galt deshalb als nicht wehrfähig. Beide hatten wegen ihrer Behinderung schon sehr viel Ausgrenzung erlebt.

Schneider Bannert zeigte Mitgefühl mit ihnen, trotz seines Glaubens an die «neue Ordnung». In der Stadt hiess es, das läge wohl daran, dass er selbst ein verkürztes Bein hatte und am Stock gehen musste. Daher also sein Verständnis. Die Gerüchte besagten, dass er als Jugendlicher einen Unfall gehabt hatte. Er gerierte sich als Beschützer seiner jungen Lehrlinge und sorgte dafür, dass seine Freundlichkeit allgemein anerkannt wurde. Leni vermutete, auch sie habe er genommen, weil sie eine Aussenseiterin war. Vielleicht war ihm das wichtiger als ihr angebliches Talent beim Nähen.

Vom Alter her schätzte sie ihren Arbeitgeber auf Ende dreissig. Er war ein freundlicher, aber ausgesprochen hässlicher Mann mit einem viel zu grossen Kopf, kleinen Schweinsäuglein, teigiger Haut und einem Hitlerbärtchen. Auch die Haare trug er mit demselben Seitenscheitel wie Hitler, dessen ernstes Porträt an der Wand im Wohnzimmer hing. Daneben waren gerahmte Zeugnisse, Plakate, Gemälde, Plaketten und eine Kuckucksuhr aufgehängt. Leni hatte immer das Gefühl, gleich würde die ganze Uhr wegfliegen, wenn der Kuckuck die Stunden ausrief. Im vorderen Teil des Zimmers war eine kleine Theke eingebaut, an der die Kunden bedient werden

konnten. Die Lehrlinge sassen um einen Holztisch in der Wohnküche, wenn sie von Hand Säume nähten oder Knöpfe befestigten. Die Nähmaschinen standen auf der anderen Seite. Von ihrem Platz aus konnten sie die Tür zum grösseren der beiden Schlafzimmer sehen. Dahinter ging es in das zweite, kleinere Schlafzimmer.

Die Wohnung ähnelte der von Auguste und Leni, war aber insgesamt grösser und hatte ein Zimmer mehr. Auch die Möbel waren schöner, sodass die ganze Wohnung angenehmer wirkte. Wie schön es doch wäre, zwei Schlafzimmer zu haben, dachte Leni beim Nähen. Wenn sie erwachsen wäre und sich ein eigenes Haus leisten könnte, würde sie auch zwei Schlafzimmer haben und sie mit schönen Möbeln ausstatten.

Bald wurde den Lehrlingen klar, dass Schneider Bannert Hitler wirklich glühend verehrte. Er war als leitendes Mitglied der Nazi-Partei in Katscher dem Bürgermeister gleichgestellt. Mit ihm legte sich niemand an, denn wer der Grausamkeit der Nazis anheimfiel, hatte inzwischen keine Möglichkeit mehr, sein Recht einzuklagen: Es gab keine unabhängige Justiz mehr, alles war von den Nazis infiltriert. Auch die Polizei war gleichgeschaltet. Es gab eine Landespolizei, eine Distriktpolizei und die Ortspolizei, die dem Bürgermeister unterstand. In Katscher kümmerte sich Bannert darum und war auch deshalb hoch geachtet und durchaus auch gefürchtet. Er hatte wirklich sehr viel Einfluss und Macht.

Stets nahm er an den Versammlungen der Partei teil und trug das polierte Abzeichen am Revers, um seine Treue zu demonstrieren.

Das Abzeichen war goldfarben mit einer weissen Mitte, aus der das schwarze Hakenkreuz hervorstach. Bannert besass auch ein Mitgliedsbuch, das bewies, dass er Parteimitglied war – obwohl ein solcher Nachweis eigentlich nie verlangt wurde.

In Katscher war man sich einig, dass die einzelnen Parteigenossen durchaus erträglich waren, dass sie aber als Gruppe schnell zu Schurken und Tyrannen mutierten. Über Bannerts Vergangenheit wurde ausserdem ziemlich viel geflüstert. Er hatte in einer anderen Stadt die Meisterschule besucht, und dort hatten einige Männer gedroht, ihn umzubringen, aus Gründen, die er nie offenlegte. Seitdem trug er einen Revolver bei sich – wobei viele Parteigenossen ständig bewaffnet waren und sich so eine zusätzliche Aura verschafften. Bannert prahlte, er habe einen der Angreifer durch die Hosentasche erschossen, weil er nicht mehr schnell genug habe ziehen können. Die Hose besass er immer noch, sie war ihm ein kostbares Erinnerungsstück. Manchmal zeigte er sie seinen Kunden, wenn jemand die Geschichte anzweifelte, und gab mächtig mit dem Vorfall an. Leni und die anderen Lehrlinge lächelten dann brav, um ihn zu besänftigen, und hörten die Geschichte geduldig immer wieder an. Sie vermuteten alle, dass er sie brauchte, um seine wenig männliche Art zu gehen wettzumachen.

Bannerts ältester Sohn Helmut arbeitete ebenfalls in der Schneiderei, hielt sich aber von den anderen fern. Leni, Maria und Georg, die alle im selben Alter waren, freundeten sich an, trafen sich aber nie ausserhalb der Werkstatt. Tatsächlich warnte Bannert Auguste,

sie solle Leni abends nicht mehr hinauslassen, weil Soldaten durch die Strassen zogen und viele Mädchen vergewaltigt und mit scheusslichen Krankheiten angesteckt wurden. So blieb Leni zu Hause, half ihrer Mutter und hatte kaum Freundinnen.

Jeden Morgen ging Auguste früh zur Arbeit. Manni brachte sie zu einer Nachbarin, während Leni Sohni für die Schule fertig machte, Lieder mit ihm sang und noch ein bisschen Buchstabieren übte, bis der kleine Blondschof sich auf den kurzen Schulweg machte. Dann ging sie die Treppe hinauf in die Werkstatt. Meistens nahm sie ein paar rohe Kartoffeln zum Mittagessen mit. Denn sie hatten jetzt zwar ein zusätzliches Einkommen, aber Lebensmittel waren insgesamt knapp und wurden rationiert. Fleisch gab es nur selten, und die Kartoffelzuteilungen schwankten zwischen zwei und fünf Kilo pro Woche. Jetzt war es keine Geldfrage mehr, ob man Lebensmittel bekam – es gab einfach nicht genug.

Als Leni drei Monate ihrer Lehrzeit hinter sich hatte, fühlte sie sich allmählich wohl und sicher. Sie hatte Selbstvertrauen gewonnen und genoss die tägliche Routine. Mit ihren Kollegen kam sie gut zurecht, und sie erledigte ihre Aufgaben in der zugewiesenen Zeit. Mit Schneider Bannert sprach sie nur über ihre Arbeit, ansonsten hielt sie sich zurück. Schliesslich war er ihr Arbeitgeber, da war eine gewisse Distanz schon angebracht.

Eines Tages rief der Schneider sie in das kleine Schlafzimmer, damit sie ihm half, einen bestimmten Stoff zu finden. Seine Frau, die ihm normalerweise bei solchen Dingen half, war einkaufen gegangen. Die immer hilfsbereite Leni folgte ihm. In dem Zimmer

standen zwei Einzelbetten, in denen die Söhne schliefen, und ein kleiner Schrank. An der gegenüberliegenden Wand befand sich ein Regal mit Stoffballen. Leni hatte den Schneider schon oft gesehen, wie er mit Stoffen aus dem Zimmer kam, um sie den Kunden zu zeigen.

Als sie eingetreten war, schloss Bannert die Tür hinter ihr. Sie schaute sich um und bewunderte die Farben, Texturen, Streifen und Karos, während sie auf weitere Anweisungen wartete. Sie stand mit dem Rücken zu ihm, konnte aber an seinem Gehstock hören, wie er näherkam. Als sie sich umdrehte, musste sie feststellen, dass er direkt auf sie zukam und ihr sehr nahe war. Erschrocken trat sie einen Schritt zurück. Er kam noch näher, und so ging es weiter, bis sie die Wand in ihrem Rücken spürte. Jetzt gab es kein Entkommen mehr. Er kam noch näher, und sie roch seinen säuerlichen Atem, als er sein Gesicht dem ihren näherte. Dann öffnete er seinen Mund, so dass sie seine hässlich gelben Zähne sah, und beugte sich herunter, um sie zu küssen. Aus einem Reflex heraus wandte sie blitzschnell das Gesicht ab, aber er packte sie am Kinn und drehte sie zu sich. Dann versuchte er noch einmal, sie zu küssen. Als sie versuchte, sich seinem Griff zu entziehen, schlug er ihr gegen den Hinterkopf, dass sie herumfuhr. Dann zischte er sie an, er habe ihr nur deshalb nicht ins Gesicht geschlagen, weil man den Abdruck sehen würde. Und er zwang ihr einen Kuss auf. Seine Lippen waren kalt und schmeckten bitter. Leni stand benommen da, ohne sich seinem eisernen Griff entwinden zu können. Er schaute ihr in die Augen, die jetzt voller Tränen waren. Sie war vollkommen verstört, ihr ganzer Körper zitterte. Bannert hielt sie immer noch fest und fragte sie, ob

ihr eigentlich klar sei, dass er ein wichtiger Mann in der Stadt sei. Sie fand die Frage seltsam und verwirrend, wollte ihn aber gern besänftigen, damit er sie endlich losliess, also nickte sie heftig. Er fragte sie weiter, ob ihr auch klar sei, dass die Polizei ihm vertraute und auf ihn hörte. Wieder nickte sie, während ihr die Tränen weiter über die Wangen rollten. Mit einem bösen Lächeln hielt er inne. Dann liess er seine Hand in ihren Blusenausschnitt gleiten und betastete ihre Brüste. Leni zuckte zurück, aber sein Griff wurde wieder fester. Um ihn nicht noch weiter zu verärgern, bat sie ihn so höflich sie konnte, sie loszulassen. Ihre Stimme zitterte. Als er ihre Bitte ignorierte, wuchs ihre Verzweiflung. Mit aller Kraft schob sie ihn von sich und bat ihn, aufzuhören. Er stiess sie gegen die Wand, sagte, sie solle den Mund halten, und griff ihr zwischen die Beine. Er sei ihr Chef, sagte er, und er tue ihr nichts Böses. Als ihr Lehrherr habe er das Recht, ihr die wichtigen Dinge des Lebens beizubringen. Verwirrt sah sie ihn an. Was meinte er damit? Allmählich geriet sie in Panik. Das konnte doch nicht richtig sein, was hier geschah!

Sekunden später hielt er sie an der Wand fest und vergewaltigte sie. Sie hatte keine Ahnung, was er da in sie hineinstiess, aber der Schmerz war entsetzlich. Seine Hand hatte er über ihren Mund gelegt, sodass man sie nicht hörte. Und die ganze Zeit befahl er ihr, den Mund zu halten. Dann war es plötzlich vorbei. Er zog seine Hosen hoch, schloss die Gürtelschnalle, steckte sein Hemd in die Hose, strich sich die Haare glatt und befahl ihr, ihre Kleider in Ordnung zu bringen. Eine Ewigkeit stand sie da an der Wand, wie erstarrt vor Angst. Sie fühlte sich allein, schmutzig und zutiefst verschreckt.

Kalter Schweiß brach ihr aus, und plötzlich wurde ihr übel. Mit einem benommenen Gefühl begriff sie, was mit ihr geschehen war.

Bannert sagte wütend, sie solle sich beeilen. Jahre später erinnerte sie sich noch, dass sie Blut an ihren Händen bemerkte, als sie ihren Schlüpfen hochzog, während er immer noch auf sie einredete, sie solle niemandem etwas davon sagen. Schliesslich würde ihr sowieso niemand glauben, höhnte er, sie sei schlecht und ein «Mischling», und alle wüssten, dass solche Mädchen niemals die Wahrheit sagten. Sie war halb ohnmächtig vor Schock und Schmerz. Aber am schlimmsten war die alles umfassende Hilflosigkeit.

Ihr war schwindelig vor lauter Verwirrung. Aber natürlich wusste sie, er hatte recht. Niemand hatte ihr jemals geglaubt oder sie unterstützt. Man hatte sie fälschlich beschuldigt, zu lügen, zu betrügen und andere Kinder zu ärgern. So war es ihre ganze Schulzeit hindurch gegangen. Sie spürte immer noch die Gemeinheiten ihrer Mitschüler und die kleinherzigen Vorurteile ihrer Lehrer. Sie war nichts wert, weil sie keinen Vater hatte. Sie hatte absolut kein Selbstbewusstsein. Sie war ein Bastard, gemieden von der gesamten Verwandtschaft und gehänselt von ihren Altersgenossen. Und sie war arm. Furchtbar arm. Ihr wichtigstes Ziel im Leben bestand darin, ihre beiden kleinen Brüder zu beschützen und für sie zu sorgen, damit sie nicht so viele Härten erleben mussten, wie sie es getan hatte.

Der Schneider liess Leni noch ein paar Minuten, damit sie ihre Kleider richten konnte, und zeigte auf den Spiegel, aber sie war nicht fähig, sich anzusehen. Sie wusste, wenn sie ihr Gesicht jetzt

sah, musste sie sich übergeben. Später erinnerte sie sich vage, dass sie sich wieder zu den anderen Lehrlingen an den Tisch gesetzt hatte. Irgendwie muss sie wohl weitergearbeitet haben, aber der Rest des Tages verschwand in einem Wirrwarr aus Angst und Schrecken. Bannert gab ihr wohl ein Stück gewickelten Baumwollstoff, mit dem sie das Blut auffangen konnte, aber als sie den Stoff abends beim Schlafengehen in ihrem Schlüpfert fand, konnte sie sich auch daran nicht erinnern.

An diesem Abend konnte sie nichts essen. Sie wollte sich nur noch waschen, bis ihr die Haut vom Leibe fiel, so schmutzig fühlte sie sich. Aber Seife war streng rationiert, und sie hatten zu viert nur ein ganz kleines Stück. Also wusch sie sich mit dem Schwamm. Ihre Mutter fragte, ob sie sich unwohl fühle, aber sie konnte nichts dazu sagen. Sie legte sich ins Bett, rollte sich zu einer Kugel zusammen, drehte den Kopf zur Wand und spürte, wie sie immer tiefer und tiefer fiel.

Am nächsten Morgen tat ihr Bauch immer noch furchtbar weh. Sie flehte ihre Mutter an, sie nicht zur Arbeit zu schicken, aber Auguste verstand gar nicht, warum sich ihre Tochter so seltsam benahm. All die Jahre hatte sie gesehen, was Leni durchgemacht hatte, und sich immer gewundert, dass das Mädchen trotzdem lächelte. An diesem Tag jedoch war alles anders, und sie konnte es sich gar nicht erklären. Leni überlegte, ob sie ihrer Mutter etwas sagen sollte, aber sie befürchtete, dann würde Auguste den Schneider zur Rede stellen, und er würde mit Sicherheit irgendeinen Vorwand finden, um sie anzuzeigen und in ein Lager stecken zu lassen. Und dann hätte er Leni ganz in seiner Gewalt, und ihre Brüder wären allein. Heftig

schüttelte sie den Kopf. Das durfte auf keinen Fall geschehen, sie konnte das Leben ihrer Mutter und ihrer Brüder nicht aufs Spiel setzen. Sie erinnerte sich an die Leute, die verhaftet worden waren, weil sie ausländische Radiosender hörten. Nein, ganz klar, sie musste schweigen, um in Sicherheit zu sein. Sie wusste, was geschehen war, durfte nicht sein, aber sie hatte keine Ahnung, an wen sie sich wenden sollte. Ein paar Sekunden später beschloss sie, nach oben zu gehen, in die Werkstatt, die ihr jetzt wie eine 'Schlangengrube' vorkam. Sie hatte keine Wahl, sie musste gehen und weitermachen, als wäre nichts geschehen. Und so geschah es. Irgendwie gelang es ihr, die Treppe hinaufzugehen.

Helmut, Georg und Maria waren schon da. Sie schienen überhaupt nichts gemerkt zu haben. Leni setzte sich. Sie konnte nicht sprechen. Bannert tat ebenfalls so, als wäre nichts passiert. Er bediente ein paar Kunden, und seine Frau putzte, wie sie es immer tat. Der Morgen schleppte sich dahin.

Kurz vor dem Mittagessen schickte Bannert seine Frau zum Einkaufen. Sie erklärte, sie brauchten gar nichts, aber am Ende ging sie doch, wie er es befohlen hatte. Kaum war sie ein paar Minuten weg, da rief Bannert auch schon nach Leni, die ihm im Hinterzimmer helfen sollte. Ihr Magen drehte sich um, sie sass wie erstarrt da, mit wild klopfendem Herzen. Einen Moment blieb sie sitzen und hoffte, sie würde vielleicht ohnmächtig. Aber dann hörte sie das Klopfen seines Gehstocks und roch auch schon seinen säuerlichen Atem, als er ihr auf die Schulter klopfte und Zeichen machte, sie solle ihm folgen.

Die anderen Lehrlinge arbeiteten weiter und ahnten nichts von dem Drama, das sich im Hinterzimmer abspielen würde. Leni stand langsam auf und überlegte kurz, ob sie durch die Wohnungstür fliehen sollte. Aber sie wusste, damit würde sie ihr eigenes Todesurteil unterschreiben. Und so zwang sie sich voller Angst, ins Nebenzimmer zu gehen. Bannert schloss blitzschnell die Tür. Ein Lächeln spielte auf seinen Lippen.

Er befahl Leni, wiederzugeben, was sie in der Schule über Hitlers Familienwerte gelernt hatte. Ein Funken Hoffnung kam in ihr auf – vielleicht war das ja alles und sie würde ihm entkommen, ohne dass er sich noch einmal an ihr verging. Sie schluckte schwer und sah ihn an. Und dann erklärte sie Bannert, dass das Nazi-Regime die Familie und ihre Werte unterstützte und dass der Führer jeden bestrafte, der eine Familie auseinanderriss. Bannert lobte sie für ihr gutes Gedächtnis und fragte sie, ob ihr klar sei, was das bedeutete. Ob sie verstand, dass er, wenn sie ein Wort über das gestrige Geschehen fallen liess, der ganzen Stadt erklären würde, dass sie ihn verführt hatte. Er war ein braver Familienvater, hoch angesehen in der ganzen Stadt, und sie war, wie jeder wusste, das Kind einer promiskuitiven Frau. Er baute sich vor ihr auf, starrte sie böse an und fragte sie, ob ihr klar sei, dass sie und ihre Mutter die Folgen zu tragen hätten, wenn sie jemandem davon erzählte, was in diesem Zimmer vor sich gegangen war. Leni sank der Mut. Sie wusste, dieser schreckliche Mann hatte sie fest im Griff. Sie musste ihm zu Willen sein, sonst würde sie ihre ganze Familie verlieren. Ihr war schwindelig und übel bei dem blossen Gedanken daran.

Und natürlich hatte er recht. Die Menschen in der Stadt hielten sie für schlecht, weil sie das uneheliche Kind einer bitter armen Mutter war. Gegen Bannert war sie absolut machtlos. Sie fühlte sich hilflos und war vollkommen verängstigt. Er hatte sie in eine Falle gelockt, aus der es kein Entkommen gab. Und obwohl er sah, dass sie Todesängste ausstand, vergewaltigte er sie wieder.

Ein paar Tage hielt Leni es aus, dann nahm sie all ihren Mut zusammen und drohte ihm, es ihrer Mutter zu sagen. Natürlich wusste sie ganz genau, dass sie Auguste niemals einem solchen Risiko aussetzen würde. Und er wusste es auch. Er lachte sie aus und sagte, Auguste würde ihr nicht glauben. Und selbst wenn, fügte er hinzu, könnte sie nichts tun, weil sie wusste, er würde sie wegen falscher Anschuldigungen gegen ein Mitglied der Partei verhaften lassen. Im Übrigen hatte Auguste viel zu viel zu verlieren. Sie war auf Lenis Lohn und Bannerts gelegentliche Hilfe angewiesen, zumal er gelegentlich Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt besorgte, die sie für die Jungen brauchte. Leni wusste genau, dass er recht hatte, aber sie starrte ihn trotzig an, einfach um Zweifel in ihm zu säen. Bannert warnte sie noch einmal: Wenn sie etwas sagte, würde er dafür sorgen, dass niemand in der Stadt ihr Arbeit gäbe, weil sie eine schmutzige kleine Hure sei, der man nicht trauen könne. Und so lief Lenis Versuch, ihm zu trotzen, ins Leere.

Es ging also weiter. Bannert vergewaltigte sie mindestens drei Mal pro Woche. Es wurde geradezu eine Gewohnheit; er schickte seine Frau zum Einkaufen, und sobald die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, wurde Leni so übel, dass sie spürte, wie ihr die Galle hochstieg.

Er befahl sie ins Hinterzimmer, sie musste ihren Schlüpfer ausziehen, und dann drückte er sie gegen den Schrank, auf das muffig riechende Bett seines Sohnes oder auf den schmutzigen Fussboden. Manchmal fiel Leni vor ihm auf die Knie und flehte ihn aus tiefstem Herzen und unter Tränen an, sie zu verschonen, aber das heizte sein Verlangen nur noch mehr an, und die nachfolgende Demütigung war nur noch tiefer. Denn dann machte er sich auch noch über ihr Aussehen lustig und nannte sie hässlich, vor allem ihre rote Nase, die sie immer schon so schrecklich gefunden hatte.

Jetzt war er in seinem Element. Er konnte mit Leni machen, was er wollte, führte sogar einen Kalender mit ihrer Periode, damit sie ihm nichts vormachen konnte. Während ihrer Periode quälte er sie, indem er ihr den Kalender zeigte und ihr sagte, morgen wäre sie wieder fällig. Manchmal kümmerte er sich auch gar nicht darum und vergewaltigte sie auch während dieser Zeit. Oft zog er, bevor er sich an ihr verging, sein Jackett mit der Parteinadel am Revers an. Dann machte er sich über sie lustig und sagte, er würde es noch mehr geniessen, wenn er entsprechend gekleidet war. Das Nazi-Abzeichen bekam bald den gleichen Hass ab wie er. Vergangen war die Liebe der zehnjährigen Leni zur Hitlerjugend. Mit welchem Stolz war sie durch die Strassen von Katscher marschiert und hatte selbst dieses Abzeichen getragen! Jetzt war es für sie nur noch ein Zeichen für Gewalt, Misshandlung, Gefangenschaft und Hölle. Sie hasste es mit ihrer ganzen Leidenschaft und musste sich zusammenreissen, dass sie nicht darauf spuckte.

Ständig tat ihr der Bauch weh, aber sie musste ihm zu Willen sein. Sie übte sich darin, das Geschehen auszublenden und geistig weg-

zutreten, wenn er ihren Körper und ihre Seele misshandelte. Wenn er in sie hineinstiess, stellte sie sich vor, sie sei ein Engel, der zum Himmel hinaufschwebte und den eigenen Körper verliess. Oder sie konzentrierte sich auf eine Motte, die durchs Zimmer schwirrte, und dachte darüber nach, wie glücklich das Tier war, dass es einfach wegfliegen konnte. Oder sie spielte irgendwelche Wörterspiele oder konzentrierte sich auf ihren Abscheu vor dem, was gerade geschah. Ihr war alles recht, was sie von der Gewalt ablenkte, der sie unterworfen wurde. Und so probierte sie viele Möglichkeiten aus, psychisch zu entfliehen, um nicht verrückt zu werden. Sie erfuhr, was es hiess, vaginal, anal, oral und digital vergewaltigt zu werden. Und dass all das mit Entwürdigung, Demütigung und – seltsamerweise – Liebe einherging. Denn tatsächlich dachte sie in ihrer Verwirrung manchmal, es müsse sich um Liebe handeln. Schliesslich sagte er ihr ja immer wieder, es sei recht. Ihre Verwirrung wuchs ebenso wie ihr Hass auf den Schneider.

Nach jedem Überfall befahl er ihr, ihre Kleider in Ordnung zu bringen und an den Tisch im Wohnzimmer zurückzukehren, wo die anderen arbeiteten. Sie nahm ihre Näharbeit wieder zur Hand und zwang sich, so zu tun, als wäre nichts geschehen. Bannert blieb noch ein bisschen draussen und verschob ein paar Stoffballen, um so zu tun, als hätten sie tatsächlich dort gearbeitet. Sie fühlte sich schmutzig und fremd in ihrem eigenen Körper, hielt sich für hässlich und hasste ihr eigenes Spiegelbild. Um den Schmerz zu lindern, heizte sie auf dem Ofen einen Ziegelstein auf, wickelte ihn in ein Tuch und lehnte sich im Bett dagegen, um ihren Bauch zu wär-

men. Und jedes Mal drängte sie das, was geschehen war, weiter zurück, um möglichst wenig daran zu denken.

In diesem Jahr hörte Leni auch zum ersten Mal etwas über ein Lager für polnische Häftlinge, das nicht weit von der Nachbarstadt Auschwitz angelegt worden war. Sie fragte sich, wie die Menschen dort wohl lebten. Konnte es sein, dass sie noch mehr litten als sie? Kurzzeitig überlegte sie, ein Verbrechen zu begehen, dessentwegen sie in dieses Lager geschickt würde. Schlimmer als ihr jetziges Leben konnte es dort auch nicht sein. Sie war so weit, dass es ihr gleichgültig war, ob sie lebte oder starb. Doch letztlich beging sie kein Verbrechen, und sie schnitt sich auch nicht mit dem nächstbesten Rasiermesser die Pulsadern auf. Und der Grund dafür war die Liebe zu ihrer Mutter. Denn was würde Auguste ohne sie anfangen?

15

1941 hatte Deutschland eine zweite Front eröffnet, indem es Russland angegriffen hatte, und dies trotz des Paktes, den Hitler und der Sowjetführer Josef Stalin geschlossen hatten. In Deutschland selbst wurde das Leben zunehmend schwieriger, zum einen für die Armen, vor allem aber für diejenigen, die den Kriterien arischer Vollkommenheit nicht entsprachen.

Schreckliche Gerüchte gingen in den Städten um und erreichten allmählich auch kleinere Gemeinden wie Katscher und die umliegenden Dörfer und Weiler. Es gab wilde Geschichten über die Ermordung von Juden, Sinti und Roma, Widerständlern und Angehörigen anderer Minderheiten, die ihr eigenes Grab schaufeln mussten, bevor man sie erschoss. Diejenigen, die überlebten, wurden lebendig begraben. Viele Menschen waren schockiert von diesen Gerüchten über Mord und Massaker und taten sie als blosses Gerede ab – oder als Feindpropaganda. Schliesslich war Deutschland die Wiege der europäischen Zivilisation und die Heimat des Herrenvolks. Diese Verbrechen waren mit Sicherheit den Polen und Russen zuzuschreiben, von denen man ja wusste, wie gewalttätig sie waren. Die braven deutschen Frauen schürzten missbilligend die Lippen, und die Männer schüttelten ungläubig die Köpfe. Aber irgendwie blieben die Geschichten hängen und verbreiteten sich im ganzen Land.

Bis August 1941 waren mehr als siebzigtausend Deutsche im Rahmen des sogenannten Euthanasieprogramms zur Ausmerzung «unwerten Lebens» ermordet worden. Es wurde behauptet, dies geschehe nur, um die gesunde Bevölkerung vor Erbkrankheiten und Schwäche zu schützen. Menschen mit Krankheiten wie Schizophrenie, manisch-depressiven Störungen und Epilepsie fielen darunter, ebenso Blinde, Gehörlose und Menschen mit körperlichen Deformationen. Und sogar Veteranen des Ersten Weltkrieges, die über die Schrecken der Schützengräben nicht hinwegkamen und geistige Störungen davongetragen hatten, die nicht geheilt werden konnten. Auch sie galten jetzt als «Volksschädlinge» und wurden still und heimlich aus den Heimen geholt. Die meisten wurden nie mehr gesehen. Es schien, als wären nur diejenigen in Sicherheit, die vollkommen gesund, rasserein und politisch zuverlässig waren.

Georgs und Marias Behinderungen galten wohl als unbedeutend, denn sonst wären sie im Zuge der «neuen Ordnung» wohl ebenfalls «ausgemerzt» worden. Vielleicht hatte Schneider Bannert mit seinem Einfluss und seiner mächtigen Position in Katscher auch Mittel und Wege gefunden, die beiden zu retten. Jedenfalls arbeiteten sie weiterhin in der Schneiderei, während sein Sohn Helmut zur Kriegsmarine eingezogen wurde. Leni zitterte bei dem Gedanken daran, wie weit Bannerts Einfluss reichte. Sie hatte grosse Angst davor, was ihrer Familie drohte, wenn er den Eindruck bekam, sie hätte ihrer Mutter von dem widerwärtigen Missbrauch erzählt. Ihr blieb gar nichts anderes übrig, als den Schmerz, die Demütigung und das Elend weiterhin auszuhalten.

Was für eine Falle! Am liebsten hätte sie Katscher verlassen und irgendwo anders ein neues Leben angefangen. Aber sie war wegen ihrer Familie an die Stadt gebunden. Sie wusste, Auguste würde ohne sie nicht zurechtkommen, eine Verantwortung, die schwer auf ihren jungen Schultern lastete. Tatsächlich war ihr Leben auf erschreckende Weise einfach. Es drehte sich nur noch darum, irgendwoher Lebensmittel zu bekommen, damit sie abends etwas zu essen hatten, und die Demütigungen durch Bannert auszublenden. Er war ein perfekter Folterknecht, dessen Grausamkeit sich nicht auf die Vergewaltigungen beschränkte. Auch sonst machte es ihm Spass, seine Lehrlinge zu quälen. Alle drei kamen aus armen Familien und hatten oft kein Mittagessen dabei. Das hinderte Bannert nicht, vor ihren Augen zu essen, wohl wissend, dass sie an diesem Tag noch nichts bekommen hatten und wohl auch nichts bekommen würden. In vielen armen Familien reichte es gerade für eine dünne Suppe mit Schwarzbrot und wenig Gemüse, von Fleisch ganz zu schweigen. Bei Bannert gab es dicke Schinkenscheiben, Käse und knuspriges Weissbrot, alles Sachen vom Schwarzmarkt. Es lief immer auf dieselbe Weise ab. Sobald er den letzten Bissen seines Mittagessens verzehrt hatte, während die hungrigen Lehrlinge zuschauen mussten, stand er auf, wischte sich die Krümel von der Hose und warf die Brotkrusten in den Müll. Dabei prahlte er, er müsse sich gesund ernähren, um seine Kraft zu erhalten, schliesslich sei er sehr beschäftigt. Dass Georg sich zum Mülleimer schlich, um die Brotkrusten herauszuholen, übersah er. Stattdessen schaute er Leni lüstern an. Nur sie verstand, was er meinte, wenn er von seiner Kraft

sprach, und es machte sie ganz krank. Sie hasste ihn und ihre Arbeit mit einer Intensität, die sie nie zuvor gekannt hatte.

Manchmal besuchte Bannerts Schwester seine Frau, wenn er gerade nicht da war. Dann sassen die beiden Frauen bei einer Tasse Tee zusammen und redeten laut, ohne sich um die Lehrlinge zu kümmern. Bannerts Frau hatte nie den Versuch unternommen, sich mit Auguste oder einer der anderen Nachbarinnen anzufreunden, und auch die Frauen im Haus hielten Distanz zu ihr. Bei den Gesprächen mit ihrer Schwägerin äusserte sie den Verdacht, ihr Mann hätte eine Geliebte. Sie klagte, mit ihr wolle er überhaupt nichts mehr zu tun haben, vor allem im Bett. Er erklärte seine Unlust mit der vielen Arbeit, die nötig war, um sie und die Kinder zu ernähren, und sagte, sie solle dankbar sein, und er sei einfach abends viel zu erschöpft.

Leni lernte aus den Gesprächen der beiden Frauen viel über das Leben und vor allem über Sex. Auguste hatte über derlei nie mit ihr gesprochen, und Leni war vollkommen klar, wie furchtbar unwissend sie war. Aber aus den Gesprächen, die sie belauschte, reimte sie sich einiges zusammen. Als sie von Kondomen redeten – die Bannert bei ihr nie benutzt hatte –, wurde ihr schlagartig klar, dass sie längst hätte schwanger werden können. Die Frauen sprachen auch über Unfruchtbarkeit, und Leni vermutete, dass Bannert irgendwann nach der Geburt seiner Söhne unfruchtbar geworden sein musste. Nur zu gern hätte sie den beiden Frauen mitgeteilt, was ihr widerfuhr, und in ihrem Kopf drehten sich die Gedanken, wie sie das wohl anstellen könnte. Doch das Risiko war einfach zu gross. Tief in ihrem Inneren wusste sie, die beiden würden ihr kein Wort glauben.

Niemand hatte ihr je geglaubt. Man würde sie als Verführerin hinstellen, als Hure, die sich einen angesehenen Familienvater geschnappt hatte – und dann auch noch einen Parteigenossen. Bannerts Frau galt als hysterisch, neigte zu melodramatischen Auftritten und nahm es mit der Wahrheit nicht allzu genau. Stattdessen hätte sie Leni beschuldigt, ihre Ehe ruiniert zu haben, und dann hätte Leni einer ganzen Reihe von unvorstellbaren Konsequenzen ins Auge blicken müssen. Vielleicht wäre sie sogar wirklich in ein Lager gesteckt worden, aus dem es kein Entrinnen gab. Wieder einmal fragte sie sich, ob das Leben in einem solchen Lager wirklich schlimmer sein konnte als das, was sie hier erlebte. Die Antwort lag wie immer in ihrer Familie. Wie konnte sie auch nur daran denken, das Leben ihrer Mutter und ihrer Brüder aufs Spiel zu setzen? Nein, sie würde weiterhin den Mund halten, ihr blieb gar nichts anderes übrig. Sie würde die Qual weiterhin ertragen – um ihrer Familie willen.

Obwohl die Vergewaltigungen regelmässig erfolgten, hatte Leni immer Schuldgefühle deswegen, als wäre alles ihre Schuld. Sie hatte das Gefühl, für irgendetwas bestraft zu werden, obwohl sie keine Ahnung hatte, was das sein sollte. Aber in den schweren Jahren ihrer Kindheit hatte sie eine Vorstellung von Schuld und Strafe entwickelt, die perfekt in das Muster ihrer Gegenwart passte. Im Übrigen hielt sie es durchaus für möglich, dass Schneider Bannert recht hatte und dass er als ihr Arbeitgeber das, was er mit ihr tat, tun durfte. Aber er war auch Marias Arbeitgeber und hatte nie etwas Derartiges von ihr verlangt. Maria war genauso fröhlich wie zu Beginn ihrer Lehrzeit. Nur Leni hatte sich verändert. Vielleicht, so

dachte Leni, zahlte sie auf diese Weise für ihre Arbeit, das Geld und die Lebensmittel, die Bannert ihrer Mutter für die Jungen brachte. Vielleicht handelte es sich um eine besondere Form der Prostitution unter etwas ehrbareren Vorzeichen. Sie fühlte sich allerdings alles andere als ehrbar. Sie fühlte sich schmutzig, beschämt und unendlich verwirrt. Ausserdem fürchtete sie sich unglaublich vor Bannert und der ständigen Drohung, die hinter ihm stand. Schon das Geräusch seines Gehstocks liess ihr Herz rasen und kalten Schweiß auf ihrer Stirn ausbrechen. Immer wieder dachte sie über Möglichkeiten nach, ihm zu entkommen. Und jedes Mal scheiterte sie.

Sie war zu einer in sich gekehrten, unglücklichen jungen Frau geworden, die kaum noch ein Wort sprach. Auguste hielt ihr Verhalten sicher für eine Laune, wie sie bei «Backfischen» nun mal vorkam. Jedenfalls liess sie sie in Ruhe. Sie hatte auch kaum noch Freude daran, Sohni bei den Hausaufgaben zu helfen, und tat es nur noch, wenn er seinen Bericht über den Fortgang des Krieges abliefern musste. Den kleinen Manni hatte sie in den ersten Jahren eher lästig gefunden, aber inzwischen liebte sie ihn sehr. Er war ein hübscher, etwas altkluger Sechsjähriger geworden, ohne dass sie es bei all ihren eigenen Sorgen so recht bemerkt hatte. Ständig rief sie sich ins Gedächtnis, dass diese beiden Jungen ohne ihren Lohn und die kleinen Zuwendungen von Bannert nicht überleben würden. Und mit diesen Gedanken holte sie sich immer wieder aus der Verzweiflung heraus. Sie brauchten sie! Und das war wichtiger als ihr eigener Drang, ihrem Elend ein Ende zu setzen.

Bannert gab Auguste jede Woche einen Teil von Lenis Lohn, damit sie Lebensmittel kaufen konnte. Eines Tages beschloss Leni, ihn um etwas Extrageld zu bitten, damit sie eine Schultüte für Mannis ersten Schultag kaufen konnte. Wie schon bei Sohni, war sie entschlossen, ihm die Demütigungen zu ersparen, die sie erlebt hatte. Am nächsten Tag nahm sie ihren Mut zusammen und ging zu dem Schneider. Sie hatte keine Ahnung, wie viel Geld auf dem Sparbuch lag, das er für sie angelegt hatte. Tatsächlich besass sie nicht einmal einen Nachweis darüber, dass dieses Sparbuch existierte. Entsprechend ängstlich sprach sie ihn an. Doch zu ihrer grossen Erleichterung zeigte sich Bannert sehr willig und gab ihr ohne Diskussionen das Geld für die Schultüte. Später am Nachmittag musste sie dafür im Nebenzimmer bezahlen, aber das hatte sie nicht anders erwartet.

Statt direkt nach Hause zu gehen, verbrachte Leni an diesem Abend eine Stunde in der Stadt, um ein paar Süssigkeiten für Mannis Schultüte zu kaufen. Als sie um die Ecke kam und in die Seitenstrasse einbog, wo sie wohnten, war es schon spät, und ein eiskalter Wind liess sie frieren bis auf die Knochen. Sie war sehr niedergeschlagen. Die ständigen Misshandlungen bereiteten ihr Bauchschmerzen, und beim Gehen fühlte sich ihr Unterleib an, als wäre man mit einem Rasiermesser auf sie losgegangen. Mit jedem Schritt wurde es schlimmer. Sie zog den Mantel fester um sich und versuchte, sich zu beeilen, trotz des Schmerzes. Es war fast schon dunkel, finstere Schatten tanzten durch die leeren Gassen.

Plötzlich hatte Leni das Gefühl, verfolgt zu werden. Erschrocken

blickte sie sich um – und da sah sie ganz dicht hinter sich einen riesigen schwarzen Hund, der aussah wie ein Wolf, mit bösen gelben Augen, die in der Dunkelheit flackerten und glühten. Sie wusste sofort, dass sie diesen Hund schon einmal gesehen hatte, und zwar in ihrer Kindheit, als ihre Klassenkameraden sie ständig gehänselt hatten, weil sie keinen Vater hatte. Wenn sie sich recht erinnerte, hatte ihre Mutter damals gefragt, ob sie krank war und fantasierte. Aber Leni war überzeugt gewesen, dass der Hund wirklich existierte, und hatte ihre Mutter angefleht, ihr zu glauben. Jetzt starrte das Ungeheuer ihr in die Augen, und sie spürte, wie die Angst sie übermannte. In Panik drehte sie sich um und rannte weg, stolperte vorwärts und suchte verzweifelt nach einem Versteck, einem Hauseingang, einem Busch oder irgendeiner Möglichkeit, zu entkommen. Als sie sich wieder umdrehte, bereit zu schreien, wenn der Hund sie angriff, war er zu ihrem grossen Erstaunen verschwunden, genau wie damals. Sie blieb stehen wie angewurzelt, stand ein paar Minuten da und lauschte auf seine Schritte, aber sie hörte nur noch ihren rasenden Herzschlag. Müde und ausser sich vor Angst schleppte sie sich nach Hause und fragte sich, was das grausame Schicksal noch für sie bereithielt. Wurde sie jetzt verrückt? Waren ihre Gedanken so verwirrt durch ihre Versuche, die tägliche Brutalität auszublenden, dass ihr Verstand durchdrehte? Sie fing an, an sich selbst zu zweifeln. Vielleicht hatte sie auch damals vor Jahren gar keinen schwarzen Hund gesehen, ebenso wenig wie jetzt. Wie auch immer – sie beschloss, dass sein Erscheinen ein Zeichen drohenden Unheils war. Eine Warnung.

Jeden Abend vor dem Einschlafen betete sie um Hilfe. Und jede Nacht, wenn die Hilfe wieder nicht kam, stellte sie ihren Glauben in Frage. Sie war katholisch aufgewachsen wie ihre Mutter und ihre Grossmutter, und sie konnte sich ein Leben ohne Gott gar nicht vorstellen. Aber inzwischen hatte sie das Gefühl, er hätte sie verlassen. Jede Nacht dachte sie über die Folgen der schlimmsten Todsünde nach – Selbstmord – und versuchte sich vorzustellen, wie Auguste ohne sie zurechtkommen würde. Und jede Nacht zitterte sie bei dem Gedanken an das, was ihr am nächsten Tag bevorstand. So viel Mühe sie sich auch gab, sie wurde das Gefühl nicht los, dass sie schmutzig war. Sie schämte sich so sehr und fühlte sich so schuldig. Jeden Abend weinte sie sich heimlich und ganz leise in den Schlaf.

Am nächsten Morgen wurde sie so sehr von Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung übermannt, dass sie nicht aufstehen konnte. Die Erscheinung des riesigen schwarzen Hundes mit den erschreckenden gelben Augen war tatsächlich eine Warnung gewesen. Sie war am Ende. Auguste sagte sie, sie könne nicht zur Arbeit gehen, weil ihre Periode so schmerzhaft war. Und zu ihrer grossen Erleichterung stimmte ihre Mutter zu und sagte, sie solle im Bett bleiben. Da lag sie nun ganz allein in der Wohnung, zusammengekrümmt in ihrem Bett, mit dem Gesicht zur Wand. Sie war an einem Ort angekommen, wo es keine Tränen mehr gab.

16

Eines Morgens, während die Lehrlinge um den Arbeitstisch sassen, verkündete Bannert, dass jetzt nur noch fünf Juden in Katscher lebten. Es sagte das so, als wäre die Vertreibung der Juden sein ganzer Stolz. Dabei steckte ein grosses Problem dahinter, weil es nämlich inzwischen in der Stadt zu wenige Arbeitskräfte gab. Als Parteimitglied erinnerte er seine Angestellten regelmässig daran, dass er zur Elite gehörte und «gewisse Informationen» hatte. Nachdem er seine Ankündigung beendet hatte, wandte er sich wieder seiner Arbeit zu, als wäre das «Judenproblem» nur eine Alltagsatsache unter vielen. Schliesslich befand sich Deutschland im Krieg. Auch die Lehrlinge arbeiteten weiter, die Köpfe schweigend gesenkt angesichts der Behandlung von Menschen, die sie ein Leben lang gekannt hatten, und anderer, die sie noch nie gesehen hatten. Sie wussten, es war besser, wenn sie schwiegen.

Kurz nach dieser Ankündigung marschierte eine grosse Gruppe Juden an ihrem Haus vorbei. Sie waren auf dem Weg zu den Fabriken am Stadtrand und in anderen Gegenden Oberschlesiens. Dünne, verhärmte Gestalten mit rasierten Köpfen, die Kleidung zerrissen und schmutzig, und sie schlepten sich in Fünferreihen über das grausam unebene Kopfsteinpflaster. Die Wachen gingen hinter ihnen, grosse Männer, hochgewachsen und aufrecht, offensichtlich gut ernährt, in dicken Mänteln. Sie lachten und scherzten miteinander, fast wie Hirten, die eine Herde zu bewachen hatten.

Doch beim kleinsten Vorfall wurden ihre Peitschen und Gewehrkolben zu bösartigen Waffen. Sobald einer der ausgemergelten Männer stolperte und fiel, wurde er gnadenlos geschlagen, bis er irgendwie wieder hochkam und weiterlief. Die Wachen schienen ihre Arbeit zu geniessen, und die Stadtbewohner eilten vorbei oder verzogen sich in Hauseingänge, als die Gruppe vorbeiging. Nur das Zuschlagen von Türen und Fensterläden zeigte, dass sie die erbärmliche Prozession überhaupt bemerkt hatten. Später, als die Häftlinge verschwunden waren, sickerten Gerüchte über die unmenschliche Behandlung dieser Menschen durch. Sie waren, so hiess es, geschlagen worden, weil sie ungehorsam waren, weil sie zur falschen Seite schauten, stolperten oder den Kopf nicht gesenkt hielten. Winzige Unachtsamkeiten konnten ganz fürchterliche Strafen nach sich ziehen.

Obwohl es immer wieder diese Marschkolonnen gab, versuchte das Nazi-Regime, alles zu vertuschen. Die Parteibonzen versicherten der Bevölkerung immer wieder, die Massentransporte auf Strassen und Schienen seien nichts anderes als Umsiedlungen von Juden in Gebiete, in denen sie effektiver für kriegswichtige Arbeiten eingesetzt werden konnten. Und auch den hungernden Juden gaukelte man vor, man würde sie mit Lebensmitteln versorgen, wenn sie sich freiwillig umsiedeln liessen. Der gesamte Umgang mit den Menschen in Deutschland war auf Betrug gegründet. Darin waren die Nazis Meister, und das Netz aus Lügen erwies sich als ausserordentlich haltbar.

Bannert machte dabei willig mit, auf offiziellen und inoffiziellen Wegen. Wenn er Auguste, Leni und die Jungen auf der Strasse traf, prahlte er damit, dass er Vaterstelle an Leni vertrat und dass sich

Auguste keine Sorgen um die Zukunft ihrer Tochter machen müsse – er würde schon für sie sorgen. Eines Tages bot er ihnen an, ein Familienfoto zu machen, und Leni musste neben ihrer Familie stehen, während ihr Folterknecht den freundlichen Onkel spielte. Sie hatte schon längst begriffen, dass Schweigen ihre beste Verteidigung war, und so stand sie still da, den Blick abgewandt und die Lippen so fest zusammengekniffen, dass sie ganz blass wurden. Gleichzeitig gefror ihr das Blut in den Adern, wenn Bannert fröhlich mit ihrer Mutter plauderte und sie mit verführerischen Worten und einem glatten Lächeln in die Irre führte. Er war ungeheuer schlau und spielte seine Rolle gut, das musste sie zugeben. Aber daraus schloss sie eben auch, dass niemand, vielleicht nicht einmal ihre Mutter, ihr glauben würde, wenn sie die Wahrheit ans Licht brachte. Und so schwieg sie eben weiter.

Bannert jedoch genoss es, eine wichtige Rolle in ihrer Familie zu spielen, wenn er sie in der Stadt traf oder Auguste etwas für die Jungen zusteckte. Er schien entschlossen, ein enger, vertrauter Freund der Familie zu sein. Dabei ging es ihm vor allem darum, Lenis Schweigen zu sichern und seine Macht über sie zu demonstrieren. Er bot Auguste an, ihr mit Papieren und offiziellen Dokumenten zu helfen, die ihr Schwierigkeiten bereiteten. Bei anderen Gelegenheiten brachte er ihr Eier oder andere Lebensmittel mit, Geschenke von Kunden, für die sie extrem dankbar war. An solchen Tagen kam endlich einmal wieder ein richtiges Abendessen auf den Tisch, und die Jungen sangen Bannerts Lob. Er zeigte Mitgefühl Auguste gegenüber und half ihr auf jede erdenkliche Weise, auch als sie krank wurde und Blut hustete, sich aber keinen Arzt leisten

konnte. Bannerts Anstrengungen zahlten sich aus, denn er stand in hohem Ansehen, bei Auguste ebenso wie in der ganzen Gemeinde. Nur Leni wusste, wie er wirklich war. Und er genoss es, ihr Unbehagen zu sehen, und trieb seine Spässe mit ihr, als wollte er sie herausfordern. Doch sein Selbstvertrauen war absolut gerechtfertigt. Leni war viel zu hilflos, um auch nur daran zu denken, dass sie ihn verraten könnte.

Seine Quälereien wurden immer raffinierter. Nach jeder Vergewaltigung zwang er Leni, sich zu bedanken. Dafür hasste sie ihn fast noch mehr als für die körperliche Gewalt, die er ihr zufügte. Wenn sie die Worte «Danke, Meister» aussprach und damit seine Macht über sie mittelbar anerkannte, spürte sie, wie ihr die Galle hochkam. Ihr wurde jedes Mal übel dabei. Ihr Geist war niedergedrückt, ihr Körper zerbrochen, ihre Seele leer. Sie wusste nur zu gut, dass er sie schlagen würde, wenn sie sich nicht bedankte. Allerdings schlug er immer so zu, dass man keine Spuren sah.

Ausserdem war er entschlossen, sie in seiner Schuld zu halten. Um ihrer Mutter zu beweisen, dass er ein freundlicher Mann war, bot er an, Leni ein Kostüm und einen Mantel zu schneiden. Auguste war geradezu überwältigt von so viel Grosszügigkeit und freute sich, dass Leni auf diese Weise massgeschneiderte Sachen bekommen würde. Leni jedoch lehnte das Angebot eisern ab. Sie wollte nichts haben, was von Bannert kam. Auguste war schockiert und entsetzt über das ganz untypische Verhalten ihrer sonst so höflichen Tochter. Sie fand Leni undankbar und tadelte sie für ihre Respektlosigkeit gegenüber dem grosszügigen Lehrherrn.

Um ihre Mutter zu besänftigen und keine Erklärungen für ihr Verhalten geben zu müssen, nahm Leni das Angebot dann doch an.

Und als wollte er ihr Elend unbedingt noch grösser machen, erklärte Bannert ihr noch am selben Tag, sie müsse selbstverständlich das Material bezahlen und die Kleider selbst nähen. Er würde nur den Stoff zuschneiden. Er lächelte über ihr erschrockenes Gesicht und fügte hinzu, sie solle ihrer Mutter auf keinen Fall etwas sagen. Dann zwinkerte er ihr zu, ein Zeichen, dass er sie später noch ins Hinterzimmer holen würde. Bannert wusste genau, dass ihm nichts passieren konnte und dass Leni weiterhin schweigen würde. Die psychische Folter hatte eine neue Stufe erreicht, und Leni musste sich wie immer seinem Willen beugen.

Tatsächlich nahm Bannert bei ihr Mass, schnitt den Stoff zu und überliess es dann ihr, die Näharbeiten zu erledigen. Er war ein erfahrener Schneider und brauchte nur ein paar Angaben, die er mit Kreide auf den Stoff schrieb. Fast hätte sie gelacht, als er sich weigerte, ihre Schrittlänge zu messen – das sei unschicklich, sagte er. Leni staunte nur, dass er vor den anderen so viel Theater darum machte, während er sich im Hinterzimmer ganz anders benahm. Seine Heuchelei machte sie krank. Sie hasste Bannert so sehr, dass es ihr manchmal selber Angst machte. Hätte sie eine Möglichkeit dazu gesehen, dann hätte sie ihn ohne zu zögern umgebracht, auch wenn sie nicht wusste, wie sie ihre Mordlust und ihre Liebe zu Gott in Einklang bringen sollte.

Eines Tages kam ihr Onkel, Paul Woitschulla, in die Werkstatt, um einen Anzug in Auftrag zu geben. Ihr ganzes Leben lang hatte er Leni sehr schlecht behandelt. Jetzt hatte sie ihn schon ein paar

Jahre nicht gesehen, aber sein Verhalten war unverändert, und er tat bei der ersten Anprobe so, als würde er sie nicht kennen. Leni war enttäuscht, aber nicht überrascht, und machte einfach mit ihrer Arbeit weiter. Onkel Paul war ein kleiner Mann, der von Geburt an einen Buckel hatte, sodass er den Kopf nicht gut drehen konnte. So brauchte Bannert noch eine zweite Anprobe, um die Anzugjacke gut an den Buckel anzupassen. Bei diesem zweiten Besuch erklärte Bannert, dass Leni den Anzug genäht hatte. Onkel Paul zog vorsichtig die Hose und dann die Jacke an. Die Jacke war noch nicht fertig, die Knöpfe fehlten noch, und ein paar letzte Arbeiten mussten noch gemacht werden, aber sie passte perfekt. Er lächelte Leni über den Arbeitstisch hinweg zu, und in ihrer Überraschung lächelte sie unwillkürlich zurück. Es war das erste Mal, dass er sie angelächelt hatte.

Ein paar Tage später schickte Bannert Leni los, um den fertigen Anzug zu ihrem Onkel zu bringen. Er freute sich über die gute Qualität und gab ihr ein grosszügiges Trinkgeld. Und tatsächlich schien er sie auf einmal zu mögen. Leni gestattete sich einen Anflug von Optimismus, dass die Leute sahen, wie hart sie arbeitete und sich um andere kümmerte. Vielleicht würden sie das endlich anerkennen. Sie wurde fast ein bisschen fröhlich darüber. Wenn sie das Vertrauen ihres Onkels gewann, könnte sie ihm vielleicht sagen, was Bannert mit ihr machte. Und vielleicht, vielleicht würde er Bannerts Treiben dann einen Riegel verschieben. Die Chancen waren nicht gross, aber Leni wusste, sie würde nach jedem Strohhalm greifen, der sich ihr bot.

Doch sie kannte Paul Woitschulla gut genug, um zu wissen, dass er ein schlichtes Gemüt hatte und einem Tyrannen wie Bannert nicht gewachsen war. Onkel Paul, der früher als Koch in einem Internat gearbeitet hatte, war längst in Rente, reparierte aber immer noch Uhren und Schreibmaschinen, um sich etwas dazuzuverdienen. Er bot Leni eine alte Schreibmaschine an, auf der sie tippen üben konnte, sodass sie irgendwann vielleicht eine Stelle im Büro bekäme, die besser bezahlt wurde. Und Leni nahm das Angebot an, weil sie jede Möglichkeit nutzen wollte, Bannert zu entkommen. Aber das Tippen fiel ihr schwerer, als sie erwartet hatte, und so viel Mühe sie sich auch gab, sie kam ohne Anleitung nicht mit der Schreibmaschine zurecht. Unterricht bezahlen konnte sie nicht, und so überlegte sie traurig, die Sache wieder aufzugeben.

Wenig später kam die Nachricht, dass Onkel Pauls Sohn Josef, Lenis Cousin, gefallen war. Onkel Paul war ausser sich vor Trauer und wurde regelrecht depressiv. Er zog sich ganz in sich selbst zurück und ging nur noch selten aus. Nicht einmal mit Leni wollte er sprechen. Sie verstand seine Trauer, war aber trotzdem enttäuscht. Damit war ihre Hoffnung, ihren Onkel als Beschützer zu gewinnen, zunichte. Doch ihre Enttäuschung machte bald der üblichen Resignation Platz. Sie nahm sich vor, keine Hoffnungen mehr aufkommen zu lassen, nur weil jemand freundlich zu ihr war.

17

Das Jahr 1943, das vierte Kriegsjahr, war angebrochen. Alle Begeisterung für die Eroberung Europas war in Mangel und Rationierung untergegangen. Dazu kamen die ständige Bedrohung und Zerstörung durch die Bombardierungen und die vielen Meldungen von Gefallenen, vor allem an der Ostfront. Die glorreichen Tage der marschierenden Hitlerjugend in den Strassen von Katscher, der vor Stolz und Patriotismus strahlenden jungen Männer und Mädchen schienen einer fernen Vergangenheit anzugehören. Stattdessen wurde die Gesellschaft von den neuen Gesetzen stranguliert und litt unter der wachsenden Zahl von Denunzianten, die jedem auflauerten, der Defätismus und Zweifel am «Endsieg» säte.

Leni war gerade achtzehn geworden und hoffte verzweifelt auf den offiziellen Brief, mit dem sie zum zweijährigen Arbeitsdienst abkommandiert wurde. Dieser Brief wäre ihr Reisepass in die Freiheit, ihr einziges Mittel, dem sexuellen Missbrauch zu entkommen. Die letzten dreieinhalb Jahre waren die Hölle gewesen. Sie wachte morgens auf, machte ihre Brüder für die Schule fertig, ging nach oben in die Schneiderwerkstatt und nähte dort, bis Bannert seine Frau zum Einkaufen schickte. Und dann wartete sie angstvoll, bis er sie ins Hinterzimmer rief. Ihre Angst und das Gefühl der Demütigung waren nicht geringer geworden, seit er sie das erste Mal vergewaltigt hatte. Am Abend ging sie hinunter und half Auguste, aus den mageren Vorräten irgendeine Art von Abendessen zu zaubern.



Leni um 1939, etwa zu Beginn ihrer Lehrzeit



Sohni und Manni



Sohni mit seiner Schultüte, die Leni ihm von ihrem schwer verdienten Lohn kaufte, damit er nicht so leiden musste wie sie an ihrem ersten Schultag.



Manni mit seiner Schultüte, auch sie ein Geschenk von Leni



Leni im Alter von fünfzehn Jahren



Schneiderlehrlinge bei Meister Bannert, darunter Maria und Georg. Leni, ganz rechts im Bild, lässt sich offenbar ungern fotografieren.



Ratko (Ray, rechts) mit einem Freund aus dem Kriegsgefangenenlager. Beide arbeiteten nach Kriegsende für die US-Armee.



Ratko (Ray, Mitte) mit zwei Freunden aus der Kriegsgefangenschaft. Lenis Arbeitskolleginnen bezeichneten ihn als «Sahnestück».



Eine Gruppe von Kriegsgefangenen und deutschen Frauen bei einem Picknick. Ray sitzt ganz rechts. Leni traf Ray bei einer ähnlichen Zusammenkunft.



Leni und der kleine Boris (Bo), 1948



1949: Der Beginn der Baby-Boomer-Generation: Junge deutsche Frauen mit ihren Babys im Lager für Displaced Persons in Landshut. Leni und Bo sind die zweiten von links.



Familienfoto aus dem Jahr 1949, aufgenommen kurz bevor Leni, Ray und Bo nach Australien auswanderten. Von links: Manni, Ray, Leni, Bo, Auguste, Paul Schatke, Sohni



Lenis Passfoto



Rays Passfoto



Bos Passfoto



Dieses Foto steckte Auguste Leni in die Manteltasche, als sie vom Passauer Bahnhof in ihr neues Leben in Australien aufbrach. Auf die Rückseite schrieb sie in Sütterlin-Schrift: «Eine Erinnerung an deine liebe Mama, Alter 53. Bewahr es gut auf.»



In Adelaide schnallte Leni Bo morgens im Kindersitz auf dem Fahrrad fest und fuhr ihn zu einer Polin, die sich um ihn kümmerte, während Leni arbeitete.



Familienausflug in den Botanischen Garten von Adelaide



Die Wellblechhütte der Familie, in der sie wohnten, während das Haus Nr. 37 gebaut wurde. In derartigen behelfsmässigen Hütten lebten viele europäische Einwanderer, bis sich die Familien ein richtiges Haus leisten konnten.



Dieses Haus bauten sich Ray und Leni mit Bos Hilfe. Es wurde zärtlich «Nummer siebenunddreissig» genannt. Keiner der Anwohner rundum wusste etwas über das Leben, das Leni geführt hatte, bevor sie ihre sehr beliebte Nachbarin wurde.



Leni und ihre beste Freundin und Vertraute Marianne



Leni bei ihrer Einbürgerungsfeier 1957



Auguste schickte Leni jedes Jahr zum Geburtstag ein Foto. Als sie 57 wurde, schrieb sie in Sütterlin-Schrift auf die Rückseite: «Deine unvergessene Mama und deine Brüder senden herzliche Glückwünsche zum Geburtstag. Leni, ich wünsche dir so starke Nerven, wie ich sie habe. Dann wird alles gut. Du schaffst es.»



Und Leni schaffte es tatsächlich. Dieses Foto mit Marianne wurde an ihrem achtzigsten Geburtstag aufgenommen.



Magdalena, Madelaine, Leni



Die Original-Hausnummer des ersten gemeinsamen Hauses

Dann machte sie ihre Brüder bettfertig und ging wenig später selbst schlafen. Allerdings schlief sie meistens nur vier, in guten Nächten auch mal sechs Stunden. Die übrige dunkle Zeit lag sie da und schmiedete unrealistische, geradezu fantastische Fluchtpläne oder versuchte einen Zauberspruch zu finden, der ihre Hölle beendete. Als Kind hatte sie sich damit beschäftigt, Zaubertränke zu brauen, um ihre Lehrer und grausame Klassenkameraden zum Verschwinden zu bringen – leider ohne Erfolg. Sie hatte auch gehört, dass es in Katscher Hexen gab, und ernsthaft überlegt, eine dieser Frauen aufzusuchen. Aber in einer Kleinstadt wie Katscher war das Risiko zu gross, dass ihre Mutter davon erfuhr, und deshalb gab sie den Plan bald wieder auf.

Auguste liess Leni abends immer noch nicht auf die Strasse. Schneidermeister Bannert warnte sie ständig vor Soldaten, die jungen Frauen auflauerten. Dabei wusste Leni genau, dass er nur seine eigenen Interessen im Sinn hatte. Er wollte verhindern, dass sie in Kontakt mit anderen Männern kam, weil er fürchtete, dass sie ihn mit einer Geschlechtskrankheit ansteckte. Dabei wusste sie eh nicht, wohin sie hätte gehen sollen. Ihre Isolation hatte ja verhindert, dass sie Freunde fand. So blieb es bei ihrer täglichen Routine, bis sie fast nur noch automatisch und ohne jedes Gefühl agierte. Längst war sie geübt darin, sich von allem abzuschotten, sogar von ihrer Mutter, mit der sie so viel durchgemacht hatte und von der sie wusste, dass sie sie wirklich liebte. Sie wusste, dass Auguste ihr nichts getan hatte, aber sie brachte es nicht mehr über sich, ihre Mutter zu umarmen oder ihr etwas Liebes zu sagen. Und sie konnte

nicht erklären, woran das lag. Es war, als wäre sie ihrer Mutter gram, weil sie sie nicht vor Bannert beschützte. Dabei wusste sie doch, dass ihre Mutter gar nichts mitbekam – weil sie ihr die schreckliche Wahrheit verschwieg. Aber was sollte sie sonst tun?

Die Sonntage waren die einzigen Tage, an denen das Leben etwas leichter wurde. Sonntags ging sie mit Auguste und den Jungen zur Kirche und fand ein wenig Trost im Gebet. Sie flehte Gott an, sie aus ihrem täglichen Albtraum zu erlösen, und fragte sich insgeheim, ob sie noch lange an den Allmächtigen glauben würde, wenn er nicht bald eingriff.

Dann kam der Brief vom Arbeitsdienst. Leni jubelte vor Freude und las ihn mit leuchtenden Augen. Sie behandelte den Brief wie einen Schatz und fragte sich, ob ihre Gebete endlich erhört worden waren. Vielleicht war dieser Brief ein Geschenk Gottes – das Mittel zu ihrer Flucht, um das sie betete, seit sie fünfzehn Jahre alt war. Vielleicht würde sie jetzt der Hölle endlich entkommen.

Auguste war vollkommen verblüfft über die Reaktion ihrer Tochter. Wie die meisten Mütter sorgte sie sich um die Sicherheit ihrer Tochter und verstand nicht, warum Leni unbedingt weg wollte. Es war Krieg, und nur noch sehr naive Leute oder durch und durch indoktrinierte Jugendliche freuten sich über eine solche Nachricht. Und das waren nicht mehr viele. Die meisten Deutschen stellten insgeheim die Motive des Nazi-Regimes in Frage, waren entsetzt über die vielen Gefallenen und schockiert über den Anblick der Soldaten, die als junge, gesunde Männer gegangen waren und nun körperlich und mental schwer verwundet zu ihren Familien zurück-

kehrten. Alle, die den letzten Krieg noch erlebt hatten, wussten, dass diese Männer sich nicht vollständig erholen würden. Lenis Cousin Josef war gefallen, und sie hatte miterlebt, wie sein Tod ihren Onkel zerstört hatte. Auguste verstand überhaupt nicht, warum Leni unbedingt ihr Leben riskieren wollte, um einer so unsicheren Sache zu dienen. Sie wusste, dass Leni nie fanatisch gewesen war. Warum ihre Tochter so begeistert auf den Brief reagierte, blieb ihr schleierhaft.

Leni selbst musste bald erkennen, dass ihre Gebete doch nicht erhört worden waren. Ihre Freude über den Aufruf zum Arbeitsdienst war nur kurz. Bald nach Ankunft des Briefs verkündete Schneider Bannert eines Tages voller Freude, er habe mit seinen guten Verbindungen in der Partei dafür gesorgt, dass Leni nicht eingezogen würde. Leni war wie vom Donner gerührt. Sie fühlte sich, als hätte man ihr ein Messer ins Herz gestossen und drehte es jetzt langsam in der Wunde. Zur vollkommenen Überraschung ihrer Mutter war sie untröstlich. Auguste ermahnte ihre Tochter, sie solle Bannert dankbar sein, weil er sie vor einem ungewissen Schicksal bewahrt hatte. Aber ihre Worte machten Leni nur noch trauriger. Leni konnte ihr ja nicht sagen, dass Bannert sie nur deshalb «beschützt» hatte, weil er sie in Katscher und unter seiner Fuchtel halten wollte. Der Missbrauch würde also weitergehen. Auguste spürte, dass ihre Tochter ihr etwas verschwiegen. Sie waren sich immer so nahe gewesen, aber in den letzten dreieinhalb Jahren schien es, als würde die Bindung sich immer mehr auflösen. Und sie hatte keine Ahnung, was sie tun sollte, um sie wiederherzustellen.

Im Juli 1944 war das Kriegselend in Deutschland noch schlimmer geworden. Die Propagandamaschinerie versorgte die Menschen weiterhin mit Siegesmeldungen, aber man flüsterte über eine Landung der Alliierten an der Küste der Normandie. Es gab immer noch einige, die BBC hörten, und die Gerüchte verbreiteten sich in den Schlangen vor den Läden blitzschnell. So viele Stunden verbrachten die Frauen jetzt in solchen Schlangen, um noch ein paar Lebensmittel zu ergattern, dass Nachrichten zu einer begehrten Währung wurden. Oft bekam man nach stundenlangem Stehen in der Sommerhitze tatsächlich nichts anderes mehr, denn die Läden hatten oft nicht genug, um alle Kunden zu versorgen. Es kam zu Streitigkeiten und sogar Handgreiflichkeiten, wenn Leute, die mit ihren Familien mehrere Tage nichts mehr gegessen hatten, die Fassung verloren. Freilich fuhren ständig Güterzüge durch Katscher, und man munkelte auch, dass sie Lebensmittel transportierten, aber statt die Stadt zu versorgen, fuhren sie weiter oder wurden auf das Seitengleis der Teppichfabrik umgeleitet. Die Gerüchte verstärkten sich. Lenis Magen knurrte ständig, bei ihr zu Hause ging es nur noch um Mehl und Feuerholz – vor allem aber um den Mangel an den notwendigsten Dingen. Auguste konnte nicht einmal mehr Suppe kochen, weil das wenige Gemüse zu lange brauchte, um gar zu werden, und deshalb zu viel Feuerholz aufbrauchte. Hunger und Armut trieben auch die Anständigsten zur Verzweiflung. Wie tief sie gesunken waren, begriff Leni, als ihre Mutter zum ersten Mal Kartoffeln kochte, die einer der Brüder irgendwo gestohlen hatte.

Und sie tat es, ohne ein Wort des Tadels zu äussern. Von diesem Tag an lebten sie weitgehend von solchen gestohlenen Lebensmitteln.

Im September 1944 wurde die Westfront von den Alliierten überrannt, und im Oktober kamen die Russen. Die Meldungen der ausländischen Sender über den schnellen Vormarsch der Roten Armee verbreiteten Panik. Die Menschen in Katscher hätten es bei Weitem vorgezogen, von den Alliierten erobert zu werden, weil man von ihnen zwar kein Mitleid, aber doch ein gewisses Mass an Fairness erwartete. Die Russen würden keine Gnade walten lassen, zumal man inzwischen von den Gräueltaten deutscher Soldaten in besetzten russischen Dörfern gehört hatte.

Doch die ersten Zeichen des russischen Vormarsches waren ganz anders, als man erwartet hatte. Ohne Vorwarnung tauchten Kolonnen von abgezehrten Häftlingen aus den Lagern am Stadtrand auf: schmutzige Gerippe, in Lumpen gekleidet, taumelten durch die Strassen. Bewacht wurden sie von Ukrainern, die sie mit ihren Gewehrkolben schlugen oder zutraten, wenn jemand stürzte. Wer nicht mehr aufstehen konnte, wurde einfach liegengelassen – ein Haufen Lumpen, der nicht mehr an eine menschliche Gestalt erinnerte. Man munkelte, sobald die Häftlinge die Stadt durchquert hätten, würden sie erschossen und am Strassenrand liegengelassen. Die Bewohner von Katscher, die mit ihrem eigenen Überlebenskampf und mit ihrer Angst vor den herannahenden Russen beschäftigt waren, nahmen die Todesmärsche kaum wahr.

Als Weihnachten 1944 näher kam, war Auguste der Verzweiflung nahe. Sie hatte schon seit Monaten keine Nachricht mehr von

Paul Schatke bekommen. Leni, die inzwischen neunzehn Jahre alt war, arbeitete immer noch bei Bannert. Sie hatte aufgehört zu zählen, wie oft er sie in den vergangenen Jahren vergewaltigt hatte. Wenn er sie berührte, schloss sie die Augen und stellte sich vor, sie sei irgendwo weit weg. Er drohte ihr immer noch, wenn sie ihn verrate, würde er behaupten, sie habe Juden geholfen, ein Verbrechen, für das man in der Regel an die Wand gestellt wurde. Sie hörte seine Drohungen regungslos an. Wenn sie die Absicht gehabt hätte, ihn zu verraten, hätte sie es in den ersten Tagen und Wochen des Missbrauchs getan. Entweder war er zu dumm, um das zu verstehen, oder er genoss einfach nur das Machtgefühl, das ihm die Drohungen verschafften. Leni war müde, hatte ständig Hunger und wurde oft von Schwindelgefühlen geplagt, als ob sich ihr Kopf vom Körper löste. Das geschah vor allem dann, wenn der Schneider mit ihr fertig war und sie zu schnell vom Bett aufstehen musste. Andererseits spürte sie, dass der Hunger ihre Gefühle betäubte. Nur ihr Hass war immer noch so stark wie vorher. Sie wünschte Bannert einen grausamen Tod, nicht mehr und nicht weniger.

Ein paar Tage vor Weihnachten beschloss sie, Bannert um etwas Geld von ihrem Lohn-Sparbuch zu bitten, damit sie Sohni und Manni etwas kaufen konnte. Es faszinierte sie immer wieder, dass er ihr diese Bitten nie abschlug. Vermutlich war ihm klar, dass ihre Mutter anfangen würde, Fragen zu stellen, wenn er das tat.

Leni hatte beschlossen, sich in diesem Jahr auch selbst ein Weihnachtsgeschenk zu machen. Den Plan, mit dem Geld eine Hexe zu bezahlen, die Bannert verhexte, hatte sie aufgegeben. Sie würde

nach einer Möglichkeit suchen, die nach den Kriterien der braven Bürger von Katscher akzeptabler war. Und tatsächlich fand sie eine Frau, die man als «weisse Hexe» bezeichnete. Sie arbeitete als Hellseherin und Ratgeberin bei den verschiedensten Problemen. Den Besuch bei dieser Frau würde Leni sich selbst zu Weihnachten schenken – eine gute Investition ihres schwer verdienten Geldes. Sie fand das kleine, schäbige Haus ohne Schwierigkeiten, schaute sich um, dass ihr niemand folgte, und betrat den dämmerigen Flur. Ein seltsam exotischer Duft drang aus der Wohnung. Sie klopfte drei Mal, und eine heisere Stimme liess sie eintreten.

Die «weisse Hexe» sass da, in exotische Tücher gehüllt, und schaute in ihre Glaskugel, die auf dem Wohnzimmertisch stand. Die kleine Wohnung war vollgestopft mit allerlei okkultistischen Symbolen und Werkzeugen, einer Sammlung von Federn und vielen winzigen Fläschchen. Die Frau erzählte Leni, dass ihre Geschäfte in letzter Zeit gut gingen, weil so viele Leute wissen wollten, was mit ihren vermissten Lieben geschehen war. Und manche wollten auch von ihr erfahren, wann der Krieg denn nun endlich zu Ende sei.

Leni sagte ihr nicht, warum sie sie aufsuchte, nur, dass es jemanden gäbe, der aus ihrem Leben verschwinden sollte. Die Frau kniff die Augen zusammen und sah Leni ein paar Minuten lang an, stellte aber keine Fragen mehr. Dann sagte sie ihr einen Zauberspruch, den Leni aber niemandem verraten durfte. Leni versprach es – und sie hielt ihr Versprechen bis zu ihrem Lebensende.

Wenig später war sie wieder zu Hause. Mit dem übrigen Geld hatte sie ein Geschenk für ihre Brüder gekauft. Sie stellte einen kleinen Weihnachtsbaum in der Wohnküche auf, den sie mit selbst gemachten Sternen schmückte. Und während die beiden Jungen noch draussen waren, stellte sie einen schönen Holzschlitten unter den Baum. Sohni und Manni waren jetzt zehn und acht Jahre alt. Sie trauten ihren Augen kaum, als sie hereinkamen und das Geschenk entdeckten. Leni hatte sie noch nie so aufgeregt erlebt. Natürlich wurde in der Stadt gescherzt, man solle Holz nicht für Schlitten verwenden, sondern um noch mehr Särge zu schreinern. Aber Leni freute sich mit ihren kleinen Brüdern. Endlich war sie selbst auch einmal wieder glücklich.

Sie verbrachten den Heiligabend gemeinsam, schauten den Baum an, und Auguste hielt Lenis Hand, als wollte sie die frühere Nähe wiederherstellen. Sie hatten nicht viel zu essen und nur wenig Feuerholz, aber sie beteten gemeinsam, dass der Krieg bald enden möge. Leni beobachtete die kleinen Vögel auf dem Fensterbrett, die inzwischen auch schon ganz verhungert aussahen. Doch sie hatten immerhin ihre Freiheit – sie konnten einfach davonfliegen. Später schrieb sie ein paar Gedichtzeilen, die das Gefühl von geteilter Not einfingen.

Ich denk an ein Weihnachtsfest, gar nicht so fern.

Bittere Kälte, Schnee auf den Strassen.

Es war Krieg, und wir hatten kaum etwas zu essen.

Kein Holz für den Ofen, das uns gewärmt hätte.

Aber wir sassen beim Christbaum, Mutter hielt meine Hand.

Und wir hofften und beteten um den Frieden.

Wenige Tage später hatten sie endgültig kein Geld mehr. Es gab nichts mehr zu essen, selbst die gestohlenen Kartoffeln waren aufgebraucht. Auguste und Leni wussten, auf Bannerts Sparbuch für Leni musste noch etwas sein, obwohl sie das Geld für den Schlitten bekommen hatte. Aber Leni flehte ihre Mutter an, ihn nicht um einen weiteren Gefallen zu bitten – sie wusste ja, wie sie dafür bezahlen würde. Auguste wusste nicht mehr ein noch aus. Schliesslich gab sie ihren Stolz auf und suchte Hilfe bei der katholischen Gemeinde. Leni und die Jungen gingen mit ihr zur Kirche, die jetzt traurig und schmutzig aussah. Auch der Gemeindegarten war leer und ungepflegt. Wenn sie jemals Hilfe von Gott gebraucht hatten, dann jetzt. Doch die Nonnen mit den steinernen Gesichtern unter ihrem schwarzen Schleier schlugen ihnen die Tür vor der Nase zu. Leni spürte, wie ihr Glaube an Gott leise dahinschwand und endlich starb.

18

Als das Jahr 1945 anbrach, stand Deutschland kurz vor dem Kollaps. Fast über Nacht verschwanden die endlosen Schlangen von Lastwagen, auf denen jüdische Häftlinge in die oberschlesischen Fabriken gebracht worden waren, von den Strassen. Das galt auch für die Region um Katscher. Die Soldatentrupps, die jungen Frauen aufgelauert hatten und über die sich Bannert so aufgeregt hatte, waren ebenfalls nicht mehr zu sehen. Die Bewohner von Katscher vermuteten, dass die Wehrmacht geflohen war, und die Gerüchte versetzten nicht wenige Menschen in Panik.

Um den 20. Januar erfuhr Bannert, dass die Russen bei Posen die Grenze überschritten und nach Schlesien einmarschiert waren. Er versuchte eilig, seine Familie zu seinem Bruder ins bayerische Passau zu bringen. Bannerts Bruder lebte dort mit seiner Frau und zwei Söhnen und war den Menschen in Katscher aus Bannerts Erzählungen gut bekannt. Bannert hatte nämlich immer damit geprahlt, dass sein Bruder eine Metallplatte im Kopf hatte, weil er sich bei den schrecklichen Ausschreitungen der «Kristallnacht» so hervorgetan hatte. Und er verbreitete sich gern über die Tugenden seines Bruders, der, wie er behauptete, ein ganz herausragendes Mitglied der Partei war.

Wenn Leni gedacht hatte, Bannerts Abreise würde das Ende ihrer Hölle bedeuten, wurde sie bald eines Besseren belehrt. Bannert löste das Sparbuch auf, das er zu Beginn ihrer Lehrzeit angelegt hatte, und gab das Geld Auguste.

Dann gab er ihr die Adresse seines Bruders in Passau und forderte sie auf, so schnell wie möglich mit ihren Kindern nachzukommen. Doch das Reisen war schwierig geworden, nachdem jetzt viele Leute beschlossen hatten, vor den Russen zu fliehen. Die Züge fuhr unregelmässig, wenn überhaupt, Fahrkarten waren schwer zu bekommen und teuer, und Benzin gab es überhaupt nicht mehr, nicht einmal auf dem sonst so gut bestückten Schwarzmarkt. Selbst für wohlhabende Leute war es nicht einfach, Katscher zu verlassen.

Wieder einmal hatte Bannert Leni in eine unselige Lage gebracht. Auguste fand sein Angebot ungeheuer grosszügig, möglicherweise sogar lebensrettend. Sie wurde auch heftig dafür beneidet und fragte sich selbst, warum er sich so verhielt. Leni jedoch wusste ganz genau, was der Schneider im Schilde führte. Ihre Mutter tadelte sie wieder einmal wegen ihrer Undankbarkeit, und wieder zerfleischte sich Leni innerlich, weil sie ihrer Mutter nicht sagen konnte, in welche Art von Sklaverei Bannert sie in den letzten Jahren gezwungen hatte. Ihr war klar, dass er seine Machtposition nicht aufgeben wollte und dass er genau deshalb so freundlich und grosszügig tat, vor allem ihrer Mutter gegenüber.

Leni knirschte mit den Zähnen. Sie war entschlossen, dafür zu sorgen, dass sie Bannert nie wiedersah. Es kam überhaupt nicht in Frage, dass ihre Mutter die Sachen packte und diesem Ungeheuer folgte, das sie seit fünf Jahren quälte, ihr die Unschuld geraubt hatte und das ganze Glück ihrer Jugend auf dem Gewissen hatte. Die Freiheit war in greifbare Nähe gerückt, und sie war bis ins Letzte entschlossen, endlich ihr Recht in Anspruch zu nehmen.

Ihre Unschuld und Lebensfreude konnte ihr niemand zurückgeben, aber die Freiheit, die konnte sie fast schon auf der Zunge schmecken. Es fühlte sich fast an wie Glück, wie ein Lachen – ungewohnte Gefühle waren das. Gleichzeitig brodelte ihr Zorn dicht unter der Oberfläche, und sie spürte weissglühende Wut über all die Jahre, die er ihr gestohlen hatte. So froh sie über die neu gewonnene Freiheit war, sie hasste Bannert immer noch mit einer Leidenschaft, die sie wohl nie loswerden würde. Und sie liess den Hass schwelen, während sie ihre Freude genoss. Sie fing an, laut zu lachen, seit Jahren zum ersten Mal, und es klang ganz fremd in ihren Ohren. Sie lachte noch einmal und freute sich an der Leichtigkeit in ihrer Seele. Endlich fiel die Last der vielen Jahre des Missbrauchs von ihr ab. Sie war frei. Mit leisem Schrecken dachte sie an die «weisse Hexe», die ihr den Zauberspruch gesagt hatte – offenbar hatte er gewirkt. Seltsam, dass die uralten Bräuche noch intakt waren, trotz all der Fortschritte der Moderne. Kein Wunder, dass die Bewohner von Katscher solche Frauen hoch in Ehren hielten.

Am 25. Januar, fünf Tage nach der Abreise von Bannert und seiner Familie – auch viele andere führende Nazis waren aus Katscher geflohen –, hörten sie, dass die Russen bald da sein würden. Man sagte ihnen, sie sollten die Stadt verlassen, sonst würden sie der Roten Armee in die Hände fallen. Panik und Verwirrung setzten ein. Auguste und Leni waren nicht bereit, ihr Leben und das der Jungen aufs Spiel zu setzen, indem sie blieben. Und so beschlossen sie, ebenfalls wegzugehen. Es war eine schwierige Entscheidung, da sie immer noch nichts von Paul Schatke gehört hatten und keine Ah-

nung hatten, wie er sie finden sollte, falls er von der Front nach Katscher kam. Wo auch immer sich diese Front jetzt, nach dem Rückzug der Wehrmacht, befinden mochte. Die Bewohner der Stadt hatten nur vierundzwanzig Stunden Zeit, um sich auf die Evakuierung vorzubereiten. Auguste und Leni packten so viel wie möglich auf den Schlitten der Jungen, zogen Sohni und Manni so viele Kleiderschichten an, wie sie konnten, und begaben sich in die angegebene Zone der Stadt, die man in einen provisorischen Transportbahnhof verwandelt hatte. Hunderte von Menschen wimmelten dort durcheinander und warteten auf Fahrzeuge. Auguste und Leni warteten abwechselnd, hörten willkürliche und widersprüchliche Mitteilungen und beobachteten die dünne Schicht von Organisation, die das offene Chaos nur mit Mühe verhindern konnte. Endlich tauchte eine Schlange offener Armee-Lastwagen auf, und sie konnten aufsteigen. Leni bemerkte relativ frische Blutflecken und Reste von Exkrementen in dem Wagen und versuchte, sich nicht anzulehnen. Aber sie wurde so sehr geschoben und gedrückt, weil so viele Menschen mitfahren wollten, dass sie bald direkt an den schrecklichen Flecken lehnte. Sie fragte sich, ob das alles Vorzeichen dessen waren, was sie auf ihrer Reise erwartete. Vielleicht würde sie auch etwas hinterlassen, was die nächsten unglücklichen Reisenden auf der Flucht vor der Roten Armee vorfinden würden.

Die Lastwagen brachten die Stadtbewohner in schlingender Fahrt zum Bahnhof. Leni spürte, wie ihr ganzes bisheriges Leben vor ihrem inneren Auge vorbeizog. Sie fürchtete sich vor der unsicheren Zukunft, die ihr und ihrer Familie nun bevorstand, so froh

sie auch war, Katscher und all das Elend, das damit verbunden war, hinter sich zu lassen. Das Trauma ihrer Kindheit, die Strafen ihres Grossvaters und die Gemeinheiten ihrer Verwandten und Schulkameraden. Den schrecklichen Missbrauch durch den Schneider, einen Mann, der in der ganzen Stadt hohes Ansehen genoss. Sie bedauerte lediglich den Verlust des kleinen goldenen Anhängers mit dem Bild ihres Vaters Andreas Bialon. Die Bruchstücke des Anhängers und die Reste des Fotos, das ihr so viel bedeutet hatte, blieben in Katscher – ein Grund mehr, die Stadt zu hassen.

Auf dem Bahnhof warteten die Menschen auf weitere Informationen. Doch sie erfuhren nur, dass sie irgendwo nach Westdeutschland gebracht werden sollten, ausserhalb der Reichweite der Russen. Damit gaben sie sich zufrieden, und warteten in kleinen Familiengruppen stoisch darauf, dass es weiterginge. Einige Stunden später hiess es, sie führen nicht nach Westdeutschland sondern nach Osten, ins Sudetenland. Das löste eine neue Panik aus. Viele Leute fragten die Beamten, warum sie jetzt den Russen entgegenfahren sollten. Aber man sagte ihnen nur, sie sollten Ruhe bewahren, im Sudetenland würden sie nur ein paar Wochen bleiben und dann nach Westdeutschland Weiterreisen. Dort würde man ihnen Wohnungen in sicherer Umgebung zuweisen. Die Pläne klangen unsicher und änderten sich ständig, aber dieses bisschen Sicherheit beruhigte die Leute wieder. In jedem Fall sollten sie sich darauf verlassen – so die Beamten –, dass der Führer sich um sie kümmern würde. Doch dieses Versprechen traf nicht mehr auf den Beifall, den es früher ausgelöst hätte. Stattdessen starteten die Menschen

stumpf vor sich hin und murmelten ihre Kommentare. Warum konnte der Führer die russische Invasion denn nicht aufhalten und den Krieg beenden? Offenbar stand die Regierung kurz vor dem Zusammenbruch, wenn sie nicht schon längst zusammengebrochen war. Ihnen stand Schreckliches bevor, das wurde von Minute zu Minute deutlicher.

Und während das Ende des Nazi-Regimes allen deutlich vor Augen stand, wurde auch die Last der Unterdrückung leichter. Wer heimlich ein Radio besessen hatte, holte es jetzt raus und hörte offen BBC, um den Nachbarn sagen zu können, wie die Lage des Krieges wirklich war. In der Gruppe, zu der Auguste, Leni und die Jungen gehörten, besass ein Mann ein kleines, abgestossenes Gerät und berichtete von der Front, wann immer er ausländische Sender hören konnte. Und was er zu berichten hatte, klang schlimm. Grosse Teil des deutschen Eisenbahnnetzes waren zerbombt, das gesamte Transportwesen befand sich im Chaos. Niemand wusste, wohin mit all den Menschen, die vor den russischen Truppen auf der Flucht waren. Die Bewohner von Katscher begriffen allmählich, dass sie nirgendwohin konnten.

Der Bahnhof glich inzwischen einem Lager, in dem sich kleine Gruppen an ihren spärlichen Besitz klammerten, als müssten sie alles vor den gierigen Augen der Nachbarn bewahren. Dann kam die Nachricht, dass sie ihre Habseligkeiten zurücklassen müssten, wenn sie in den Zug stiegen. Sie durften nur die Kleidung mitnehmen, die sie am Leib trugen, dazu Lebensmittel für drei Wochen und alles, was sie in den Händen tragen konnten, jedoch nicht mehr als 15 Ki-

lo pro Person. Der Schock darüber brachte alle zum Schweigen. Die meisten hatten einen Karren oder Schlitten mit ihren wertvollsten Sachen bepackt, darunter Fotos und andere Erinnerungsstücke, Kochutensilien, Bettzeug und Kleidung. Das alles wog natürlich viel mehr als 15 Kilo. Das Murren erhob sich wieder, es wurde geweint und protestiert, und einige überlegten sogar, zurückzukehren und darauf zu hoffen, dass sie wieder in ihren Häusern leben könnten, sobald die Russen durch die Stadt gezogen waren und geplündert hatten.

Leni und Auguste waren ebenso entsetzt wie die anderen Stadtbewohner. Sie wussten, ihnen blieb nichts anderes übrig, als möglichst viel zu tragen, weil sie wahrscheinlich einige Zeit in Lagern leben müssten, während sich das Schicksal ihres Landes entschied. Also zogen sie den Jungen noch mehr Lagen Kleidung an, bis die beiden aussahen wie schief aufgeblasene Wasserbälle. Die Jungen klagten, ihnen sei furchtbar heiss, trotz der Winterkälte. Auch Auguste und Leni zogen sich so viel Kleidung an wie möglich. Fünf Garnituren Unterwäsche, mehrere Paar Socken übereinander, drei Kleider, einen Pullover oder eine Jacke und schliesslich Mantel und Mütze. Dann packten sie ihre Lebensmittel und den Kochtopf um, sodass nur noch ein paar Dinge übrig blieben. Zum ersten Mal in ihrem Leben war Leni froh, dass ihre Familie so arm war. Wohlhabendere Stadtbewohner versuchten verzweifelt, ein paar Familienerbstücke zu retten, Gegenstände von grosser Schönheit und hohem Wert, aber kaum nützlich, wenn es ums Überleben ging. Für einige der besser gekleideten älteren Frauen war es besonders hart, sich von ihren Schätzen zu trennen. Sie schluchzten laut, als ihre Män-

ner und Söhne ihnen sanft die mit Perlmutter verzierten Bürsten und glitzernden Handspiegel abnahmen. Besteck und Kochtöpfe waren jetzt wichtiger.

Leni betrachtete ihre wenigen Habseligkeiten voller Dankbarkeit. Ihr waren solche schweren Entscheidungen erspart geblieben. Sie hatte nur ein paar Fotos, die in einer Schachtel lagen, und Auguste nahm ihr geliebtes Bild vom Letzten Abendmahl mit. Beide hatten eine Handtasche mit Toilettengegenständen, persönlichen Dokumenten und dem Geld, das Bannert von Lenis Sparbuch abgehoben hatte. Die wenigen Dinge, die sie zurücklassen mussten, blieben auf einem Haufen am Bahnsteig liegen. Und damit waren sie bereit zum Einsteigen. Als sie sich in die Schlange stellten, folgten Sohni und Manni ihnen mit ihrem geliebten Schlitten im Schlepptau. Ein Beamter überprüfte das Gewicht des Gepäcks, bevor man einsteigen durfte. Wenn es mehr als 15 Kilo waren, musste man noch etwas zurücklassen. Augustes Bild wurde zurückgewiesen, weil es zu gross und sperrig war. Sie wechselte einen verzweifelten Blick mit Leni, hielt aber die Tränen zurück. Lenis Schachtel mit den Fotos war zu schwer in Kombination mit den anderen Habseligkeiten. Der Beamte befahl ihr, sich zu beeilen, da der Zug sonst ohne sie abfahren würde. Hektisch zog sie ein paar Fotos aus der Schachtel, aber sie war immer noch zu schwer, und der Beamte riet ihr, sie dazulassen. Streiten hatte keinen Sinn, inzwischen hatte er die Jungen entdeckt und erklärte ihnen, ihr kostbarer Schlitten müsse dableiben. Die beiden klagten laut, weinten und protestierten. Auguste flehte den Beamten an, ihnen den Schlitten zu lassen, den sie gerade erst

zu Weihnachten bekommen hatten, aber es nützte alles nichts. Eine Stimme aus dem Lautsprecher forderte sie zum Einsteigen auf. Die Leute rannten zu den Türen. Schnell blätterte Leni ihre Fotos durch und nahm diejenigen, die ihr am wichtigsten waren. Den Rest liess sie mit dem Schlitten auf dem Müllhaufen liegen, zusammen mit den Resten so vieler zerstörter Leben. Einsam lagen die Sachen auf dem kahlen Bahnsteig.

Lenis kleine Brüder waren am Boden zerstört, weil sie ihren Schlitten hatten zurücklassen müssen. Schluchzend und heulend sahen sie zu, wie ihr Besitz sich mehr und mehr entfernte. Der Zug wurde schneller. Leni spürte, wie ihr die Tränen kamen. Die Trauer der Jungen zerrte auch an ihrem Herzen, und sie gab sich alle Mühe, die beiden zu trösten. Kurz bevor der Bahnsteig nicht mehr zu sehen war, entdeckte sie ein paar Flüchtlinge, die den Zug verpasst hatten. Ein paar kleine Kinder unter ihnen hatten den Schlitten gefunden und nahmen ihn mit. Alles dahin. Sie konnte nur hoffen, dass ihre Brüder es nicht gesehen hatten. Sie wusste, wie es war, in Armut aufzuwachsen und ein besonders kostbares Geschenk zu verlieren. Unbewusst berührte sie die leere Stelle an ihrem Hals, wo einmal der goldene Anhänger gewesen war.

Die Reise, die schon so schlecht begonnen hatte, wurde immer schlimmer. Sie fuhren nicht ins Sudetenland, sondern der Zug wurde umgeleitet und nach Prag geschickt. Hier bekamen die Flüchtlinge etwas zu essen und wurden in zwei Gruppen aufgeteilt. Die erste Gruppe wurde sofort in einen neuen Zug gesetzt und nach Deutschland gefahren. Die zweite Gruppe, zu der auch Auguste,

Leni und die Jungen gehörten, blieb in Prag, bis wieder Transportmittel zur Verfügung standen. Der alte Mann mit dem Radio gehörte ebenfalls zu dieser Gruppe und hielt alle auf dem Laufenden. Irgendwann wurden sie auf einen Lastwagen verfrachtet und in ein kleines Dorf vor den Toren der Stadt gefahren. Der Fahrer sagte ihnen, in dem Dorf würden vierhundert Menschen leben. Leni hoffte, es gäbe genug zu essen für die vielen Flüchtlinge, denn ihre Vorräte würden nicht weit reichen. Man setzte sie bei der Turnhalle der Dorfschule ab, wo sie bis auf Weiteres hausen sollten. Man hatte Stroh auf dem Boden verteilt, auf dem sie schlafen konnten, ansonsten war die Halle leer: eine einzige zugige Fläche ohne Heizung.

Inzwischen waren sie alle vollkommen erschöpft und demoralisiert. Babys schrien, ältere Frauen weinten. Nur noch schlafen! Sie versuchten, sich mit dem Stroh Betten zu bauen und die Bodenkälte auszuschliessen, aber mit dem bisschen Stroh war da nicht viel zu machen. Die wenigen Decken wurden an die alten Leute und an Mütter mit Babys verteilt, alle anderen mussten sich mit ihren Mänteln zudecken. Wie so viele in der Gruppe tat Leni kein Auge zu, trotz ihrer Erschöpfung. Die Kälte und ihr eigenes heftiges Zittern verhinderten, dass sie einschlief. So lag sie einfach nur im Dunkeln, wartete darauf, dass der neue Tag anbrach, und hoffte, es würde bald einen Zug geben, der sie nach Deutschland brachte.

Die Flüchtlinge wurden von sogenannten «Volksdeutschen» betreut, bis es weiterging. Diese Leute, Nachfahren deutscher Siedler in Osteuropa, hatten das Nazi-Regime unterstützt, weil sie hofften, zurückkehren zu dürfen. Der Wärter in dieser Schule war ein dicker

Mann mit der graugrünen Uniform der Wehrmacht und polierten schwarzen Stiefeln. Doch wie die meisten «Volksdeutschen» war auch er nach fünf Jahren Krieg und endlos vielen nicht gehaltenen Versprechen der deutschen Regierung ohne Illusionen, was den Ausgang des Krieges anging. Leni merkte schnell, dass er sich mit den tschechischen Bauern im Dorf angefreundet hatte und sich mehr um sie kümmerte als um seine Schutzbefohlenen in der Turnhalle. Oft brachte er den Dorfbewohnern Essen, das eigentlich den Flüchtlingen zugedacht war, wahrscheinlich gegen Geld. Die unglücklichen Flüchtlinge mussten für die eine Mahlzeit am Tag in langen Schlangen anstehen, und was sie bekamen, waren die immer gleichen zerkochten Kartoffeln, die schmeckten wie Pappe. Wenn es keine Kartoffeln mehr gab, weil der Wärter sie an die Bauern zurückverkauft hatte, gab es nur eine Schale dicke Kartoffelbrühe aus einem alten Kupferkessel und dazu ein Stück Brot. An guten Tagen gab es auch noch einen Löffel Marmelade fürs Frühstück am nächsten Morgen – wenn das Brot so weit reichte. Die Ernährung war katastrophal, und bald wurden die ersten Flüchtlinge krank. Erste Pläne für heimliche Expeditionen zur nahegelegenen Grenze machten die Runde. Vielleicht konnte man dort etwas zu essen finden. Der Mann mit dem Radio erzählte Leni, er hätte gehört, im Sudetenland gäbe es jede Menge Brot, und sie könnte ungehindert die Grenze überqueren, wenn sie über die Felder lief statt auf den Strassen. Leni war wild entschlossen, das zu versuchen.

Am nächsten Tag tat sie sich mit zwei anderen zusammen, und sie machten sich auf den Weg zur Grenze, um Brot zu holen. Augu-

ste fürchtete sich und machte sich Sorgen, Leni könnte von den Grenzwachern gefangen genommen werden, aber Leni war fest entschlossen. Früh am nächsten Morgen zog die kleine Gruppe los über die schneebedeckten Felder. Ihre Stiefel sanken bis zu 30 Zentimeter tief ein. Sie stolperten noch ein Stück, bis sie an den kleinen Grenzfluss zwischen der Tschechoslowakei und dem Sudetenland kamen. Wie man ihnen vorausgesagt hatte, gab es dort keine Grenzwachern, sie konnten einfach weitergehen. Bald entdeckten sie ein kleines Dorf, wo offenbar der Schwarzmarkt blühte. Überall wurden Lebensmittel verkauft, es gab Eier und Brot, allerdings zu drastisch überhöhten Preisen. Leni liess sich auf Verhandlungen mit den Verkäufern ein, die eine Mischung aus Tschechisch und Deutsch sprachen, und als sie ihre Einkäufe beendet hatte, waren ihre Begleiter nicht mehr zu sehen. Sie sah die fremden Strassen, die alle auf schneebedeckte Felder zu führen schienen, und hatte keine Ahnung mehr, wie sie zurückkommen sollte. Die Strassenschilder waren alle in tschechischer Sprache. Und niemand schien bereit, ihr zu helfen.

Sie lief durch ein paar Strassen in der Hoffnung, eine zu finden, die sie zurück zur Grenze brachte. Als sie endlich einen Weg gefunden hatte, der ihr richtig erschien, schneite es so heftig, dass sie weder ihre eigenen Fussspuren noch sonstige Hinweise finden konnte. Sie betrachtete die riesige weisse Fläche, die vor ihr lag und in alle Richtungen gleich aussah. Wohin sollte sie gehen? Ausserdem patrouillierten dort jetzt Grenzpolizisten, die offenbar Befehl hatten, die Deutschen am Grenzübertritt zu hindern.

Sie konnte nichts anderes tun, als auf den Einbruch der Nacht warten und hoffen, dass sie dann ungesehen über die Grenze kam. Also suchte sie sich eine stille Ecke, drückte sich hinein und wartete. Stunden vergingen, es wurde dunkel, aber die Grenzposten blieben, und Leni wusste, man würde sie mit Sicherheit verhaften, wenn sie versuchte, den Weg zur Grenze zu finden. In ihrer wachsenden Verzweiflung überlegte sie, einfach loszurennen. Aber sie wusste, die Grenzer waren bewaffnet und würden nicht zögern, auf sie zu schießen.

Wild und fieberhaft schossen ihr verzweifelte Gedanken durch den Kopf, als sie plötzlich Marschritte aus einer nahen Strasse hörte. Neugierig schaute sie nach, was passierte. Die marschierenden Soldaten hatten die einzige Strassenlaterne erreicht – und zu ihrem Entzücken handelte es sich um Deutsche. Das konnte ihre Rettung sein. Die tschechischen Grenzer würden eine Gruppe deutscher Soldaten nicht daran hindern, die Grenze zu überschreiten. Und es gab immerhin eine kleine Chance, dass die Soldaten ihr helfen würden, zurück zu ihrer Familie zu gelangen. Ohne lange über das Risiko nachzudenken, lief sie los und hielt ihre unwissenden Retter auf. Neugierig geworden, begrüßten sie Leni mitleidig und hörten ihr zu, als sie ihre Situation erklärte und sie bat, sie zwischen sich zu verstecken und mit über die Grenze zu nehmen, damit sie sicher zu ihrer Familie kam. Und zu ihrer Überraschung stimmten die Soldaten zu. Sie schlossen sich eng um sie, als sie die Strasse hinunter und über die Grenze gingen. Mit angehaltenem Atem ging sie an den tschechischen Grenzposten vorbei, die voll und ganz damit beschäftigt schienen, ein bisschen mit den Soldaten zu plau-

dern. Dann waren sie auch schon drüben, und sie lief erleichtert weiter, nicht ohne den Soldaten zu danken, die ihr Glück wünschten und weitermarschierten in eine ungewisse Zukunft.

Auguste war ausser sich, als Leni auftauchte. Sie hatte schon nicht mehr zu hoffen gewagt, dass sie ihre Tochter wiedersehen würde. Jetzt war sie sehr erleichtert und drückte Leni fest an sich, bevor sie sie unter Tränen wieder losliess. Die alte Verbindung zwischen ihnen, die durch Schneidermeister Bannert so sehr beschädigt worden war, wurde wieder fester. Die Jungen sprangen begeistert um sie herum, zumal ihre Schwester etwas zu essen mitgebracht hatte. Der alte Mann mit dem Radio schüttelte nur ungläubig den Kopf. Später sagte er zu Leni, er sei sicher gewesen, dass er sie nie wiedersehen würde.

Fast zwei Wochen später gab es immer noch keine Nachricht, wann die Flüchtlinge weiter nach Westen gebracht würden. Das Radio stellte ihre einzige Verbindung zur Aussenwelt dar, und die Nachrichten waren ausnahmslos schlecht. Die Flüchtlinge aus Katscher wussten, dass die Niederlage nur noch eine Frage der Zeit war. Und niemand wagte zu fragen, was dann aus ihnen würde. Man hörte überall, dass die führenden Nazis scharenweise Richtung Westen flohen. Leni dachte kurz darüber nach, was wohl aus ihren Tanten, Onkeln und anderen Verwandten geworden war. Wo waren wohl Ernst, Karl, Magda und die anderen? Selbst wenn Cousin Robert, der zur Leibstandarte Adolf Hitler gehörte, noch am Leben war, würde sie ihn wohl nie wiedersehen. Und sie spürte, dass sie das eigentlich auch nicht besonders kümmerte.

19

Ende der zweiten Woche ihres Aufenthalts in der Turnhalle hatte Leni bereits mehrere erfolgreiche Einkaufstouren über die Grenze gemacht. Das Risiko war gross, aber sie wollten ja schliesslich nicht verhungern, sagte sie zu ihrer Mutter. Als sie wieder einmal einen solchen Ausflug plante, gab es einen Aufruhr draussen. Ein tschechischer Bauer berichtete wütend, ein deutscher Junge habe einem der Dorfkinder Brot gestohlen. Der Wärter liess alle Flüchtlingsjungen im Alter zwischen fünf und vierzehn Jahren antreten. Dann befragte er einen nach dem anderen und marschierte an der Reihe entlang wie ein SS-Offizier. Sohni musste auch hin. Leni blieb hinter ihm stehen, um die Sache zu beobachten, weil sie dem Wärter nicht traute. Kurz bevor der Mann bei ihnen war, drehte sich ihr abgemagerter kleiner Bruder zu ihr um und flüsterte: «Ich hab so Hunger!» Leni wusste, er hatte an diesem Tag nicht mal gefrühstückt. Er sah aus, als würde er gleich Umfallen. Also gab sie ihm ein kleines Stück Brot, das sie auf dem Schwarzmarkt gekauft hatte, in die zitternde Hand. In diesem Moment blieb der Wärter stehen, zeigte auf Sohni und rief laut: «Da ist der Dieb! Er hat das Brot ja noch in der Hand!» Froh, einen Sündenbock gefunden zu haben, zerrte er den verängstigten Sohni aus der Reihe und schlug ihm ins Gesicht. Der Junge taumelte und sah ihn entsetzt an.

Leni reagierte sofort und trat wütend auf den Wärter zu. Zum ersten Mal in ihrem Leben liess sie ihren Gefühlen freien Lauf. In

den letzten neunzehn Jahren hatte sich in ihr eine ungeheure Wut aufgestaut, die jetzt zum Ausbruch kam. Sie schrie den Wärter an, nannte ihn einen Feigling und ein Schwein, das Kinder belästigte, deren Väter an der Front kämpften und vielleicht nie mehr zurückkamen. Er vergriff sich an Menschen, die alles verloren hatten und litten, während er sich hinter dem Rücken ihrer Väter versteckte und sich an dem Essen fett frass, mit dem eigentlich diese Jungen ernährt werden sollten. Stattdessen liess er sie hungern. Am Ende spuckte sie ihm auf die Schuhe, nahm ihren kleinen Bruder und ging mit ihm zurück in die Turnhalle. Der Wärter und die anderen Flüchtlinge sahen ihr in verblüfftem Schweigen nach. Der Ausbruch hatte ihr gutgetan, endlich hatte sie Mut gefunden.

Der alte Mann mit dem Radio war Zeuge des Vorfalls gewesen. Später an diesem Tag hörte er ein Gespräch zwischen dem Wärter und einem anderen Offiziellen, die darüber nachdachten, Leni zur Strafe in ein Lager zu schicken. Er berichtete Leni davon und drängte sie zur Flucht – und zwar so schnell wie möglich. Die ganze Gruppe sollte demnächst nach Dresden weitergeschickt werden. Wenn es dumm lief, würde Leni von ihrer Familie getrennt und ins Lager kommen.

Leni war entsetzt, dass man sie so hart bestrafen wollte, nur weil sie ihren kleinen Bruder verteidigt hatte. Gleichzeitig hatte sie Angst, ihre Mutter und die beiden Kleinen allein zu lassen. Der alte Mann fragte sie, warum sie ein solches Risiko eingegangen war – verstand sie denn nicht, dass diese Wärter rachsüchtige Schurken waren, die Freude daran hatten, sie in ein Lager zu schicken? Leni

nickte nur. Sie hatte gewusst, dass der Wärter übel reagieren würde, wenn auch nicht so sehr. Sie sah dem alten Mann in die Augen und erwiderte: «Ich habe doch nichts, wofür es sich zu leben lohnt. Keine schönen Erinnerungen und keine Zukunft. Wie oft habe ich mir gewünscht, tot zu sein und nicht mehr leiden zu müssen. Wie oft habe ich mir gewünscht, meine Mutter hätte mich als Baby in den Fluss geworfen, um mir dieses Leben zu ersparen. Ich habe nichts mehr zu verlieren, man hat mir doch alles genommen: meine Kindheit, meine Unschuld, meinen wenigen Besitz, mein Zuhause ...»

Ganz ehrlich war sie dabei natürlich nicht, weder sich selbst noch dem alten Mann gegenüber. Es gab durchaus etwas, wofür es sich zu leben lohnte: ihre Familie. Nach wie vor glaubte sie fest daran, dass sie Verantwortung für ihre Mutter und ihre Brüder trug. Und so suchte sie eher um ihrer Familie willen nach einem Ausweg. Sie hatte eine Genehmigung beantragt, sich in der Gegend frei bewegen zu dürfen, solange sie die Grenze nicht überschritt. Was sie natürlich trotzdem tat, sie brauchten ja Lebensmittel, und der Hunger war grösser als ihre natürliche Vorsicht. Inzwischen kannte sie den Bahnhof und seine Umgebung und hatte Teile des Fahrplans auswendig gelernt. Und sie war überzeugt, dass ihr dieses Wissen eines Tages nützlich sein würde. Sie wusste genau, wann die Züge nach Deutschland fuhren, und darauf baute sie einen Fluchtplan auf – einen echten Fluchtplan, keine Fantastereien wie zu der Zeit, als sie im Schrank eingesperrt gewesen war oder wenn sie von Bannert belästigt worden war. Während sie darüber nachdachte, benahm sie

sich mustergültig, war höflich zu dem Wärter und insgesamt fröhlich und vergnügt. Der Wärter beobachtete sie ganz genau, und sie beobachtete ihn.

Später an diesem Tag hörten sie, dass sie in zwei Tagen nach Dresden fahren würden. Leni wusste, sie durfte keine Zeit mehr verlieren, wenn sie ihren Fluchtplan in die Tat umsetzen wollte. Jeden Moment konnte der Wärter sie von ihrer Familie trennen und wegschicken. Sie musste noch heute Nacht gehen, um auf diese Weise ein paar Extratage zu gewinnen, falls ihr Plan nicht funktionierte. Sie plante ganz genau, denn sie wollte Auguste und die Jungen mitnehmen. Dazu musste alles ganz geheim bleiben – sie weihte nur Auguste und den alten Mann ein. Auguste hatte grosse Angst, wollte aber Leni auf keinen Fall verlieren und stimmte sofort zu, trotz der Risiken. Leni hatte ihre Möglichkeiten genau studiert. Der Haupteingang der Turnhalle wurde jeden Abend abgeschlossen, damit niemand hinauskonnte, aber eine Seitentür blieb unverschlossen. Nur leider schlief der Wärter gleich neben dieser Tür. Leni beobachtete den dicken Volksdeutschen. Sie vermutete, dass er ruhig schlafen würde, den Bauch voller Essen und den Körper in warme Decken gehüllt. Eine bequeme Matratze hatte er auch. Sie war sicher, dass sie an ihm vorbeikommen würden, wenn sie auf Zehenspitzen gingen. Dann konnten sie das Dorf verlassen und noch im Dunkeln zum Bahnhof laufen. Es war einen Versuch wert. Sie und Auguste bereiteten die Jungen auf ein grosses Abenteuer vor: Wenn es so weit wäre, müssten sie ganz still sein und sich leise bewegen, bis man ihnen sagte, dass sie wieder reden durften.

Die beiden Frauen blieben wach, die Nerven angespannt, und gingen jede Bewegung im Geiste durch, sodass sie auf jede Eventualität vorbereitet waren. Sie warteten bis nachts um vier, wenn es am dunkelsten war und alle fest schliefen. Und sie hatten Glück. Der Mond hatte sich hinter den Wolken versteckt, und es war wirklich stockfinster. Sie weckten die beiden Jungen, die brav waren und sich wirklich ganz schnell und leise bewegten. Um kein weiteres Risiko einzugehen, nahmen sie nur ihre Taschen mit, in die sie das Allernötigste gepackt hatten. Den Rest ihrer Habe liessen sie liegen.

Wie Leni gehofft hatte, schlief der Wärter fest und schnarchte leise vor sich hin. Sie schoben die Jungen schnell an ihm vorbei. Ihre Herzen klopften laut. Gerade als sie zur Tür kamen und schon fast in den Schatten verschwunden waren, bewegte sich der Wärter. Sie erstarrten kurz, aber er drehte sich nur auf die andere Seite. Leni atmete leise auf; dann bewegten sie sich weiter auf die Tür zu, die sie in die Freiheit entlassen würde. Die schlaftrunkenen Jungen bewegten sich nur mechanisch. Leni fürchtete, sie würden vergessen, was sie ihnen gesagt hatte, und würden anfangen zu reden. Doch sie schienen genau zu begreifen, wie ernst die Lage war, und bewegten sich stumm neben ihrer Mutter und Schwester. Auguste glitt als erste durch die kleine Tür ins Dunkel hinaus. Leni schob die Jungen hinterher und warf dann noch einen schnellen Blick zurück. Der Wärter schlief immer noch. Der alte Mann mit dem Radio hatte sie beobachtet. Er nickte ihr lächelnd zu. Sie lächelte zurück und verschwand dann durch die Tür.

Sobald sie sich ein Stück von dem Gebäude entfernt hatten, liefen sie eilig durch die dunklen Strassen, wobei sie darauf achteten, in den Schatten zu bleiben. Der Schnee lag immer noch hoch, es war ein harter Winter. Das Gehen war schwierig, aber Leni war überrascht, wie schnell sie vorankamen. Die Luft war eiskalt – schon jetzt bereuten sie, dass sie einen Grossteil ihrer wärmeren Kleidung zurückgelassen hatten, um keinen Verdacht zu erregen und sich schneller bewegen zu können. Zum Glück hielten sie sich durch die Bewegung einigermaßen warm. Bis zum Bahnhof mussten sie eine halbe Stunde laufen, und zwar schnell, wenn sie den Frühzug noch erwischen wollten. Ausserdem konnten sie nicht wissen, wann man anfangen würde, nach ihnen zu suchen.

Bisher war Lenis Timing perfekt gewesen. Als sie beim Bahnhof ankamen, war es noch dunkel. Sie setzten sich in eine unverdächtige Ecke, und die Jungen schliefen sofort wieder ein, während Leni und Auguste auf den Zug warteten. Ihre kleinen Gesichter waren ganz blau gefroren. Leni wusste, der erste Zug würde um fünf Uhr ankommen. Sie schaute nervös auf die Bahnhofsuhr, deren Zeiger anzeigten, dass es bald so weit sein würde. Doch so sehr sie ihre Ohren anstrengte, um das ferne Geräusch von Eisenbahnradern auf den Gleisen zu hören, sie nahm nur ihren eigenen Herzschlag wahr. Sie hatte keine Ahnung, ob überhaupt noch Züge fuhren, zumal nach der Nachricht des alten Mannes, dass ein Grossteil des Schienennetzes zerbombt worden war. Immer wieder spähte sie ins Dunkel und suchte nach Lichtern in der Ferne. Nichts. Um fünf nach fünf stand sie auf, fing an, nervös herumzulaufen, und wechselte hektische Bli-

cke mit Auguste. Die Jungen wachten auf und klagten über die Kälte. Leni bemühte sich gemeinsam mit Auguste, die beiden zu beruhigen. Sie waren so tapfer gewesen, ob sie wohl noch ein bisschen länger aushalten könnten? Als sie wieder aufblickte, sah sie etwas, was eine riesige Erleichterung in ihr auslöste: In der Ferne blinkten Lichter. Im selben Moment hörte sie auch schon das Rattern der Wagen. Der Zug fuhr relativ leise in den Bahnhof ein, als hätte er keine Lokomotive. Was für ein Glück! Sie stiegen ein, so ruhig sie es fertigbrachten, und setzten sich, um auf den Schaffner zu warten. Sekunden vergingen wie Stunden. Die Jungen wurden gereizt und klagten, sie seien hungrig. Jetzt hatte man wohl in der Turnhalle bemerkt, dass sie fehlten, und würde den Wärter alarmieren. Jeden Moment konnte ein Suchtrupp hier auftauchen. Dann plötzlich öffnete sich die Abteiltür, und ein alter, kriegsmüder Schaffner erschien, die Tasche mit den Fahrkarten und den Münzspender über der Schulter. Auguste hielt ihm das Geld hin und bat ihn höflich um vier Fahrkarten an den einzigen Ort, den sie kannten. Nach Passau – wo Schneider Bannert sie erwartete.

Leni und ihre kleine Familie fuhren durch die verschneite Landschaft der Sudeten nach Deutschland, bis sie in der schönen Domstadt Regensburg ankamen. Auf dem eleganten Bahnhof mit seiner geschmückten Uhr schlängelten sie sich durch das Gewimmel und stiegen nach Passau um. Ihnen blieb gar nichts anderes übrig, als Bannerts Anweisungen zu folgen, denn sie wussten sonst nicht, wohin. Leni starrte aus dem beschlagenen, verschmierten Fenster auf die verschneiten Felder. Sie sah eigentlich gar nichts, und sie spürte auch kaum, wie der Zug fuhr. Auf einmal steckte sie wieder in ihrem Elend fest und war überzeugt, dass ihre sehnsüchtig erwartete Freiheit abrupt ein Ende gefunden hatte. Ihr Magen drehte sich um, wenn sie an das Schicksal dachte, das ihr bevorstand. Sie war sicher, Bannert würde ihre kleine Familie geradezu gierig begrüßen und sein bisheriges Arrangement mit Auguste wiederherstellen. Aus bitterer Erfahrung wusste sie, was das bedeutete. Sie wusste, was er wollte. Die Angst hatte sie fest im Griff.

Wie schon vorher dachte sie fieberhaft über eine Fluchtmöglichkeit nach. Eine Unzahl von Möglichkeiten stieg vor ihrem inneren Auge auf, eine verzweifelter als die andere. Irgendwann gab sie auf. Sie sass wieder in der Falle. Sie wusste, sie musste ihrer Mutter von dem Missbrauch erzählen, aber seit ihrer Flucht aus Katscher und während ihrer Zeit an der tschechischen Grenze hatte es dafür einfach keine Gelegenheit gegeben. Während der letzten vierundzwan-

zig Stunden hatte sie ihre Möglichkeiten überdacht und begriffen, dass sie kaum eine Wahl hatte. Sie konnten nach Katscher zurückkehren und sich der Roten Armee ausliefern. Sie konnten sich den Tausenden von Flüchtlingen anschliessen, die gen Westen zogen. Oder – und das war ganz einfach die beste Option für ihre Familie – zu Bannert gehen. Für sie war es natürlich die schlimmste Möglichkeit. Es war ihr kaum gelungen, ihr Missfallen über die Entscheidung ihrer Mutter zu verdecken. Aber was hatte sie denn sonst anzubieten? Passau war der einzige Ort, an dem man ihnen helfen würde und wo sie ein Minimum an Normalität für die Jungen finden würden. Es war bei Weitem das kleinste Übel. Leni, die wusste, dass sie nichts dagegen tun konnte, zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Auguste beobachtete ihre Tochter mit wachsender Sorge, erstaunt über die Veränderung, die seit gestern in ihr vorgegangen war. Sie fragte Leni, was mit ihr sei, aber Leni schüttelte nur schweigend den Kopf und starrte zum Fenster hinaus. Sie war wieder so weit, dass sie selbst die kleinsten Vögel beneidete.

Als der Zug in Passau einfuhr, gab Leni sich alle Mühe, ihrer Familie ein tapferes Gesicht zu zeigen. Genau wie in Regensburg lief sie auch hier sofort zu der Anzeigetafel des Bahnhofs. Überall gab es jetzt diese schwarzen Bretter, die aussahen wie Schultafeln und auf denen jeder einen Zettel anheften konnte, wenn er Verwandte oder Freunde vermisste und hoffte, auf diese Weise Kontakt aufzunehmen. Es war ein primitives System, aber durchaus wirkungsvoll in dieser Zeit der Völkerwanderung. Leni kämpfte sich durch die Menge und hinterliess einen Zettel für Paul Schatke, da-

mit er wusste, wie er sie finden könnte. Sie glaubte inzwischen nicht mehr, dass er noch lebte, aber solange sie es nicht genau wussten, gab sie sich um Augustes willen optimistisch.

Bewaffnet mit Bannerts Adresse und mit den Jungen an der Hand verliessen sie den Bahnhof und schlängelten sich durch die belebten Strassen in die Altstadt, die nicht allzu weit vom Bahnhof entfernt war. Trotz ihrer heftigen Gefühle staunte Leni über die schönen Häuser im Herzen der Stadt.

Elegante Kirchen mit kunstvollen Giebeln standen neben ordentlichen, weiss gestrichenen Häusern mit bunten Blumenkästen und roten Ziegeldächern. Sie blieben vor einer schönen Kirche mitten in der Altstadt stehen, und Leni fragte nach der Adresse, die Bannert ihrer Mutter gegeben hatte. Der Dialekt der Leute war schwer zu verstehen, sodass sie nicht sicher war, ob sie alles richtig mitbekommen hatte. Man sprach hier Niederbayerisch, was ganz anders klang als das offizielle Hochdeutsch, das man in Katscher gesprochen hatte. Sie kam sich vor, als wäre sie irgendwo im Ausland.

Sie überquerten den Inn auf einer schönen Brücke und kamen in die Lederergasse. Passau war viel grösser als Katscher, sie waren viel länger unterwegs, als sie erwartet hatten. Der eisige Wind hatte aufgefrischt, zerzte an ihren Kleidern und ging ihnen durch Mark und Bein. Endlich kamen sie – die Jungen konnten nur noch humpeln und waren vollkommen durchgefroren – zur Hausnummer 20, einem hässlichen Wohnblock, der nach dem spektakulären Anblick der Altstadt sehr enttäuschend wirkte. Hier sollte also Bannerts Bru-

der wohnen. Das Haus war düster und verrusst, seine Fassade nach all den Kriegsjahren vernachlässigt und schmutzig. Leni fand, dass es ihre Stimmung auf traurige Weise widerspiegelte.

Bannerts nervöse Schwägerin Liesel war alles andere als erfreut, eine vierköpfige Familie vor ihrer Tür stehen zu haben. Nur zögernd liess sie die zerzausten Flüchtlinge herein und stimmte zu, dass sie ein paar Tage bei ihr bleiben durften, bis sie sich als Wohnungssuchende gemeldet hatten. Leni hatte schon beim Betreten des Hauses den modrigen, feuchten Geruch wahrgenommen. Sie wusste, dass der Schimmel in diesem Haus ihrem Husten gar nicht guttun würde, der nach der Zeit in der zugigen Turnhalle wieder schlimmer geworden war. Liesel bemerkte ihr Gesicht und sagte, das Erdgeschoss würde immer wieder überschwemmt, aber in den oberen Stockwerken sei der Geruch nicht so stark wahrnehmbar. Leni konnte nur hoffen, dass sie recht hatte.

Liesel führte Leni in ein Zimmer und sagte übellaunig, sie würde sich den Platz mit ihren Söhnen teilen müssen, Schneider Bannerts Neffen. Sie konnte ja nicht ahnen, wie erleichtert Leni darüber war. Solange die beiden Jungen mit im Zimmer waren, würde er es wohl kaum wagen, sich ihr zu nähern. Und sie war entschlossen, dafür zu sorgen, dass sie sich möglichst oft dort aufhielten. Lächelnd wandte sie sich zu Liesel um und dankte ihrer staunenden Gastgeberin geradezu überschwänglich.

Leni stellte ihren einzigen Besitz, ihre Tasche, auf das Zimmer in dem spartanisch wirkenden Zimmer, das in den nächsten paar Tagen ihr Zufluchtsort sein sollte. Dann schaute sie sich alles ge-

nauer an. Als sie einen Blick in den Spiegel warf, der auf einer Kommode in der Ecke stand, erschrak sie. Seit mehr als drei Wochen hatte sie ihr Spiegelbild nicht mehr gesehen, und es war wirklich furchtbar. Eine abgemagerte junge Frau mit leuchtend roter Nase, hohlen Wangen, blasser Haut und strähnigem, ungekämmtem Haar. Sie hatte stark abgenommen, kein Wunder bei der mangelhaften Ernährung. Eine Weile stand sie da und betrachtete ihr Spiegelbild. Wie viel schlimmer es noch geworden wäre, wenn der alte Mann sie nicht gewarnt hätte und sie wirklich in ein Lager gekommen wäre? Gut, dass sie das nie erfahren würde.

In der ersten Nacht schlief Leni schlecht und wälzte sich von einer Seite auf die andere. Bilder der Turnhalle und ihrer Flucht verfolgten sie. Es war schon kurz vor Morgen und sie war immer noch wach, als die Zimmertür leise aufging und im schwachen Flurlicht eine bekannte Gestalt sichtbar wurde. Da war er – Schneidermeister Bannert. Er warf einen hastigen Blick auf seine schlafenden Neffen, dann kam er vorsichtig ins Zimmer, schleichend wie eine Katze und überraschend sicher für einen Mann, der ansonsten so sehr auf den Gehstock angewiesen war. Vorsichtig schlich er an den schlafenden Kindern vorbei und zu Lenis Bett. Aber dort wartete eine unangenehme Überraschung auf ihn. Seit ihrer Konfrontation mit dem Wärter in der Turnhalle hatte Leni an innerer Stärke gewonnen. Sie war jetzt mutiger, als sie es sich jemals hätte vorstellen können. Und so setzte sie sich jetzt aufrecht hin und sah ihn an, zeigte mit dem Finger auf ihn, wie er am Fussende stand, und grollte mit leiser, tiefer Stimme, die nur wenig Ähnlichkeit mit ihrem sonst

so sanften Ton hatte: «Wagen Sie nicht, mich anzufassen. Sonst schreie ich so laut, dass Ihre Neffen aufwachen und man Sie findet.» Sie erwartete nicht, dass er gehorchte, schliesslich hatte er von langer Hand geplant, sie wieder in seine Gewalt zu bekommen. Aber zu ihrer grossen Überraschung schien er vor ihren Augen zu schrumpfen und zu einem zerbrechlichen alten Mann zu werden. Er trat zurück, gebeugt und zusammengekrümmt, schlich davon und zog die Tür hinter sich zu. Leni liess sich zurück aufs Bett fallen, so erleichtert war sie. Am liebsten hätte sie gleichzeitig gelacht und geweint. Sie hatte gewonnen. Sie hatte ihn verjagt und konnte davon ausgehen, dass er nicht zurückkommen würde, solange die Jungen in der Nähe waren. Trotzdem war ihr klar, dass sie unbedingt so schnell wie möglich dieses Haus verlassen musste. Sie brauchten einen anderen Ort, an dem sie wohnen konnten.

Wie Leni schon vermutet hatte, gab Bannert nicht so leicht auf. Er kehrte bald zu seiner alten Strategie zurück, sich bei Auguste beliebt zu machen, und zwar, indem er Leni eine Arbeitsstelle im Krankenhaus besorgte. Verwundete Soldaten durften das Krankenhaus nicht in Uniform verlassen, und deshalb mussten die Knöpfe an ihrer Kleidung ausgetauscht werden, die Abzeichen wurden entfernt und einige andere Änderungen wurden vorgenommen, sodass die Uniformen aussahen wie Zivilkleidung. Wieder einmal sorgte Leni für den Lebensunterhalt der Familie, während Auguste sich um die Kinder kümmerte.

Auf dem Heimweg nach ihrem ersten Arbeitstag ging Leni zum Amt, wo sie sich am Schalter für «Obdachlose» als Wohnungssu-

chende registrieren liess. Passau gefiel ihr ganz gut, es war eine schöne Stadt mit viel mehr Möglichkeiten als Katscher, und allmählich glaubte sie, dass sie hier mit ihrer Familie leben könnte, wenn sie nur irgendwie eine Wohnung ergattern konnten. Die ganze Stadtanlage faszinierte sie. Die Stadt lag am Zusammenfluss dreier Flüsse: Donau, Inn und Ilz. Das Wasser der Donau war blau, das des Inn grün und das der Ilz schwarz. Diese Farben mischten sich nahtlos und vor allem: Sie waren natürlich, nicht so künstlich wie der Fluss Troja in Katscher, der die Farbe wechselte, je nachdem, was gerade in der Fabrik gefärbt wurde. Leni hörte, dass die Einheimischen von der «Drei-Flüsse-Stadt» sprachen. Auch die Geschichte des Ortes faszinierte sie. In der Altstadt befand sich ein ganzes Viertel aus der Renaissance mit schön geschmückten Gebäuden im italienischen Stil. Der Dom war das Herz der Stadt. Seine riesigen Glocken riefen die braven Bürger zum Gottesdienst. An einem Ende der Stadt befand sich die Veste Oberhaus, eine majestätische Festung hoch über der Donau. Und dann gab es noch die Wallfahrtskirche Mariahilf hoch über dem Inn. Ja, hier konnte man sich wohlfühlen, auch wenn ihr klar war, dass Auguste möglichst bald nach Katscher zurückwollte. So schäbig die Menschen dort sie behandelt hatten, seit Leni geboren worden war, sie wollte die Stadt ihrer Vorfahren nicht dauerhaft verlassen. Leni hingegen wollte Katscher nie wiedersehen.

Tatsächlich erwies sich das Amt als ausgesprochen effektiv. Zu Lenis grosser Erleichterung bekam die kleine Familie sehr bald eine Wohnung, obwohl die Schlangen der Antragsteller so lang waren und man so viele Papiere ausfüllen musste. Bis jetzt war es ihr ge-

lungen, Bannert auf Abstand zu halten, aber sie wusste nicht, wie lange das noch so gehen würde. Gemeinsam mit Auguste ging sie die neue Wohnung ansehen, die ihnen die redselige, sehr pragmatische Frau auf dem Amt zugewiesen hatte. Sie befand sich in einem Eckhaus an der Theresienstrasse Nr. 5; den Weg dorthin hatte man ihnen genau beschrieben. Tatsächlich war das Haus überraschend hübsch. Es war gut geschnitten und in einem eleganten Grau verputzt. Im Erdgeschoss befanden sich ein paar Läden mit Schaufenstern, darunter ein Blumengeschäft, ein Eisenwarenhändler, ein Lederwarengeschäft und ein Friseursalon. Alle diese Läden waren noch offen, wenn dort auch nur noch eingeschränkt gearbeitet wurde. Die Besitzer verliessen sich lieber auf den Schwarzhandel.

Die Wohnungen befanden sich in den oberen Stockwerken. Die Eckwohnungen hatten kleine Erkerfenster mit Holzrahmen und bunten Blumenkästen, auch wenn im Moment nichts blühte und man nur die Hoffnung auf den Frühling wahrnehmen konnte. Im Erdgeschoss befand sich eine schmiedeeiserne Gittertür, durch die man in den breiten Flur und zum Treppenhaus kam. Das Zimmer, das Leni und Auguste bekommen sollten, gehörte zu einer riesigen Dreizehn-Zimmer-Wohnung im ersten Stock, in der ein Parteimitglied mit Frau und drei Kindern zwischen zehn und fünfzehn Jahren lebte. Leni misstraute dem Mann sofort nach ihren Erlebnissen mit Bannert. Dieser Mann war um die Fünfzig und wirkte ausgesprochen freundlich. Er hatte zugestimmt, Leni und ihrer Familie ein paar Zimmer zu überlassen. Die beiden Frauen, die es gar nicht gewöhnt waren, mehr als ein Zimmer zur Verfügung zu haben, staun-

ten über ihre neue Wohnung und fragten sich, wie sie so viel Platz wohl möblieren sollten.

Ihre Bekanntschaft mit dem neuen Vermieter sollte nicht lange dauern. Kurz nach ihrer Ankunft erfuhr er, dass die Amerikaner bald in Passau sein würden und dass alle Parteimitglieder die Stadt verlassen sollten, um der Verhaftung zu entgehen. Daraufhin entschloss er sich, mitten in der Nacht mit seiner Familie die Flucht zu ergreifen. Er liess seine schönen Teppiche zurück, die auf dem gebohrerten Parkettboden lagen, ein Klavier, zwei grosse Schränke, den Esstisch und die dazugehörigen Stühle und sogar ein Dreirad, das Sohni und Manni schnell für sich beanspruchten. Von der Stadt bekamen Auguste und Leni hölzerne Betten, und so machten sie es sich einstweilen in dieser grossartigen Wohnung bequem und genossen den Luxus, so viel Platz und Bequemlichkeit zu haben.

Trotz der vielen Zettel, die Leni in Krankenhäusern und Bahnhöfen hinterlassen hatte, fehlte von Paul Schatke immer noch jede Spur. Auguste machte sich grösste Sorgen, schloss ihn regelmässig in ihr Abendgebet ein und weinte oft. Leni meldete ihn beim Suchdienst des Roten Kreuzes als vermisst. Wieder stand sie mehr als eine Stunde in einer Warteschlange, aber das war ja inzwischen Alltag. Die Frau vom Roten Kreuz, die sich die Angaben notierte, war kurz angebunden, aber sehr effizient. Sie versicherte Leni, wie sie es wohl schon Tausenden anderen versichert hatte, dass man Kontakt mit ihnen aufnehmen würde, sobald man eine Spur des vermissten Stiefvaters fand. In der Zwischenzeit gewöhnten sich Leni und Auguste an eine Routine aus Arbeit, Beschaffung von Lebensmitteln und Versorgung der Jungen.

Auf Nachricht von Paul Schatke und auf sonstige Informationen über das Ende des Krieges warteten sie mit einer Mischung aus Optimismus und Resignation.

Eines Nachmittags hörte Leni in einer Warteschlange zwar nichts über Paul Schatke, aber über das Schicksal der Menschen aus Katscher, mit denen sie auf die Flucht gegangen waren. Die Leute aus der Turnhalle an der tschechischen Grenze, aus der Leni und Auguste mit den Jungen weggelaufen waren, waren am n. Februar mit einem Zug nach Dresden gebracht worden. In dieser Stadt befanden sich grosse Mengen von Flüchtlingen, es gab Krankenhäuser für verletzte und sterbende Soldaten und so weiter. Und zu ihrem Entsetzen hörte Leni, dass der Zug unmittelbar nach seiner Ankunft in einen Bombenangriff geraten war, der vierzehn Stunden lang andauerte. Sie erkundigte sich beim Roten Kreuz, aber sie erfuhr nie, ob überhaupt einer der Flüchtlinge, darunter auch der alte Mann mit dem Radio, überlebt hatte. Tatsächlich bezweifelte sie das sehr, denn irgendjemand in der Schlange behauptete, viele Hunderttausend Zivilisten hätten an diesem Tag ihr Leben verloren. Jetzt erst fiel ihr auf, dass sie nie nach dem Namen des alten Mannes gefragt hatte, und das tat ihr von Herzen leid.

Auch hier waren Gerüchte eine wichtige Währung, und Leni hörte immer schrecklichere Geschichten von Deutschen, die in die Hände der Russen geraten waren. Sie hatten wirklich Glück gehabt, dass sie ungeschoren aus Katscher herausgekommen waren, bevor die Rote Armee die Stadt einnahm. Auguste betete oft voller Dankbarkeit zu allen Heiligen, dass zumindest ihre Tochter den Verge-

waltigungen entgangen war, von denen man jetzt so viel hörte. Leni biss sich auf die Zunge. Es war einfach nicht der richtige Zeitpunkt, um ihrer Mutter zu erzählen, was sie durchgemacht hatte. Sie lebten von einem Tag zum anderen und mussten sich darum kümmern, Lebensmittel zu beschaffen und irgendwie ihre Zukunft zu sichern. Je länger sich der Krieg dahinschleppte und je schlimmer die Verhältnisse wurden, desto mehr fragte sich Leni, ob wohl jemals der «richtige Zeitpunkt» kommen würde. Vielleicht würde sie noch jahrelang dieses Geheimnis vor ihr verbergen müssen, so wie Auguste den Anhänger mit dem Foto ihres Vaters vor ihr verborgen hatte. Nachts wälzte sich Leni im Bett, hin und her gerissen von widerstreitenden Gedanken und Gefühlen, die sie bis zum Morgen am Schlafen hinderten.

Es wurde Mai, und wieder einmal war ihre Sicherheit in grosser Gefahr. Die Amerikaner in Gestalt des 261. Regiments waren im Anmarsch. Die besorgten Stadtbewohner waren zwar froh, dass es die Amerikaner und nicht die gefürchteten Russen waren, aber es bestand immer noch das Risiko, dass Passau zum Schauplatz von Kampfhandlungen wurde. Reste der Wehrmacht, darunter auch SS-Einheiten mit einigen Panzern, bereiteten sich auf letzte Abwehrkämpfe vor. Sirenen ertönten in den Strassen und warnten die Menschen vor der sich nähernden Artillerie. Leni und Auguste holten die Jungen vom Spielen weg und gingen in den Luftschutzkeller, während die Erde unter den Einschlägen erbebt. Krank vor Angst beteten sie, das Bombardement möge enden. Leni beobachtete ihre Nachbarn und stellte fasziniert fest, wie unterschiedlich die Menschen auf Tod und Zerstörung um sie herum reagierten. Einige sas-

sen still da und drehten einen Rosenkranz zwischen ihren Fingern, andere knieten nieder und beteten laut, als wollten sie sichergehen, dass Gott sie über den Geschützdonner hinweg hörte. Wieder andere meditierten, liessen exotische Mantras ertönen oder erzählten Witze, um sich abzulenken. Es gab Leute, die anderen Tarotkarten legten oder aus der Hand lasen und damit ihr Publikum in den Bann schlugen. Auguste betete zum heiligen Antonius, entschloss sich dann aber, sich ebenfalls aus der Hand lesen zu lassen. Die Händlerin, eine dicke, schwarzhaarige Frau, die sich in viele bunte Tücher hüllte, vermutete, dass Auguste etwas über den Verbleib ihres Mannes wissen wollte. Und es stimmte ja auch, dass Auguste gern erfahren wollte, was mit Paul Schatke passiert war, aber eigentlich – so vertraute sie Leni später an – hatte sie gehofft, die Wahrsagerin würde ihr eine erneute Begegnung mit Andreas Bialon prophezeien, Lenis Vater. Leni wurde vom Mitleid übermannt, als ihr klar wurde, dass Auguste die grosse Liebe ihres Lebens verloren hatte, als Bialon gegangen war. Vielleicht betete sie manchmal, er möge zu ihr zurückkehren. Aber darauf durfte sie nicht hoffen. Grossvater Josef hatte beschlossen, Auguste und Bialon die Heirat zu verbieten, und diese Entscheidung hatte ihr Leben unwiderruflich geprägt. Auguste hatte Paul Schatke nie so geliebt wie Andreas Bialon, und das tat ihr weh. Leni fragte sich, ob alles anders verlaufen wäre, wenn ihre Grossmutter Johanna noch gelebt hätte. Vielleicht hätte sie ihren Mann zur Vernunft gebracht. Denn seine Entscheidung, seiner Tochter die Heirat zu verbieten, hatte Auguste und Leni jede Chance auf ein glückliches Leben in einer normalen Familie ge-

raubt. Stattdessen waren sie zu einem Dasein in Armut und ständigem Überlebenskampf verurteilt.

Endlich schwiegen die Sirenen. Die Menschen im Bunker sassen unschlüssig da und wussten nicht, ob sie es wagen sollten, an die Oberfläche zurückzukehren. Vielleicht würde das Bombardement ja ohne Vorwarnung wieder losgehen. Leni jedoch war zuversichtlich, dass es endgültig aufgehört hatte, und bot an, nach oben zu gehen und für alle Kaffee zu kochen. Sie sah ja, wie erschüttert alle waren, vor allem der Bäcker, der fast durchdrehte vor Angst. Die Einschläge waren ohrenbetäubend laut und sehr nah gewesen. Durchaus möglich, dass ihre Wohnung getroffen worden war. Niemand teilte Lenis Mut, alle wollten unten bleiben. Doch trotz Augustes Protesten ging Leni die Treppe hinauf. Und als sie nach oben kam, stellte sie fest, dass ihr Haus wie durch ein Wunder verschont geblieben war.

Zu ihrer Verwunderung fand sie echten Kaffee hinter ein paar rostigen Dosen in einer der Küchen. Das war doch etwas ganz anderes als der Ersatzkaffee, den sie seit Beginn der Rationierung tranken. Es gab «Kaffee» aus Eicheln und Zichorie, billige Ersatzstoffe ganz ohne Koffein und fast ohne Geschmack. Sie drehte das Kaffeepaket fast ehrfurchtsvoll in den Händen. Kurz überlegte sie, ihn zu behalten, aber dann verwarf sie diesen kleinlichen Gedanken. Sie hatten mit diesen Menschen im Keller eine scheussliche Zeit überstanden, da wollte sie jetzt nicht egoistisch sein. So eine Tasse echter Kaffee würde die verängstigten Hausbewohner wieder aufbauen, und sie würden ihr dankbar sein. Ihr Herz wurde warm bei dem Gedanken – schliesslich war sie es gewöhnt, alles zu tun, um

anderen eine Freude zu machen. Alsoheizte sie den Beistellherd an und wartete, dass das Wasser anfang zu kochen.

Plötzlich, ohne Vorwarnung, erzitterte das Gebäude, und eine massive, ohrenbetäubende Explosion folgte. Leni spürte, wie ihre Ohren klingelten. Fensterscheiben zerbrachen, Putz fiel von der Decke. Eine Staubwolke erhob sich. Das Haus hatte doch noch einen Treffer abbekommen. Leni blieb wie erstarrt stehen und wagte nicht, sich zu bewegen, aus Angst, die Decke würde herunterkommen. Verzweifelt versuchte sie, den Hustenanfall zu unterdrücken, der durch den Staub ausgelöst wurde. Sie wartete auf die Sirenen. War dies der Beginn eines neuerlichen Angriffs oder nur ein Blindgänger? Sekunden vergingen und kamen ihr wie Stunden vor. Nach ein paar Minuten kochte das Wasser, und Leni beschloss, das Risiko einzugehen und in den Luftschutzkeller zurückzukehren. Sie hatte keine Schüsse mehr gehört und hoffte, es hätte sich um eine einzelne Granate gehandelt. Als sie mit dem Kaffee in den Keller kam, wurde sie von allen Hausbewohnern laut und herzlich gelobt. Auguste fiel auf die Knie und dankte Gott für ihre sichere Rückkehr. Leni untersuchte sich auf Verletzungen und schüttelte sich den Putz aus den Haaren. Dann trank sie in kleinen Schlucken ihren Kaffee, den besten, den sie seit Jahren geschmeckt hatte, vielleicht überhaupt den besten in ihrem Leben. Richtiger, echter Kaffee, gewürzt mit einer kräftigen Dosis Gefahr.

In den nächsten Tagen war die schöne Stadt Passau nicht nur von Granatfeuer bedroht, sondern auch von Strassenkämpfen. Während die Amerikaner die Stadt Haus für Haus in Besitz nahmen, gab es immer wieder Schusswechsel.

Ständig waren Sirenen zu hören, und es wurde sehr gefährlich, noch auf die Strasse zu gehen. Leni ging wie jeden Tag zur Arbeit, aber sie achtete nervös auf jede Bewegung. Lieber wäre sie zu Hause bei Auguste und den Jungen geblieben, aber sie mussten ja essen, und die Preise für Lebensmittel stiegen umso schneller, je knapper die Vorräte wurden. Sie brauchten ihren Lohn unbedingt.

Eines Nachmittags, als sie, wie üblich mit grosser Vorsicht, vom Krankenhaus nach Hause ging, bemerkte sie, dass die Kampfgeräusche näher waren als sonst. Leute gingen in Deckung, und Leni beschloss, sich in einer Toreinfahrt gegenüber einer Kirche zu verstecken. Die schöne italienische Fassade der Kirche war jetzt durchsiebt von Einschlägen. Kugeln piffen durch die Strasse – Leni begriff auf einmal, dass tatsächlich die Kirche das Ziel des Angriffs war. Ihre dicken Wände wurden immer wieder getroffen, Putz splitterte, und Glasscherben regneten auf die Strasse. Entsetzt kauerte sich Leni in ihrer Toreinfahrt zusammen, ganz auf das Kreuzfeuer konzentriert, als sie sah, dass jemand in ihrer Nähe stand. Ein alter Mann, vielleicht in den Achtzigern, war die Strasse hinuntergeschlurft und stand jetzt direkt vor der Einfahrt. Er zog einen kleinen Wagen, auf dem eine Blechdose mit Essen stand. Leni rief ihn an, drängte ihn, zu ihr in die Toreinfahrt zu kommen, und trat auf ihn zu, um ihm mit dem Wagen zu helfen. Aber zu ihrer Überraschung weigerte er sich mit der Begründung, er habe es nicht mehr weit und würde sich lieber aus der Schusslinie entfernen. Sie fing an, mit ihm zu diskutieren, doch bevor er noch einen Schritt weitergehen

konnte, fiel er mit dem Gesicht nach unten auf die Strasse. Leni hörte wieder die Kugeln fliegen. Und dann wurde es unheimlich still. Entsetzt stand sie da, während sich der Staub legte, und sah den Alten an. Er war getroffen worden und hatte nicht mehr fliehen können. Jetzt lag seine stille Gestalt als zerbrochener, blutiger Haufen direkt vor ihr auf der Strasse, der zerschossene Wagen stand gleich neben ihm. Aus der Blechdose spritzte das Essen. Irgendeine mutige Seele sprang aus einem gegenüberliegenden Haus und zog den Mann von der Strasse. Leni, die vor lauter Schreck am ganzen Leibe zitterte, sprach ein kleines Gebet für den alten Mann, obwohl sie doch behauptet hatte, sie glaube nicht mehr an Gott. Es war ihr erstes Gebet seit langer Zeit.

Als sie an diesem Abend nach Hause kam, nachdem sie in der Toreinfahrt ausgeharrt hatte, bis sie sicher war, dass die Kämpfe aufgehört hatten, waren die Amerikaner auch dort gewesen, um nach deutschen Soldaten zu suchen. Sie hatten jedes einzelne Haus durchsucht und die Buchstaben OK an die Tür gemalt, bevor sie weitergezogen waren. Die Strassenkämpfe jedoch gingen weiter und hinterliessen ihre Spuren in der ganzen Stadt, die jetzt auf einmal wirklich so aussah wie im Krieg. Die schönen Häuser waren zernarbt und teilweise zerstört von Granaten und Gewehrkugeln.

Am 2. Mai erfuhren sie, dass Hitler tot war. Es gab einige Verwirrung und Verzögerungen, bis die Nachricht bestätigt wurde, aber für viele Menschen genügte schon das kleinste Gerücht, um zu jubeln. Andere zeigten sich verzweifelt und trauerten um das verlorene Deutschland. Als Passau am 3. Mai kapitulierte, begrüßten die Einwohner das mit weit verbreiteter Erleichterung. Die Kämpfe waren vorbei. Und obwohl die Nazis erklärt hatten, wer eine weisse

Fahne aus dem Fenster hänge, würde wegen Hochverrats erschossen, erblühte die ganze Stadt plötzlich in strahlendem Weiss. Bettlaken, weisser Stoff, Herrenhemden, Kopfkissenbezüge und Wäschestücke schmückten die Fensterbänke zum Zeichen, dass die Bürger von Passau das Nahen der Sieger feierten. Manche Frauen umarmten gar die amerikanischen Soldaten, während andere noch auf der Strasse ihre Exemplare von *Mein* verbrannten. Leni hörte, wie Nachbarn darüber sprachen, was für ein hervorragendes Brennmaterial diese Bücher waren: Man könne eine ganze Mahlzeit auf dem Feuer zubereiten. Offenbar fanden die Menschen ihren Humor wieder – ein erstes Zeichen dafür, dass irgendwann Normalität einkehren würde. Andererseits waren alle Versorgungsgüter, darunter Grundnahrungsmittel, Medikamente und Kohlen, äusserst knapp.

Leni arbeitete weiterhin im Krankenhaus, wo sie aus den Uniformen toter oder sterbender Soldaten Zivilkleidung anfertigte. Die restliche Zeit verbrachte sie in Warteschlangen, um für ihre Lebensmittelmarken noch etwas zu bekommen. Die Rationen wechselten von Woche zu Woche und sogar von Tag zu Tag, es war fast so etwas wie eine Lotterie. Brotlaibe waren mal 200, mal 300 Gramm schwer, Kartoffeln gab es in Portionen bis zu 400 Gramm, Zucker 10 bis 15 Gramm, Fleisch 20 bis 25 Gramm. Fett gab es eigentlich gar nicht.

Die Ernährung war also alles andere als üppig, sodass Leni und die Jungen mehr als einmal hungrig zu Bett gingen. An guten Tagen konnten sie sich zu viert ein Ei teilen. Wenn es Zucker gab, streuten sie ihn auf einen angefeuchteten Löffel, und jeder durfte einmal dar-

an lecken. Zu anderen Zeiten gab es nur eine Scheibe Brot und ein bisschen ranziges Schmalz für alle. Dann spielte Leni ein Spiel mit den Jungen, bei dem jeder einen winzigen Bissen nahm und dann so tat, als handelte es sich um köstlichen Kuchen oder warmen Pudding, und den anderen den wunderbaren Geschmack in allen Einzelheiten beschrieb. Wenn sie Glück hatten und eine winzige Knoblauchzehe bekamen, rieben sie sie übers Brot, um ihm etwas mehr Aroma zu geben.

Es dauerte nicht lange, dann tauchte der Hausbesitzer wieder auf. Es war kein Geheimnis, dass er Nazi gewesen war, aber er sagte zu Auguste, die Amerikaner würden die Häuser nicht öfter als ein Mal überprüfen. Deshalb fühlte er sich sicher, und er holte auch seine Schwester und ihren Mann nach, der Arzt war, damit sie dort ihre Praxis weiterführen konnten. Für Auguste hiess das, sie musste mit ihrer Familie in ein einzelnes Zimmer ziehen.

Also wieder ein Umzug. Ihr neues Zuhause war etwa 7 Meter lang und 4 Meter breit. Möbel gab es keine, abgesehen von einem alten eisernen Ofen, der fürchterlich rauchte, weil das einzige kleine Fenster nicht genug Abzug bot. Die erste Nacht verbrachten sie auf dem nackten Fussboden, der ganz russig geworden war. Aber heizen mussten sie, es war nachts noch zu kalt. Leni litt am meisten, weil ihr Husten im Winter immer wieder ausbrach, und gerade in diesem Jahr zog sich die kalte Jahreszeit hin. In den letzten Monaten hatte sie praktisch ununterbrochen gehustet, weil draussen wegen der Kämpfe ständig Staub in der Luft hing. Sie

schief schlecht und weckte die anderen auf, entschuldigte sich dann immer wieder, konnte aber nichts dagegen tun.

Sie machten sich wieder auf Wohnungssuche, aber sie hatten kein Glück. Wie so viele andere mussten sie einfach abwarten. Was den Krieg anging, so war das Warten für die müden Deutschen vorbei. Am 8. Mai erfolgte die bedingungslose Kapitulation, und die Kämpfe endeten. Der Krieg in Europa war zu Ende, und die Menschen konnten anfangen, ihr schwer beschädigtes Leben wiederaufzubauen.

21

Mit Ende des Krieges schloss das Krankenhaus, in dem Leni gearbeitet hatte. Sie musste sich eine neue Stelle suchen. Schneidermeister Bannert, der in der letzten Zeit respektvollen Abstand gehalten hatte, drängte Auguste, sie möge ihre Tochter wieder zu ihm in die Schneiderei schicken. Er versicherte, er habe jede Menge Arbeit und würde für die ganze Familie sorgen, wie er es schon in Katscher getan hatte. Auguste liess sich von seiner Freundlichkeit und Grosszügigkeit beeindrucken und dankte ihm überschwänglich. Er war, so sagte sie, ein treuer Freund gewesen, der in guten wie in schlechten Zeiten zu ihrer Familie hielt. Und sie würde Leni sein grosszügiges Angebot übermitteln. Sie sah überhaupt keinen Grund, warum ihre Tochter es nicht annehmen sollte. Der Schneider schüttelte ihr strahlend die Hand und erwiderte, er würde doch Menschen in Not so gern helfen.

Leni jedoch liess sich nicht so leicht überreden. Sie wollte auf keinen Fall zu ihm zurück. Lieber wollte sie auf der Strasse leben und hungern, als dass sie sich wieder in die Fänge dieses Ungeheuers treiben liess. Aber sie wusste, sie musste vorsichtig sein, weil ihre Mutter keinen Verdacht schöpfen sollte. Also reagierte sie eher gedämpft, aber fest. Nein, sie würde nicht wieder für den Schneider arbeiten. Gleichzeitig war ihr klar, dass sich ihre Mutter Sorgen um die Gesundheit der Jungen machte und verzweifelt nach einer Möglichkeit suchte, der Familie ein regelmässiges Einkommen zu si-

chern. Und das hiess, Leni musste zusehen, dass sie schnell wieder Arbeit fand, bevor Bannert seinen Druck auf ihre Mutter erhöhte und Auguste einknickte. Schon beim ersten Mal war es so gelaufen, mit schrecklichen Konsequenzen.

Also zog Leni sich jeden Tag aufs Neue ihr fadenscheiniges bestes Kleid an und ging auf Arbeitssuche in der Stadt, die inzwischen eher einer Baustelle glich. Sie war nicht allein auf der Suche, aber sie war fest entschlossen, etwas zu finden. Nach ein paar Tagen sah sie ein Schild im Fenster einer Schuhfabrik, die Arbeitskräfte mit Erfahrung im Nähen suchten. Sofort bewarb sie sich, und ihre Erfahrung kam ihr auch hier zugute – eine Stunde später hatte sie die Stelle.

Ihre neue Arbeit bestand darin, die ledernen Oberseiten von Schuhen zusammenzunähen. Die Modelle wurden von zwei ungarischen Schuhmachern entworfen, deren Spezialität zweifarbige Schuhe waren. Allerdings stand eher Mangel als Mode dahinter, denn die Lederzuteilungen kamen so sporadisch, dass es fast nie genug gab, um ein ganzes Paar zu fertigen. So benutzten die schlauen Ungarn verschiedenfarbige Lederreste, aus denen sie ausgesprochen schicke Einzelstücke machten. Diese Schuhe waren in der ganzen Stadt sehr beliebt. Bald kamen auch Bestellungen von den Amerikanern und andere Spezialaufträge, darunter Stiefel für eine Ringermannschaft.

Der Besitzer der Fabrik war ein dünner, dunkelhaariger Mann mit sanften Manieren. Er war als politischer Gefangener in einem KZ gewesen. Leni hörte ihn nie von den Schrecken sprechen, die er im Lager erlebt haben musste.

Er wünschte sich offenbar ein ruhiges, einfaches Leben und wollte sein Geschäft so schnell wie möglich wiederaufbauen. Sie vermutete, dass er furchtbar gelitten hatte. Inzwischen verbreiteten sich die Gerüchte über die Zustände in den Lagern in der ganzen Stadt. Die Amerikaner legten auch durchaus Wert darauf, dass die Deutschen die ganze Wahrheit über das Nazi-Regime erfuhren. Leni hatte viele grauenhafte Geschichten gehört, von inhumanen Bedingungen und routiniertem, effizientem Massenmord. Die Lager waren Todesfabriken gewesen, Orte der Vernichtung, keine Arbeitslager, wie man ihnen vorgegaukelt hatte. Die Amerikaner zeigten Filme und führten grosse Gruppen durch die Lager, damit die Deutschen sahen, was dort wirklich geschehen war. Dass niemand etwas gewusst haben wollte, glaubten sie keinen Moment.

Leni begriff allmählich, dass die Filme, die sie heimlich im Kino angesehen hatte, nur Propaganda gewesen war. Man hatte ihnen Juden in idyllischer Umgebung gezeigt, die Cocktails schlürften, sich entspannten und ihre Freizeit genossen. Sie erinnerte sich, wie sehr sie diesen Menschen ihr Luxusleben geneidet hatte, während normale deutsche Familien unter Mangel an Lebensmitteln und Brennmaterial litten. Jetzt wurde ihr klar, dass man die Häftlinge gezwungen hatte, sich zu verkleiden und die Urlaubsszenen vor der Kamera zu spielen, während sie tatsächlich unter schlimmsten Bedingungen leben mussten. Sie war betrogen worden und hatte sich betrügen lassen, wie alle anderen. Man hatte ihnen erzählt, ihre jüdischen Nachbarn würden umgesiedelt an Orte, wo es mehr Arbeit und Lebensmittel gab. Doch tatsächlich war das hübsche jüdische Mäd-

chen aus ihrer Nachbarschaft ganz einfach verschwunden, wahrscheinlich in einem Lager wie Auschwitz. Und allmählich hörte man, dass es überall in Deutschland, Polen und den anderen besetzten Ländern viele weitere Lager gegeben hatte. Unzählige Menschen waren an diese grausigen Orte verschleppt worden. Und warum? Weil sie anderer Abstammung waren, weil sie eine andere Religion hatten oder andere politische Überzeugungen vertraten. Oder weil sie sich dem Nazi-Regime widersetzten. Wer konnte denn auf die Idee kommen, Menschen unter so albernen Vorwänden zu foltern und zu ermorden? Es war, als wäre man Teil einer riesigen Lotterie, in der Leid und Tod verlost wurde. Leni betrachtete den Fabrikbesitzer mit neuen Augen. Was mochte er alles gesehen haben? Vielleicht war seine Familie ermordet worden. Wieder einmal musste sie daran denken, wie viel sie dem alten Mann mit dem Radio verdankte. Nur um ein Haar war sie einem bösen Schicksal entronnen.

Jetzt erinnerte sie sich auch an die Kolonnen von elend aussehenden Arbeitern, die durch Katscher getrieben worden waren. Sie schauderte, als sie daran dachte, wie man diese Menschen verhöhnt und grausam behandelt hatte. Und sie dachte wieder an die Männer, die stürzten und von den Wachen am Strassenrand erschossen wurden. Vor ihrem inneren Auge tauchten Gruppen von alten Männern auf, die auf Knien übers Kopfsteinpflaster rutschten, weil man sie dazu zwang. Sie hatte den grössten Teil ihrer Kindheit ohne Schuhe verbracht und hatte sich ihre Zehen mehr als einmal am Kopfsteinpflaster aufgeschürft, sie wusste, wie weh das tat. Auf Knien? Das konnte sie sich gar nicht vorstellen.

Wie konnte jemand Freude daran haben, alte Männer so zu behandeln? Sie dachte an die alten Männer, die sie gekannt hatte: An ihren Grossvater Josef, den sie am Ende seines Lebens liebengelernt hatte, und den alten Mann mit dem Radio, der ihr möglicherweise das Leben gerettet hatte. An den alten Mann mit dem Wägelchen und der Blechdose mit Essen, der von einer verirrten Kugel vor ihren Augen getroffen worden war. Diese Erinnerung verstörte sie immer noch. Aber jetzt wurde ihr klar, dass auch all die Geschichten, die die braven Bürger von Katscher als blosser Gerüchte, Lügen und Feindpropaganda abgetan hatten, mit ziemlicher Sicherheit der Wahrheit entsprachen. Gut möglich, dass sie sogar nur die Spitze des Eisbergs darstellten.

Aber wie die meisten Deutschen in dieser harten Nachkriegszeit hatte Leni nur wenig Zeit, über die Grausamkeit des Nazi-Regimes nachzudenken. Sie war beschäftigt mit dem täglichen Überlebenskampf, der immer verzweifelter wurde. Ein paar Tage nachdem sie ihre neue Arbeit gefunden hatte, hörte sie, dass die Ärmsten der Armen in Passau Güterzüge am Bahnhof überfallen und geplündert hatten. Tatsächlich lauerten ständig Massen den Zügen auf. Sie beschloss, hinzugehen und zu versuchen, ob sie auch noch etwas für ihre Familie erwischen konnte. Dass es sich dabei um Diebstahl handelte, blendete sie aus und konzentrierte sich stattdessen auf die Notwendigkeit, ihre Mutter und ihre beiden Brüder mit Lebensmitteln und Kleidung zu versorgen. Also ging auch sie zum Bahnhof, nur mit ihrer Tasche ausgerüstet, in der sie ihre Papiere trug, die sie jederzeit vorzeigen mussten. Schliesslich waren die Amerikaner

immer noch auf der Suche nach Nazis. In dieser Tasche befanden sich ausserdem ihr Sparbuch, ihr Nachweis über die Schneiderausbildung, Essensmarken und ein bisschen Bargeld, die Reste der Ersparnisse aus fünf Jahren Arbeit für Bannert. Sie hatte nicht gewagt, das Geld auf die Bank zu bringen, weil sie befürchtete, die Bank könnte schliessen, und dann wäre das Geld verloren. Wenn sie es bei sich trug, war es in Sicherheit.

Auf dem Bahnhof fanden sich Unmengen von Menschen, die sich bei den Güterwaggons drängten. Für einen Moment stellte Leni ihre Tasche ab, um ein paar Stücke Seife und Nähmaterial einzupacken, doch als sie sich wieder umdrehte, war ihre Tasche verschwunden. Sie war ausser sich vor Entsetzen, suchte hektisch, bedrängte Fremde und fragte, ob irgendetwas gesehen hatte. Aber sie fand keine Hilfe. Die Leute waren alle nur darauf aus, irgendetwas aus den Güterwaggons zu ergattern, bevor die Polizei kam. Nach einer Stunde panischer Suche war Leni am Ende ihrer Kräfte. Sie brach zusammen und wusste nicht mehr, wie ihr geschah. Irgendwie kam sie an diesem Abend nach Hause, mit leeren Händen und absolut verzweifelt.

Es war ein herber Verlust für die ganze Familie, aber Leni hätte es wohl irgendwie ertragen, wenn es sich um normales Geld gehandelt hätte. Doch die Tasche und ihr Inhalt hatten eben eine besondere Bedeutung, waren sie doch der Überrest von fünf traumatischen Jahren des Missbrauchs durch Schneider Bannert. Auf eine Weise hatte sie sich wenigstens ein bisschen entschädigt gefühlt. Ihr Zeugnis bewies, dass sie ausgebildete Schneiderin war, und garan-

tierte ihr überall in Deutschland Arbeit. Auch ihre Stelle in der Schuhfabrik verdankte sie diesem Nachweis über ihre Ausbildung. Viele hatten sich dort beworben, aber ihre Fähigkeiten und ihre Ausbildung hatten ihr den Posten gesichert.

Und die mageren Ersparnisse waren der Lohn ihrer Sklaverei – und die letzte Rettung für ihre Familie. Damit hatte sie immer wieder auf dem Schwarzmarkt einkaufen können. Und nun war dieses Geld, dieser kleine Puffer zwischen Verzweiflung und Vernichtung, verloren. Für Leni fühlte es sich an, als wären die Jahre der heimlichen Tyrannei und Gewalt bedeutungslos geworden. Der körperliche Schmerz und die Demütigung blieben ohnehin, aber jetzt hatte sie auch noch das Gefühl, Bamler hätte am Ende doch gesiegt. Er hatte ihr so viel geraubt. Und nun war sie wieder beraubt worden.

Es war eine seltsame Ironie des Schicksals, dass Leni wenig später eine Damenhandtasche fand. Eine schöne, sicher sehr teure Tasche aus feinstem Leder, auf Hochglanz poliert. Darin befand sich eine Geldbörse mit dem Namen und der Adresse der Besitzerin – und mit einer Menge Geld. Leni nahm die Tasche mit nach Hause und fragte Auguste, was sie tun sollte. Sie drehten die schöne Tasche geradezu ehrfürchtig in den Händen, strichen über das glatte, weiche Leder. Leni konnte sich nicht erinnern, jemals etwas so Schönes in der Hand gehabt zu haben. Unvorstellbar, dass man so etwas Luxuriöses besitzen konnte. Sie waren versucht, das Geld zu behalten, als eine Art Wiedergutmachung für den Schaden, den Leni erlitten hatte. Aber da sie selbst erlebt hatte, wie schlimm es war, ihre Ersparnisse zu verlieren, wollte sie keinen anderen Men-

schen derselben Quälerei aussetzen. Ausserdem sagten ihre katholischen Wertvorstellungen ihr, dass es Diebstahl wäre, die Tasche zu behalten. Also beschloss sie, sie ihrer Besitzerin zurückzubringen.

Gemeinsam mit Sohni machte sie sich auf den Weg zu dem Haus, wo die Besitzerin der Handtasche lebte. Es lag auf der anderen Seite der Stadt, und sie wussten, es würde eine Stunde dauern, bis sie dort wären, und dann müssten sie eine Stunde zurücklaufen. Sie zögerten, etwas von dem verlorenen Geld der Frau für den Bus zu benutzen. Es war kalt und hatte angefangen zu schneien; ein scharfer Wind trieb die Flocken vor sich her. Leni legte den Arm um Sohni und zog ihn an sich, um ihn vor dem Wind zu schützen. Seine Kleider waren genauso dünn und schäbig wie ihre und vollkommen ungeeignet für diesen ungewöhnlich kalten Frühling. Aber sie hatten ja kaum Geld für Lebensmittel, geschweige denn für neue Kleider oder auch nur für Kleiderstoff. Sie gingen schneller, um dem eisigen Wind zu entgehen.

Nach einer Stunde kamen sie zu einem grossen, eleganten Haus in einem teuren Vorort, der wie durch ein Wunder vor dem Artilleriefeuer verschont geblieben war. Zitternd gingen sie die Stufen zur Haustür hinauf und klopfen an die imposante Tür mit den geschnitzten Verzierungen und dem bunten Glasfenster. Die Dame des Hauses öffnete ihnen und sagte zu Leni, sie kaufe nichts. Dann warf sie den beiden zerzausten Strassenkindern einen grimmigen Blick zu, die es gewagt hatten, an ihre Tür zu klopfen. Wahrscheinlich hielt sie sie für Bettler. Leni fragte, ob sie die Besitzerin der Handtasche sei. Die Frau bestätigte das, riss Leni die Tasche aus

der Hand und schlug ihnen die Tür vor der Nase zu. Schockiert stand Leni da und starrte mit leerem Blick die Tür an. Sie hatte eine Belohnung erwartet und war entsetzt über den Mangel an Dankbarkeit und Höflichkeit. Die Frau hatte nicht einmal ein Wort des Dankes geäußert. Leni nahm ihren kleinen Bruder und ging mit ihm die elegante Treppe hinunter. Sie tat so, als machte ihr das Ganze nichts aus. Aber tief in ihrem Inneren schwelte der Groll, und sie spürte, wie ihre Wertvorstellungen sich auflösten. Genau wie ihr Glaube an Gott sich in der Zeit des Missbrauchs aufgelöst hatte. Im Gegensatz zu ihrer Mutter Auguste, die fast jeden Tag die dreihunderteinundzwanzig Stufen zur Wallfahrtskirche Mariahilf hinaufstieg und ihren Glauben nie verlor, spürte Leni, dass man leichter überlebte, wenn man sich nicht an irgendwelche Werte oder gar eine Religion hielt.

Leni war froh, die Stelle in der Schuhfabrik gefunden zu haben, und genoss das Zusammensein mit den Kolleginnen und Kollegen. Es war, als gehörte sie fest zu einer kleinen Gemeinschaft, und sie freute sich jeden Tag auf die Arbeit. Fasziniert sah sie den Ungarn zu, die die Farben aufeinander abstimmten und das Design ihrer Lederschuhe entsprechend anpassten. Die Fabrik war ein Ort der stillen Freude und verschaffte Leni fast eine Art Erholung von dem anstrengenden Leben zu Hause und der ständigen Sorge um ihre Familie. Ausserdem musste sie so nicht zu Bannert zurück, obwohl er weiterhin ständig Druck auf Auguste ausübte. Seit sie vor mehr als einem halben Jahr in der Schuhfabrik angefangen hatte, war er ihr nicht mehr unter die Augen gekommen, und sie hoffte sehr, es bliebe so. Sie hatte Gerüchte gehört, dass der einst so stolze Nazi, der keine Gelegenheit ausgelassen hatte, die Bewohner von Katscher an seinen herausgehobenen Status zu erinnern, grosse Angst hatte. Bannert fürchtete, die Amerikaner, die immer noch nach Nazis suchten, würden ihn aufspüren und verhaften. Entsprechend hielt er sich sehr bedeckt, beschäftigte sich in seiner neuen Schneiderwerkstatt und verliess nur selten die Wohnung seines Bruders.

Leni schloss auch Freundschaft mit einigen Nachbarn in der Nähe ihrer Wohnung. Wenn sie den freundlichen, etwas groben Bäcker traf, der damals im Luftschutzkeller so gezittert hatte, erinnerte er sich jedes Mal an ihre Tapferkeit und erzählte auch allen

davon. Dann klopfte er Leni auf die Schulter und sagte laut, das hier sei das mutige Mädchen, das den verängstigten Nachbarn Kaffee gebracht habe, während draussen das Artilleriefeuer tobte. Oft schenkte er Auguste einen Laib Brot, als wollte er sich immer noch dafür bedanken. Leni freute sich darüber, sein Verhalten stärkte ihr Selbstbewusstsein.

Nach wie vor waren Lebensmittel knapp; Deutschland war zunehmend auf Zuwendungen der Sieger angewiesen. Die Briten und Amerikaner versorgten die Menschen, während die Sowjetunion genug Probleme hatte, ihre eigene Bevölkerung satt zu bekommen. Die durchschnittliche Kalorienaufnahme der Deutschen zu dieser Zeit betrug 1'000 Kalorien, gerade genug, um am Leben zu bleiben. Man sprach von einer Hungerdiät. Was man kaufen konnte oder was von caritativen Organisationen wie dem Roten Kreuz verteilt wurde, waren hauptsächlich Trockenerbsen, Graupen, Nudeln, Mehl, Salz und etwas Zucker. Und die Menschen ergänzten ihre Ernährung mit dem, was sie fanden: Löwenzahnblätter und Brennnesseln von den Brachgrundstücken wurden zu Suppe und Tee, Pilze wurden in den Wäldern gesammelt, und wenn sich noch irgendwo ein Tier fand, verschwand es still und heimlich. An den meisten Abenden kochte Auguste Nudeln in Salzwasser, und manchmal gab es eben gar nichts. Sie hatten ständig Hunger und froren, weil sie nur wenig Heizmaterial für ihr kleines Zimmer hatten. Überall wurden die Mülleimer auf die letzten Reste hin untersucht. Leni beobachtete respektable Frauen, die auf den Strich gingen oder bettelten. Viele Deutsche verhielten sich fast wie Tiere und sahen sich

gezwungen zu betteln, zu stehlen oder anderen irgendein Stückchen Essbares abzunehmen.

Aber es gab auch Gemeinschaftssinn in diesem geteilten Leid. Leni freundete sich mit einem Mädchen namens Marlies an. Marlies war ein frühreifer, sorgloser Teenager mit fröhlichem Gemüt und wild zerzausten Haaren. Ständig schien sie auf Abenteuer aus, und sie hatte jede Menge Geschichten zu erzählen. Ausserdem hatte sie viel mehr Lebenserfahrung als Leni, da sie eine ganze Weile allein hatte zurechtkommen müssen. Leni wusste nicht, wo Marlies lebte und ob sie noch Familie hatte – über so etwas sprach man einfach nicht. Sie kannten sich auch nur mit Vornamen, und Leni wusste nicht einmal, ob Marlies ihr ihren richtigen Namen genannt hatte. Die neue Freundin prahlte mit ihren Verbindungen zu hochgestellten Männern und erklärte, das wäre natürlich damit verbunden, dass sie «nett» zu ihnen war. Leni wusste sehr wohl, dass viele Mädchen sich mit Sex Essen, Kleidung oder andere Lebensnotwendigkeiten erkaufte. Andere liessen sich nur deshalb mit jungen Männern ein, weil es möglich war und weil sie beschlossen hatten, endlich Spass zu haben. Sie lebten von einem Tag zum anderen. Leni jedoch kannte Sex nur in Form von Vergewaltigung. Der Gedanke, sich damit Lebensmittel und anderes zu erkaufen, widerstrebt ihr zutiefst. Ihr Gefühl von wiedergefundener Freiheit war noch zu frisch, als dass sie sich auf eine neue Form von Sklaverei hätte einlassen wollen, so schwierig ihre Lebensbedingungen auch waren. Marlies' Einstellung war nur ein weiterer faszinierender Aspekt ihres Lebens, den Leni nicht verurteilen wollte, weil sie die Freundin wirklich mochte. Sie war eine willkommene Ablenkung

von den Sorgen und Ängsten des Alltags. Und vor allem: Sie brachte Leni zum Lachen.

Eine der wenigen Geschichten aus ihrer Kindheit, die Marlies erzählte, drehte sich um Tuberkulose, und Leni, die ebenfalls darunter gelitten hatte, hörte genau zu. Marlies erzählte ihr, sie hätte sich als kleines Kind angesteckt, aber ihre Mutter hätte sie mit Hundefett geheilt. Sie lachte, als sie beschrieb, wie ihre Mutter das ekelige Zeug auf eine Scheibe Brot geschmiert und mit Zucker bestreut hätte, um den unangenehmen Geschmack zu übertönen. Leni lachte mit, als Marlies ihr Gesicht verzog, aber in ihr regte sich eine Erinnerung. Sie hatte von Auguste von ihrer Erkrankung gehört, sich aber nie viele Gedanken über die Heilmittel gemacht. An fettige Brotscheiben erinnerte sich jedoch sehr wohl, und die Ähnlichkeit mit Marlies' Erzählung war schon erstaunlich. Sie fragte sich, ob sie auch mit Hundefett geheilt worden war. Ein unappetitlicher Gedanke, aber es hatte ja gewirkt. Ob Auguste allerdings Zucker auf das Brot gestreut hatte, bezweifelte sie. Zucker war ein Luxus, den sie nur selten auf dem Tisch gehabt hatten.

Eines Tages, als Leni und Marlies sich an der üblichen Stelle trafen, sagte Marlies, sie hätte einen Plan ausgeheckt. Und zum ersten Mal war Leni Teil eines solchen Plans. Sobald es dunkel war, wollte Marlies zum Bahnhof gehen, wo ein Wagen mit Kohle unbeaufsichtigt auf einem Seitengleis stand. Leni fragte sie, woher sie das wusste, aber Marlies legte nur einen Finger an die Lippen und lächelte geheimnisvoll. Sie wollte auf jeden Fall in dieser Nacht Kohle stehlen, und nun war die Frage, ob Leni mitkommen und helfen wollte.

Sie könnte natürlich auch etwas mitnehmen, um endlich mal wieder das Zimmer ihrer Familie zu heizen. Es war ein sehr kalter Winter gewesen, und auch im Frühling war es immer noch bitterkalt. Leni sagte zu. Die Mädchen vertrödelten die Zeit und gingen bei Sonnenuntergang los. Ab 21 Uhr herrschte Ausgangssperre, aber Marlies versicherte Leni, sie würden lange vorher zu Hause sein. Leni war aufgeregt und nervös, aber froh, dass Marlies sie endlich mal mitnahm.

Bei Einbruch der Dunkelheit kamen sie am Bahnhof an und schlichen sich vorsichtig zwischen den Waggons durch, um nicht von einer Wache erwischt zu werden. Die Kohlewaggons standen tatsächlich auf einem Seitengleis, wo sie entladen werden sollten. Zum Glück war es in diesem Bereich sehr dunkel. Marlies warf ihren Sack auf den Waggon und kletterte schnell hinauf, wobei sie sich am Rand festhielt. Dann verschwand sie in einem Wirbel von Beinen und Rock in dem Wagen, und Leni, die noch unten stand, konnte sie nicht mehr sehen. Eine Sekunde später erschien der zerzauste Schopf wieder über dem Rand, und weisse Zähne grinsten sie an. Sie warf ihren Sack ebenfalls hinauf und versuchte, Marlies zu folgen, aber es fiel ihr deutlich schwerer, hinaufzuklettern – sie hatte einfach weniger Übung im Einbrechen. Schliesslich schaffte sie es aber doch, und dann sass sie neben Marlies auf einem Haufen glitzernder Kohle. Sie füllten ihre Säcke, flüsterten und kicherten aufgeregt. Es war ein echtes Abenteuer, fand Leni.

Minuten später waren sie bereit, mit ihrer Beute zu flüchten. Aber gerade als sie vom Wagen klettern wollten, hörten sie schwere Tritte und Männerstimmen. Sie legten sich still auf die Kohlen und hörten,

wie die Schritte genau unter ihnen zum Stehen kamen. Die Männer redeten weiter. Langsam hob Marlies den Kopf und schaute über den Rand. Zwei amerikanische Soldaten, die den Bahnhof bewachten, hatten beschlossen, genau neben diesem Wagen eine Zigarettenpause zu machen. Marlies fluchte leise und bedeutete Leni, sie müssten warten, bis die beiden Männer weitergingen. Aber die Soldaten liessen sich Zeit, plauderten auf Englisch, was beide Mädchen nicht verstanden, und rauchten eine Zigarette nach der anderen, ohne damit zu rechnen, dass oben die beiden jungen Diebinnen lauerten.

Inzwischen war es nach 21 Uhr, und die Soldaten, die sich hingesetzt hatten, rauchten und redeten immer noch. Leni fing an, sich Sorgen zu machen – ihre Mutter war es überhaupt nicht gewöhnt, dass sie erst so spät am Abend nach Hause kam. Marlies sorgte sich mehr wegen der Ausgangssperre; es war nicht gut, wenn man da auf der Strasse erwischt wurde, zumal mit einem Sack Kohlen auf dem Rücken. Sie flüsterten sich ihre Sorgen zu und versuchten, ganz leise zu sein, um die Aufmerksamkeit der Soldaten nicht zu wecken. Sogar das Geräusch ihres Atems erstickten sie, indem sie ihre Schals ums Gesicht wickelten. Plötzlich schrie Marlies leise auf. Sie hatte in etwas Weiches gefasst, und ein kurzes Schnupfern bestätigte ihr, was sie schon befürchtet hatte: Es handelte sich um Kot. Beide Mädchen brachen in leises Kichern aus und konnten sich einfach nicht mehr bremsen. Erschrocken legten sie sich hin, da sie befürchteten, die Soldaten könnten sie gehört haben und den Wagen untersuchen.

Aber aus irgendeinem Grund merkten die Männer nichts, und als Marlies endlich den Mut fand, über den Rand zu spähen, waren sie fort.

Die Mädchen kletterten vom Wagen und rannten los, um möglichst schnell auf die Strasse zu kommen. Die schweren Kohlen-säcke behinderten sie sehr und schlugen ihnen in die Kniekehlen. Weil es schon so spät war, schlichen sie durch Gassen und Höfe, nutzten den Häuserschatten und versteckten sich in Eingängen. Aber das Glück war ihnen hold. Als sie nur noch zwei Strassen von Lenis Zuhause entfernt waren, beglückwünschten sie sich und waren sicher, es geschafft zu haben. Erfolgstrunken bogen sie um eine Ecke – und liefen einer Patrouille in die Arme. Die Männer waren alles andere als begeistert, zwei junge Mädchen nach Beginn der Ausgangssperre auf der Strasse zu finden, und schimpften sie kräftig aus, um ihnen die Gefahren deutlich zu machen, die im Dunkeln lauern konnten. Marlies überlegte nicht lange, fing an zu schluchzen und behauptete, sie hätten sich auf dem Heimweg aus der Kirche verirrt. Dort hätten sie für ihren Vater gebetet, der vermisst wurde. Leni fand, dass die Geschichte sehr überzeugend klang, aber die Polizisten hatten wohl schon zu oft so etwas gehört. Sie verlangten die Papiere, und Leni zeigte sofort ihren neuen Ausweis vor, den sie inzwischen als Ersatz für den gestohlenen bekommen hatte. Der Militärpolizist schrieb ihr einen Passierschein aus, damit sie trotz der Ausgangssperre nach Hause konnte, und hielt ihr noch eine Strafpredigt, bevor er sie gehen liess. Das alles hatte ihn so beschäftigt, dass er auf den Sack, den sie bei sich trug, gar nicht achtete. Marlies hatte nicht so viel Glück. Sie hatte keinen Ausweis und auch sonst

keine Papiere bei sich, sodass sie mitgenommen und über Nacht festgehalten wurde. Sie versuchte zwar mit wirklich allen Mitteln, die beiden Männer zu überreden, dass sie sie freilassen sollten, aber ohne Erfolg. Schnell waren sie um die nächste Ecke verschwunden, wo Leni nur noch hörte, wie Marlies weiter protestierte.

Am nächsten Tag trafen sich die beiden Mädchen wie üblich. Leni wollte natürlich wissen, wie es gewesen war, die Nacht in einer Zelle zu verbringen. Marlies berichtete ihr empört, dass man ihr nicht erlaubt hatte, den Kohlenstaub und den Kot an ihrer Hand abzuwaschen. Sie hatte sich vor ihrem eigenen Gestank so geekelt, dass sie kaum geschlafen hatte. Die beiden Mädchen lachten sich über das nächtliche Abenteuer schief, und Leni hoffte, dass Marlies sie wieder einmal mitnehmen würde, trotz ihrer Begegnung mit dem Arm des Gesetzes.

Das passierte tatsächlich schneller, als sie zu hoffen gewagt hatte. Ein paar Tage später stellte Marlies Leni einem ihrer Freunde vor, einem Mann, den sie schlicht Kessler nannte. Er war, flüsterte sie ihr zu, ein ehemaliger SS-Mann, der sich vor den Amerikanern versteckte. Nach Monaten auf der Flucht kannte sich Kessler in der Stadt bestens aus. Er und Marlies hatten ein neues Abenteuer geplant; diesmal ging es um Lebensmittel, die sie alle bitter nötig hatten. Sie wollten in eine Kaninchenfarm am Stadtrand einbrechen und einige Tiere stehlen. Leni war begeistert von der Aussicht auf ein neues nächtliches Abenteuer, und bei dem Gedanken an Kanincheneintopf lief ihr das Wasser im Mund zusammen.

Marlies und Kessler hatten tagsüber schon eine Erkundungstour zu der Kaninchenfarm gemacht und waren bestens vorbereitet. Bei Einbruch der Dunkelheit trafen sie sich mit Leni und einem Freund von Kessler in der Stadt und machten sich auf den einstündigen Weg. Sie gingen durch den Schlamm am Strassenrand, hielten sich an Bäume und Mauern und versuchten, sich möglichst unauffällig zu bewegen. Die Männer hatten Säcke bei sich, in die sie ihre Beute stecken wollten. Nach einer Stunde konnten sie eine Reihe niedriger Gebäude und eingezäunte Gehege erkennen, gerade noch sichtbar im wässrigen Licht der wenigen Strassenlaternen. Kesslers Wissen zahlte sich jetzt aus; er führte sie direkt zu den Gehegen, die der Strasse am nächsten waren. Er leuchtete mit seiner Taschenlampe auf eine Käfigtür, und sein Freund brach das Schloss mit einem Meissel auf, den er mitgebracht hatte, um die Tiere zu töten. Schnell zog er ein paar Kaninchen heraus und reichte die zappelnden Tiere den Mädchen. Die anderen Kaninchen, aufgeschreckt durch den Lärm, fingen laut an zu quieken, sodass sie hastig abzogen. Der Lärm weckte auch tatsächlich den Bauern, der herauskam, um nachzusehen, was los war, und fluchend mit seiner Taschenlampe herumfuchtelte. Die «grossartigen Viet», wie sie sich getauft hatten, liessen sich in den nächsten Strassengraben fallen und versteckten sich, bis sie sicher weiterflüchten konnten. Ihre Beute trugen sie in den Säcken davon. Der lange Heimweg wurde erleichtert durch die Aussicht auf ein kräftiges Abendessen mit Fleisch, obwohl sich Leni fragte, wie sie ihrer Mutter ihre lange Abwesenheit und das Auftauchen des Kaninchens erklären sollte. Darüber hätte sie sich

aber keine Sorgen machen müssen. Ihre Mutter war zwar nicht erfreut darüber, dass ihre Tochter so lange ausblieb, aber sie war freudig überrascht, als Leni das Kaninchen vorzeigte. Genau wie bei der Kohle wurden keine Fragen gestellt. Marlies' Freund Kessler verschwand übrigens wenig später, was niemanden verwunderte.

Die Begeisterung über ihren Erfolg auf der Kaninchenfarm hielt ein paar Wochen an, aber Marlies wollte unbedingt bald eine neue Möglichkeit finden, ihre magere Kost zu ergänzen. Eines Tages erzählte sie Leni von einem Apfelgarten, in dem sich massenweise Äpfel befanden, darunter sehr viel Fallobst, das nur darauf wartete, aufgesammelt zu werden. Der Garten gehörte zwei alten Jungfern, die im Haus gleich daneben wohnten, und er lag am Stadtrand, so dass sie wieder einen langen Weg auf sich nehmen mussten. Aber die saftigen Äpfel lockten einfach zu sehr. Es fühlte sich an, als wäre es Jahre her, dass sie zuletzt frisches Obst gegessen hatten.

Als sie ihr Abenteuer planten, beschlossen sie, diesmal anders vorzugehen. Sie würden die beiden Damen um Erlaubnis bitten, Fallobst zu sammeln. Wenn sie diese Bitte höflich und respektvoll vorbrachten, würde man sie ihnen sicher nicht abschlagen. Vielleicht wären die Frauen sogar ganz froh, wenn man ihnen anbot, bei der Apfelernte zu helfen. Auf dem einstündigen Weg zum Garten probten die beiden Mädchen, was sie den Besitzerinnen sagen wollten. Sie waren sicher, dass man sie freundlich empfangen würde. Als sie zu dem kleinen Haus mit dem abblätternden Zaun kamen, sahen sie die Apfelbäume, die in Reih und Glied dort standen. Sie klopfen an und fragten mit dem gewinnendsten Lächeln, ob sie

Fallobst aufsammeln dürften. Die beiden Frauen, die ihnen öffneten, trugen dunkle Bauernkleidung. Sie sahen eigentlich ganz freundlich aus, sprachen aber einen seltsamen Dialekt. Leni glaubte verstanden zu haben, dass sie von «schlechtem Boden» sprachen und sagten, die Äpfel seien «nicht gut». Die Mädchen liessen sich nicht abweisen und versuchten es weiter. Aber nach ein paar Minuten mit wiederholten Erklärungen und wenig gegenseitigem Verstehen machten die Frauen den Mädchen Zeichen, sie sollten verschwinden, und schlossen die Tür.

Leni und Marlies waren überrascht und frustriert, aber entschlossen, so leicht nicht aufzugeben. Die Aussicht auf frische, knackige Äpfel war einfach zu verlockend. Und sie konnten die Bäume ja von der Strasse aus sehen! Auf dem Heimweg überlegten sie, was die beiden Frauen hatten sagen wollen. Marlies erzählte, sie habe Gerüchte gehört, dass man «menschlichen Dünger» in solchen Gärten benutzte, die sich in der Nähe von Konzentrationslagern befanden. Mit anderen Worten, man düngte die Bäume mit menschlicher Asche aus den Verbrennungsöfen. Besonders rund um Auschwitz war das vorgekommen. Aber sie konnten sich nicht vorstellen, dass so etwas auch in Passau möglich war. Sie vermuteten eher, dass sich die Gartenbesitzerinnen Gruselgeschichten ausdachten, um Diebe abzuschrecken. Sie beschlossen jedenfalls, ihren Plan abzuändern, am Abend im Dunkeln zurückzukehren und sich die Äpfel zu holen. Wenn sie vorsichtig wären, würden die beiden Frauen gar nichts davon merken.

In der Abenddämmerung zogen sie los. Inzwischen waren sie ja geübt darin, die Schatten am Strassenrand zu nutzen, damit man sie nicht sah. Sie schlichen ums Haus zum nächststehenden Baum und fingen an, das Fallobst aufzusammeln. Die ersten Äpfel assen sie und flüsteren dabei miteinander, während sie ihre Taschen füllten, glücklich, dass es so gut lief. Doch in diesem Moment bemerkte Marlies eine Bewegung. Eine der Besitzerinnen hatte sich hinter den Baum geschlichen und sie auf frischer Tat ertappt. Marlies stiess Leni in die Rippen, und sie schnappten sich die Säcke mit den Äpfeln und wollten schnell weglaufen. Die Frau fuchtelte wild mit den Armen und wollte ihnen etwas sagen. Offenbar ging es ihr nicht darum, dass das, was die Mädchen taten, falsch war – was es natürlich war. Sie war wirklich der Ansicht, die Äpfel wären nicht in Ordnung. Endlich begriff Leni, was sie ihnen sagen wollte. Die Äpfel durften nicht gegessen werden, weil die Bäume auf einem Friedhof standen. Die Wurzeln holten sich ihre Nahrung aus dem Boden, der, so glaubten die beiden alten Jungfern, von den verwesenden Leichen darunter verseucht war. Deshalb hatten sie das Obst auch nicht selbst eingesammelt. Jetzt begriffen Leni und Marlies. Sie hörten höflich zu, beschlossen aber, den Rat zu ignorieren und noch mehr Äpfel einzusammeln. Das Obst schmeckte nämlich wunderbar, sie hatten Hunger, und ein bisschen verseuchter Boden konnte sie nicht abschrecken. Die Frau schüttelte nur ungläubig den Kopf über die Dummheit der jungen Generation und liess sie danach in Ruhe.

Auguste freute sich über die Äpfel, warf Leni aber einen warnenden Blick zu, der klarmachte, dass sie wusste, es handelte sich

um Diebesgut. Leni begriff, dass sie in Zukunft mit irgendeiner Geschichte aufwarten musste, um Augustes Gewissen zu beruhigen. Am nächsten Tag, während sie in der Schuhfabrik arbeitete, dachte Leni über die Gerüchte mit dem «menschlichen Dünger» nach. Vielleicht war das Essen, das der Fabrikbesitzer im Lager bekommen hatte, auch mit solchem Dünger produziert worden oder auf einem Friedhof mit verwesenden Leichen gewachsen. Vielleicht hatte es all das auch am Stadtrand von Passau gegeben. Ein ernüchternder Gedanke.

Nach der Arbeit ging Leni zu ihrem üblichen Treffpunkt mit Marlies, aber die Freundin war nicht da. Leni wartete und dachte, Marlies würde gleich grinsend um die Ecke kommen und irgendeine wilde Geschichte erzählen. Aber sie kam nicht. Drei Wochen wartete Leni jeden Nachmittag am üblichen Ort, dann gab sie auf. Vielleicht hatte sich Marlies gezwungen gesehen, weiterzuziehen, und war nicht in der Lage gewesen, ihr eine Nachricht zukommen zu lassen. Sie sah Marlies nie wieder, und so sehr sie sich auch in aller Diskretion nach ihr erkundigte, sie erfuhr nie, was aus ihr geworden war. Leni vermisste den sonnigen Optimismus ihrer Freundin, die immer so entschlossen gewesen war, jede Lage auszunutzen und das Beste daraus zu machen.

23

Nachdem Marlies verschwunden war, musste sich Leni wieder einmal vor allem durch Arbeit von ihrem traurigen Alltag ablenken. In der Schuhfabrik genoss sie die Gemeinschaft mit ihren Kolleginnen und Kollegen, die zu einem grossen Teil in ihrem Alter waren. Den Rest des Tages verbrachte sie in Warteschlangen in der Hoffnung, für ihre Essensmarken etwas zu bekommen. Dass einzig Gute daran war, dass die Warteschlangen vor den Läden gleichzeitig wichtige Nachrichtenbörsen waren, nicht nur, was Gerüchte aus Passau und der näheren Umgebung anging. Oft ging es auch um die Geschehnisse in der Hauptstadt Berlin, die jetzt von den siegreichen Alliierten in Sektoren aufgeteilt worden war. Die Frauen, die den Bombenschutt aufräumen mussten – Stein für Stein und Ziegel für Ziegel, weil es dafür keine Maschinen gab –, wurden als «Trümmerfrauen» bezeichnet. Die alten Männer redeten über Politik, über verlorene Lebensträume und tote Familienmitglieder, trockneten ihre Tränen und schimpften aufeinander. Die meisten Geschichten waren furchtbar – Tausende von deutschen Zivilisten im Osten, die nicht mehr hatten fliehen können, waren getötet, eingesperrt oder deportiert worden. Zahlreiche versprengte Flüchtlinge, darunter erschreckend viele Kinder, wurden wie streunende Hunde auf den Strassen aufgegriffen, wo sie verzweifelt nach Essen suchten. Und man hörte von unglaublich vielen Menschen, die sich umgebracht

hatten, nachdem sie erfahren hatten, dass ihre Lieben tot waren und sie kein Zuhause mehr hatten.

Die jüngeren Frauen in den Warteschlangen schienen aber auch erpicht darauf, endlich wieder ein bisschen Glück zu finden. Sie erzählten flüsternd von ihren Abenteuern mit amerikanischen Soldaten und gaben mit Seidenstrümpfen und Parfüm an, die sie von ihren Verehrern geschenkt bekommen hatten. Leni war an solchen Abenteuern absolut nicht interessiert. Sie mochte sich immer noch nicht vorstellen, dass eine sexuelle Beziehung auch eine romantische Seite haben konnte. Aber sie hörte den anderen gern zu, ohne das Gefühl zu haben, die Geschichten gingen sie etwas an.

Doch eines Tages in einer solchen Warteschlange fiel ihr ein Mann auf. Er war freundlich, fröhlich und gesellig und stellte sich ihr irgendwann als Janes vor. Sie fanden schnell einen guten Draht zueinander und trafen sich öfter in der Schlange. Janes hatte ein sonniges Gemüt, man konnte sich gut mit ihm unterhalten, und er schien Lenis Gesellschaft zu geniessen. Mit der Zeit spürte auch Leni, dass er ihr gefiel und dass sie sich darauf freute, ihn zu treffen. Nach ein paar Wochen fragte er sie, ob er sie einmal von der Arbeit abholen dürfte, und sie stimmte zu und fühlte sich geschmeichelt, dass er offenbar bereit war, ihre Bekanntschaft zu vertiefen. Von da an trafen sie sich regelmässig in ihrer Freizeit. Es dauerte nicht lange, dann gestand Janes ihr, dass er sich in sie verliebt hatte. Leni empfand durchaus etwas für ihn, hörte ihm gern zu, lachte über seine Scherze und freute sich, ihn jeden Tag zu sehen. War das Lie-

-

be? Wenn ja, dann liebte sie ihn wohl. Aber als er ihr einen Heiratsantrag machte, schreckte sie dann doch zurück.

Nach allem, was sie mit Schneidermeister Bannert durchgemacht hatte, wusste sie nicht, ob sie zu einer sexuellen Beziehung bereit war. Und die würde zu einem normalen Eheleben ja wohl dazugehören. Janes hatte sie nicht bedrängt, er machte lediglich Pläne für ein gemeinsames glückliches Leben mit Kindern, der Gewissheit, geliebt zu werden, und gegenseitiger Unterstützung, solange sie beide lebten. Er war fürsorglich und rücksichtsvoll und sagte, er würde sie auch nicht zu einer Antwort auf seinen Heiratsantrag drängen, sondern ihr Zeit lassen, diese Lebensentscheidung zu bedenken. Leni war so verblüfft, dass sie gar nicht wusste, was sie sagen sollte. Ja, sie würde über seinen Antrag nachdenken, aber sie brauchte Zeit. Dass er sich so schnell so sicher war, erstaunte sie. Andererseits staunte sie auch über das Bild, das er ihre ausmalte, von einem Leben voller Liebe und Sicherheit, wie sie es sich nie erträumt hatte. Sie befürchtete, wenn sie Ja sagte, würde sich der ganze schöne Traum in Luft auflösen. Und sie wusste noch nicht, ob sie Janes etwas von ihren Erlebnissen mit Bannert erzählen sollte. Bis jetzt hatte sie niemandem auch nur ein Wort gesagt. Ihr war absolut klar, dass sie ihre Angst vor einer intimen Beziehung überwinden musste, wenn sie heiraten und Kinder haben wollte. Und Janes war ein freundlicher, sanftmütiger Mann, mit dem sie mit etwas Zeit und liebevoller Zuwendung ihre Angst wohl loswerden könnte. Und so beschloss sie, Ja zu sagen. Sie würde Janes heiraten.

Auf ihren Spaziergängen am Inn, wo sie sich regelmässig trafen, planten sie ihre gemeinsame Zukunft. Leni liess sich fotografieren

und brachte das Bild zu ihrem nächsten Treffen mit, um es Janes als Unterpfand ihrer Liebe zu schenken. Auf die Rückseite schrieb sie: «Für meinen lieben Janes ... als Erinnerung ... in Liebe, Leni». Sie wusste, er würde es immer bei sich haben, so stark war seine Liebe.

Sie wartete unter einem grossen alten Baum, der sich anmutig am Fluss ausbreitete, und beobachtete, wie Janes strahlend auf sie zukam. Sie liebte ihn wirklich sehr und wollte ihn demnächst ihrer Familie vorstellen und ihrer Mutter ihre Heiratspläne unterbreiten. Da hörte sie plötzlich ein fröhliches Quietschen aus einem Seitenweg. Von ihrem Platz unter dem Baum reckte sie den Hals, um zu sehen, woher das Geräusch kam. Da standen zwei kleine Jungen mit einer jungen Frau am Wegrand, winkten wild und sprangen aufgeregt herum: «Papa! Papa!» Sie freuten sich sichtlich, ihn zu sehen. Die verzweifelte Leni begriff, dass sie wirklich Janes riefen – er war der Vater dieser beiden Jungen. Er ging, auf die kleine Gruppe zu, plauderte vertraut mit der jungen Frau und dann ging sie mit den Jungen, die immer noch winkten, zu einem Wohnhaus. Leni biss sich auf die Lippe, um ihre Tränen zurückzuhalten.

Janes kam auf sie zu, immer noch lächelnd nach der Begegnung mit seiner Familie. Er konnte Leni am Gesicht ablesen, was sie gesehen hatte – sein Betrug war ans Licht gekommen. So sehr er auch versuchte, sie an sich zu ziehen, ihr verzerrtes Gesicht zu küssen und sie mit zärtlichen Worten zu beruhigen, sie trat einen Schritt zurück und weigerte sich, ihn auch nur zu berühren. Janes beteuerte, er wolle sich scheiden lassen, lebe nicht mehr bei seiner Familie und sei sehr unglücklich. Die Begegnung mit ihr habe ihm Hoff-

nung auf künftiges Glück und ein wenig Liebe gegeben. Nur mit ihr könne er glücklich sein. Leni fühlte sich innerlich zerrissen und vollkommen verwirrt. Er tat ihr leid, weil er in einer unglücklichen Ehe gefangen war, zumal sie ja wusste, wie es sich anfühlte, in der Falle zu sitzen. Und sie wollte ihm auch gern helfen. Aber sie konnte doch sehen, dass die Jungen – und möglicherweise auch ihre Mutter – ihn liebten. Sie konnte den Kindern den Vater nicht wegnehmen, und sie konnte einer Frau nicht den Mann wegnehmen. Sie hatte selbst eine Kindheit ohne Vater erlebt und wollte nicht, dass die Jungen etwas Ähnliches erlebten. Auch wusste sie, wie schwer Augustes Leben als alleinerziehende Mutter gewesen war. Und so sagte sie Janes, er müsse zu seiner Familie zurückkehren, bevor sie sich umdrehte und ging, trotz seiner Proteste. Mit der Hand umfasste sie das Foto in ihrer Tasche. Sie war am Boden zerstört, die Tränen liefen ihr übers Gesicht, als sie begriff, dass ihre kostbaren Träume von Liebe und Ehe durch seinen herzlosen Betrug in Rauch aufgegangen waren. Dass sie edel gehandelt hatte, tröstete sie dabei nur wenig. Sie schluchzte auf dem gesamten Heimweg, beschäftigte sich mit Hausarbeit und neigte den Kopf, damit niemand ihr verzweifertes Gesicht sah.

Die nächsten paar Wochen verbrachte Leni ihre wenigen freien Stunden damit, am Fluss entlangzulaufen und über ihr Leben ohne Janes nachzudenken. Er hatte behauptet, dass er sie liebte, aber er hatte sie betrogen. Es war ein scheussliches Gefühl. Sie hatte ihm geglaubt und sich ein glückliches Eheleben ausgemalt, aber daraus würde jetzt wohl nichts werden. Ihr Vertrauen in andere Menschen

war zutiefst erschüttert. Entsprechend unglücklich war sie in der nächsten Zeit. Mit jedem Rückschlag stieg das Trauma der Missbrauchsjahre in ihr wieder hoch. Gerade die Menschen, die sie hätten beschützen sollen, hatten sie im Stich gelassen. Diejenigen, die sie für ihre Freunde hielt, waren verschwunden, und diejenigen, die behaupteten, sie zu lieben, hatten sie betrogen. Sie war erpresst, tyrannisiert und vergewaltigt worden, sie lebte seit Jahren unter der Last vieler Geheimnisse und fühlte sich entsetzlich unsicher. Bannert war schuld daran; sie versuchte verzweifelt, sich von dieser Vergangenheit zu befreien. Sie hasste Geheimnisse und wünschte sich ein offenes, ehrliches Leben, in dem es keine Geheimnisse mehr gab, zumindest nicht in ihrer Familie. Vielleicht würde es ja aufhören, wenn sie sich endlich ihrer Mutter anvertraute. Aber das war nur der Anfang, und sie fand ausserdem immer noch nicht den richtigen Moment. Ihre Mutter war ständig müde und voller Sorgen und Ängste. Leni hatte das Gefühl, sie würde ihre Mutter nur noch mehr belasten, wenn sie ihr all das Schreckliche erzählte. Wie würde ihre Mutter reagieren? Würde sie sich verantwortlich fühlen, weil sie ihre Tochter nicht besser geschützt hatte? Wusste sie es womöglich schon? Nein, das konnte nicht sein. Leni schüttelte energisch den Kopf. Einen solchen Gedanken würde sie nicht zulassen. Wenn ihre Mutter etwas gewusst hätte, dann hätte sie auch etwas unternommen. Doch die Zweifel blieben, und am Ende schwieg sie doch weiter.

Ein paar Monate nach dem Ende der Beziehung zu Janes lernte Leni einen ehemaligen Kriegsgefangenen aus Serbien kennen, der jetzt im Lager für «Displaced Persons» in Ilzstadt unweit Passau

lebte. Ratko Janic war ein gut aussehender Mann mit dunkelbraunen Augen, olivfarbener Haut und dicht gelockten schwarzen Haaren, die sehr kurz geschnitten waren. Er arbeitete als Fahrer für die Amerikaner und kam deshalb öfter in die Stadt. Eines Tages kam er in die Schuhfabrik, um eine Lieferung für die Amerikaner abzuholen. Ratko warf einen Blick auf die Mädchen, die mit Leni zusammenarbeiteten und jeden gut aussehenden Mann sofort bemerkten. Sie stiessen sich in die Rippen, als Ratko und seine Kollegen durch die Fabrik schlenderten, kicherten und flüsterten und bezeichneten ihn als «Sahnestück». Leni fand auch, dass er gut aussah, aber sie scheute nach dem jüngsten Erlebnis mit Janes vor jeder männlichen Gesellschaft zurück und überliess das Flirten lieber ihren Kolleginnen, die ein Gespräch mit den fremden Männern anfangen und ganz schnell ein Picknick mit ihnen vereinbarten. Leni wurde mit eingeladen, die anderen bestanden darauf, dass sie mitkam. Und weil sie so bettelten, stimmte sie zu. Vielleicht war so ein Ausflug mit den Mädchen ja ganz schön, obwohl sie an einem Treffen mit den Männern nicht so rasend interessiert war.

Am verabredeten Tag trafen sich die Mädchen am Ufer der Ilz. Sie hatten sich die Haare aufgedreht und mit geliehenen Bändern geschmückt, Schminke vom Schwarzmarkt und die besten Kleider vervollständigten den Aufzug. Selbst Leni hatte sich Mühe gegeben und freute sich auf den Ausflug. Sie hatten eine alte Militärdecke aufgetrieben, die sie im Gras unter einem Baum ausbreiteten, sodass sie ein bisschen Schatten hatten; der Nachmittag würde heiss werden. So warteten sie auf die Männer, plauderten fröhlich und

unterhielten sich über ihre Favoriten. Die Männer kamen pünktlich. Ratko, der gut aussehende Serbe, ging allein hinter den anderen. Die Mädchen und ihre Gäste entspannten sich schnell, plauderten und assen die paar Dinge, die sie zusammengetragen hatten. Auch Ratko nahm an dem fröhlichen Austausch in Deutsch und Serbisch teil. Erst sass er ein wenig abseits, ass und gab nur gelegentlich einen Kommentar ab, dann beobachtete er Leni ein Weilchen und setzte sich wenig später zu ihr. Er war zurückhaltend, fast scheu, vielleicht auch nachdenklich, aber sein Lächeln war breit und strahlend, wenn man ihn ansprach. Leni fand ihn sehr attraktiv und genoss seine Gesellschaft. Er sprach nur wenig Deutsch und sie überhaupt kein Serbisch, aber sie lachten über die Verständigungsprobleme und sprachen mit Händen und Füßen. Leni wurde allmählich neugierig auf ihn. Sie sprachen über kulturelle und sprachliche Unterschiede, und irgendwie schien alles zu passen, obwohl sie doch so gar nicht zusammenpassten. Als der Nachmittag zu Ende ging, bedauerte sie das sehr.

Das Picknick hatte ihr gut gefallen, so gut, dass sie zustimmte, ihn nach der Arbeit und an den Wochenenden wiederzusehen, wenn sie nicht im Haushalt gebraucht wurde. Die Zeit verging, ihre Beziehung entwickelte sich und wurde allmählich körperlicher. Anders als ihre Kolleginnen, die in dieser Hinsicht sehr frei waren und leicht intime Beziehungen eingingen, fühlte sie sich dazu noch nicht bereit. Wie bei Janes dachte sie lange darüber nach, wie sie ihre Ängste überwinden könnte, um endlich die Freuden einer normalen, liebevollen Beziehung zu geniessen, zu heiraten und Kinder zu bekom-

men. Sie sah den anderen Mädchen zu, die ihrem Verlangen nachgaben und ihren Spass hatten. Sie waren so frei! Keine Erpressungen, keine Manipulation, keine Vergewaltigung und keine Tyrannei trübten ihre Erfahrungen. Vielleicht würde es ja besser, wenn sie mit Ratko schlief. Vielleicht würde das die bösen Bilder von Schneider Bannert endgültig auslöschen.

Leni beschloss, einen Schritt weiter zu gehen. Ratko fand das offenbar ganz normal, und sie vermutete, dass ihre Kolleginnen recht hatten und dass er es einfach erwartete – wie die meisten Männer. Oft schmuggelte er etwas zu essen aus dem Lager und brachte es ihr, sodass sich ihr Gesundheitszustand etwas verbessert hatte. Endlich nahm sie wieder ein wenig zu, nachdem sie so viele Jahre mager und unterernährt gewesen war. Sie schrieb es der Liebe zu. Ihre Gesundheit hatte wirklich unter den Notjahren gelitten, und sogar ihre Periode kam unregelmässig und blieb ab und zu ganz aus. Manchmal war ihr auch übel oder schwindelig, aber sie wusste ja aus Erfahrung, dass es am Hunger lag. Als die Symptome schlimmer wurden, ihr Bauch dicker und das Unwohlsein stärker, machte sie sich aber doch Sorgen. Würde sie ihren Lohn für Medizin ausgeben müssen? Sie fragte Ratko, ob sie wohl einen Arzt aufsuchen sollte, aber er wirkte ganz unbesorgt und schien die Veränderungen in ihrem Körper gar nicht zu bemerken.

Als es noch schlimmer wurde, beschloss Leni aber doch, zum Arzt zu gehen. Sie sparte ihren Lohn ein paar Wochen, um den Arzt zu bezahlen. Der Doktor stellte zu Anfang ein paar Routinefragen, aber dann schaute er sie überrascht an und fragte sie, warum sie denn nicht längst zu ihm gekommen war. Sie musste doch bemerkt

haben, dass sie im sechsten Monat schwanger war! Leni fiel aus allen Wolken. Als sie nachrechnete, wurde ihr klar, dass sie gleich beim ersten Zusammensein mit Ratko schwanger geworden war – bei ihrer ersten sexuellen Begegnung, die keine Vergewaltigung gewesen war. Sie murmelte eine Entschuldigung und flüchtete dann schnell aus der Praxis. Ziellos lief sie durch die Strassen, ohne zu wissen, was sie tun sollte. Dann beschloss sie, Ratko die Nachricht zu überbringen. Er war alles andere als begeistert und hatte ganz offensichtlich keine Absicht, sich so bald irgendwo niederzulassen.

Damit stand Leni vor einem Abgrund. Plötzlich trug sie die Verantwortung für das kleine neue Leben in ihrem Körper. Sie überlegte, was sie tun sollte. In Deutschland gab es in Folge des Krieges unzählige Waisenkinder, eine Adoption war also eher unwahrscheinlich. Aber ihr eigenes Leben hatte in einem Waisenhaus begonnen, und sie erinnerte sich an die Erzählungen ihrer Mutter über die schrecklichen Verhältnisse dort und die herzlosen Nonnen, die eher wie Gefängniswärterinnen wirkten. Sie wusste, dass ihre Mutter sie heimlich aus dem Waisenhaus geschmuggelt hatte, weil sie sie dort nach dem Erlebnis mit den Raupen nicht lassen wollte. Ein Kind ins Waisenhaus zu geben, kam also auch nicht in Frage. Abtreibung war die nächste Möglichkeit, aber das Risiko war angesichts der weit fortgeschrittenen Schwangerschaft viel zu gross. Seit Ende des Krieges im Mai 1945 hatten die Ärzte unzählige Abtreibungen durchgeführt, vor allem bei Frauen, die vergewaltigt worden waren. Aber das war ja bei Leni nicht der Fall. Welch eine Ironie des Schicksals!

Im Grunde genommen blieb ihr also nur übrig, genau wie ihre Mutter ein uneheliches Kind zu bekommen und grosszuziehen. Die Geschichte wiederholte sich. Leni war fest entschlossen, ihr Kind nicht den Härten auszusetzen, die sie in ihrer Kindheit erlebt hatte. Also beschloss sie, mit Ratko zu reden. Dann würde sie ihrer Mutter sagen, dass sie sich liebten und heiraten wollten. Auguste würde sich ins Unvermeidliche fügen und zustimmen.

Während Leni mit ihrem eigenen Chaos beschäftigt war, bekam ihre Mutter endlich die Antwort auf die Gebete aus zwei Jahren: Paul Schatke war gefunden worden. Das Rote Kreuz hatte ihn im Mai 1946, fast ein Jahr nach Ende der Kampfhandlungen, aufgespürt. Er war an der Ostfront in Kriegsgefangenschaft geraten und in ein russisches Lager gebracht worden. Die Sowjetunion war extrem unkooperativ bei der Rückführung deutscher Kriegsgefangener; die Männer wurden als billige Arbeitskräfte für den Wiederaufbau des zerstörten Landes gebraucht. Aber das Rote Kreuz übte starken Druck auf die sowjetischen Behörden aus, und schliesslich wurde ein Teil der Kriegsgefangenen freigelassen. Schatke gehörte dazu.

Die Verhandlungen über den Austausch von Gefangenen dauerten Monate, und so stand Paul Schatke erst Ende 1946 vor Augustes Tür. Er war schwach und unterernährt, hatte ein blasses, hageres Gesicht mit Augen, die tief in den Höhlen lagen. Und er war sichtlich gealtert, seit er seine Familie das letzte Mal gesehen hatte. Sein Körper, der nur noch aus Haut und Knochen bestand, schien geschrumpft zu sein, und er hatte auch fast alle Haare verloren. Er konnte von Glück sagen, dass er überlebt hatte, und Auguste hatte

alle Hände voll zu tun, ihn gesund zu pflegen. So war sie ziemlich abgelenkt, was sich günstig auf Leni und Ratko auswirkte. Denn Ratko hatte, wohl eher aus Pflichtgefühl, nun wirklich zugesagt, Leni zu heiraten. Die Hochzeit musste allerdings aufgeschoben werden, als Schatke kam. Sie beschloss, zu heiraten, sobald das Kind da war. Es würde ja nur noch ein paar Wochen dauern.

Lenis Gefühle dem Kind gegenüber waren sehr gemischt. Bis vor Kurzem hatte sie sich als Gefangene ihrer Missbrauchserfahrungen gefühlt und nach Freiheit gesehnt. Dann hatte sie diese Freiheit gewonnen – und sofort wieder verloren. Wieder fühlte sie sich wie in einer Falle, wenn sie daran dachte, sich um das Kind zu kümmern. Ihre Kolleginnen beneideten sie zwar um die Beziehung zu Ratko, dem «Sahnestück», aber er hatte relativ wenig Interesse daran, Vater zu sein, und war froh, wenn sie in dieser Hinsicht alles übernahm. Auf ihn konnte sie sich also nicht verlassen. Das Kind würde zu ihr gehören und allein ihre Aufgabe sein, und das war ihr auch ganz recht, denn sie hatte ja noch nie etwas ganz für sich gehabt. Es gefiel ihr gut, das Kind mit niemandem teilen zu müssen, und in ihrem Herzen wusste sie, dass das Kind sie immer und bedingungslos lieben würde. Vielleicht war das sogar eine Entschädigung für die verlorene Freiheit.

Aber sie wusste auch, was das alles für ihre Familie bedeutete, die auf ihr Einkommen angewiesen war, zumal jetzt, da Paul Schatke nach Hause gekommen war und gutes Essen und Medikamente brauchte, um wieder gesund zu werden.

Aber sie hätte sich keine Gedanken machen müssen. Ein paar Tage nach Schatkes Ankunft musste sie, noch viel zu früh, ins Krankenhaus, weil die Geburt begann. Aber das Kind, ein kleiner Junge, starb kurz nach der Geburt. In ihrer Erschöpfung war sie kaum in der Lage, die Hand auszustrecken und sein kleines, kaltes Gesicht zu berühren. Ihre Finger fuhren einmal leicht und zärtlich über seine Züge. Das Baby im Arm halten durfte sie nicht; die Nonnen im Krankenhaus versicherten ihr, das sei besser für sie. Sie würden sich darum kümmern, dass das Kind getauft und beerdigt würde. Und Leni liess sich in dem rostigen Krankenhausbett zurückfallen, die Augen auf das kleine Bündel gerichtet, das aussah wie ein Wäschebündel und von einer kräftigen Nonne weggetragen wurde, und versank in Bewusstlosigkeit. Sie nannten den Kleinen Josef nach seinem Grossvater. Danach sprachen sie nicht mehr von ihm.

Kurze Zeit nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus fing Leni wieder an zu arbeiten. Die nächsten Monate war sie damit beschäftigt, sich zu erholen, ihren Job zu behalten und Auguste mit der Pflege von Paul Schatke zu helfen. So blieb ihr wenig Zeit, um um den kleinen Josef zu trauern. Die Familie konzentrierte sich voll und ganz auf Paul. Selbst wenn Leni Worte gehabt hätte, um ihrer Mutter von ihren Gefühlen zu erzählen, hätte sie kaum einen Moment gefunden, in dem Auguste Zeit hatte, ihr zuzuhören. Und Kraft hatte sie schon gar nicht.

Die Hochzeit mit Ratko wurde weiter verschoben, nachdem es jetzt kaum mehr Grund zur Eile gab. Er schien erleichtert, bezeichnete sich jedoch als «inoffiziell verlobt», und sie trafen sich weiter-

hin. Sie fragte sich unwillkürlich, ob er sie tatsächlich liebte oder es einfach nur bequem fand. Vielleicht hatte er auch Angst vor der Aussicht, zu heiraten.

Die Lebensumstände der Familie waren schwierig, nachdem jetzt fünf Menschen in einem kleinen Zimmer hausen mussten. Leni tröstete sich mit der Erkenntnis, dass dies kein guter Ort für ein Neugeborenes gewesen wäre. Sie trauerte zwar weiterhin um das Kind, wusste aber, die Nonnen hatten recht gehabt, es war besser so. Das Geld war knapp, und Auguste beschloss, sich ebenfalls Arbeit zu suchen. Aber ihre Suche gestaltete sich schwieriger, als sie erwartet hatte. Die Einheimischen in Passau waren nicht besonders freundlich oder hilfsbereit zu Flüchtlingen, und Auguste fand nur eine Putzstelle. Abends kam sie dann nach der anstrengenden Arbeit müde und mit Blutblasen an den Händen nach Hause.

Leni beobachtete sie voller Sorge und sah gelegentlich den wehmütigen, weit in die Ferne gehenden Blick in den schönen braunen Augen ihrer Mutter. Sie fragte sich, ob Auguste immer noch davon träumte, wie anders ihr Leben an der Seite von Andreas Bialon verlaufen wäre. Auguste war ständig müde und sah viel älter aus als fünfzig. Sie litt sehr unter Migräneattacken, als sie in die Wechseljahre kam. Dann wälzte sie sich vor lauter Schmerzen auf dem Boden und riss an ihren Haaren. Medikamente, die sowohl Auguste als auch Paul Schatke gebraucht hätten, waren auf dem Schwarzmarkt nur schwer zu bekommen und teuer. Sie fand aber, Paul ginge vor, und ertrug ihre eigenen Schmerzen, so gut es ging.

Ende 1946 erfuhren Auguste und Leni vom Schicksal ihrer Heimatstadt Katscher. Gerüchten zufolge wurden beim Einmarsch der Russen einige Stoffballen gefunden, die aus menschlichem Haar gewebt worden waren. Haar, das den Häftlingen in Auschwitz abrasiert worden war, bevor man sie vergaste. Daraufhin hatten die Russen die Stadt mit ihren vielen Holzhäusern komplett abgefakelt. Katscher existierte faktisch nicht mehr, und mit der Stadt war jeder greifbare Beweis zerstört worden, dass die Familie Quaschigroch jemals existiert hatte. Leni hatte den grössten Teil ihrer Fotos auf dem Bahnhof zurückgelassen. Ihre gesamte Existenz war in der Katastrophe des Kriegsendes ausgelöscht worden. Die Stadt selbst kümmerte sie wenig, sie hatte sich ohnehin geschworen, niemals dorthin zurückzukehren. Aber es fühlte sich an, als wäre ein Teil ihres Lebens spurlos verschwunden. Zum ersten Mal wurde ihr klar, dass sie kein Foto von ihrem Grossvater Josef besass, dem Mann, nach dem sie ihren toten Sohn genannt hatte. Würde das Bild ihres Grossvaters vor ihrem inneren Auge verblassen? Sie konnte sich ja kaum noch an ihren eigenen Vater erinnern, wusste nur noch, dass seine Augen so ausgesehen hatten wie ihre. Sie stellte sich ihren Grossvater vor, um ihn sich einzuprägen: gross, durchschnittliches Gewicht, buschige Augenbrauen, graue Haare, grauer Schnurrbart und riesengrosse Füsse. Von ihrer Vergangenheit blieben nur noch Erinnerungen. Sie würde sie hüten müssen.

Katscher gehörte jetzt zu Polen und hatte seinen alten polnischen Namen Kietrz wieder bekommen, den es während seiner Zugehörigkeit zum Habsburgerreich gehabt hatte.

Lenis Tante Martha und ihr Onkel Paul Woitschulla lebten in München; von den übrigen Verwandten wussten sie nichts. Was aus Cousin Robert geworden war, dem SS-Mann, war unbekannt. Aber eins wusste Leni: Keiner von ihnen würde nach Katscher-Kietz zurückkehren. Dieser Teil ihres Lebens war unwiderruflich vorüber.

24

Ab und zu versuchte Leni, mit Ratko über den kleinen Josef zu sprechen. Sie wollte ihre Trauer mit ihm teilen und war überzeugt, er müsse als Vater des verstorbenen Babys doch genauso verzweifelt sein wie sie. Aber er hatte sich nicht für Lenis Schwangerschaft interessiert, und auf die Nachricht vom Tod des Kleinen reagierte er zwar gedämpft und voller Mitgefühl, aber er erschien fast erleichtert, auch, weil er jetzt doch nicht heiraten musste. Zu Beginn war Leni verstört über seine Reaktion, aber dann vermutete sie eher, seine scheinbare Gleichgültigkeit sei eher ein Zeichen für seine Unfähigkeit, seine wahren Gefühle zum Ausdruck zu bringen. So etwas gelang ihm nur in seiner serbischen Muttersprache, die sie immer noch zu lernen versuchte. Er war wirklich sehr bemüht, die Beziehung aufrechtzuerhalten, und nahm sie oft tröstend in den Arm. Aber er war eben auch ganz zufrieden mit seinem «inoffiziell verlobten» Status. Das beruhigte sie sehr, fürchtete sie sich doch vor einem erneuten Verlust. Sie war sich seiner Gefühle zwar nicht sicher, aber sie hatte ja ausser ihm und ihrer Mutter niemanden!

In ruhigen Momenten, wenn sie allein war, kehrten ihre Gedanken trotzdem oft zu dem verstorbenen Kind zurück. Hätte sie das kleine, blau angelaufene Gesicht nicht berührt und seinen winzigen, vollkommenen Körper bewundert, dann hätte sie meinen können, er habe nie existiert. Sie schwor sich, ihn nie zu vergessen, solange

sie lebte. Im Übrigen ging ihr Leben wie auf einer Achterbahn weiter: schwere Arbeit für niedrigen Lohn, freie Zeit mit Ratko und gelegentliche Gespräche über eine Hochzeit, die ihm innerlich immer ferner zu rücken schien. Er hatte immer Gründe, um den Termin wieder hinauszuschieben. Sie hatten ja nicht genug Geld, und eine Wohnung hatten sie auch nicht.

Als Lenis Periode wieder ausblieb und sie den Schwindel und die Übelkeit, dann die Gewichtszunahme und den wachsenden Bauch wieder spürte, wusste sie gleich, dass sie schwanger war. Ratkos «Vorsichtsmassnahmen» hatten nicht funktioniert. Sie war am Boden zerstört, dass ihr so etwas ein zweites Mal passierte. Ratko war wie beim ersten Mal alles andere als begeistert. Er drängte sie, eine Abtreibung vornehmen zu lassen, und rief ihr immer wieder in Erinnerung, dass sie kein Geld hatten, um ein Kind anständig grosszuziehen. Sie wusste, dass er nur einen Vorwand suchte, aber am Ende gab sie nach, so schwer ihr Gewissen auch auf ihr lastete. Ja, sie würde das kleine Leben beenden, bevor es richtig begonnen hatte. Ratko war unbeugsam in seiner Meinung, und sie verstand seine Argumente durchaus. Ein Freund von Ratko aus dem Kriegsgefangenenlager kannte eine «Engelmacherin», und trotz des grossen Risikos wurde ein Termin vereinbart.

Am verabredeten Abend begleiteten Ratko und sein Freund Leni in eine schmutzige Gasse am anderen Ende der Stadt. Der Freund klopfte zwei Mal an eine unauffällige Tür, und eine breit gebaute Frau mit harten, männlichen Gesichtszügen öffnete die Tür einen Spaltbreit und schaute hinaus. Als sie Ratkos Freund erkannte, liess

sie die drei vorsichtig ein und schloss dann die Tür wieder sorgfältig, nicht ohne noch einmal überprüft zu haben, ob auch niemand draussen etwas mitbekommen hatte. Abtreibungen ohne medizinischen Grund waren im Nachkriegsdeutschland zwar weit verbreitet, aber illegal, und die Frau wollte ganz sicher kein Risiko eingehen. Leni sah sich in dem Zimmer um. Es war leer bis auf einen grossen Tisch und eine Art Werkbank mit einigen ganz schrecklich aussehenden Instrumenten. Schauernd wandte sie sich ab und wäre am liebsten zur Tür gelaufen, so schnell sie konnte. Ratko jedoch drehte sie wieder zu der Frau um, die die Männer hinausgeschickte und Leni anwies, sich auszuziehen. Dann reichte sie ihr einen schmutzigen Kittel, den sie anziehen sollte. Sie bekam eine Maske, die sie sich aufs Gesicht drücken und einatmen sollte. Wenig später wurde sie sehr müde. Sie lag auf dem Tisch, mit einem dünnen, fleckigen Laken bedeckt, und wurde immer wieder bewusstlos. Einmal wurde sie wach und sah, wie die Frau etwas entfernte, was wohl der Körper des Kindes war. Sie sah noch, dass es ein Junge war, wurde dann aber wieder ohnmächtig und erfuhr nie, was mit dem kleinen Körper geschehen war.

An mehr erinnerte sie sich auch später nicht. Als sie aufwachte, wusste sie, dass sie eine ganze Weile bewusstlos gewesen war, sie hatte Bauchschmerzen und sah, dass das Laken voller Blut war. Die Frau reichte ihr ihre Kleider und sagte, sie solle sich anziehen, sie würde jetzt die Männer rufen. Leni zog sich mühsam an, ihr Kopf war noch ganz dumpf und sie war benommen vom Schmerz in ihrem Bauch. Es fühlte sich fast an wie nach den Vergewaltigungen.

Das Bluten schien aber aufgehört zu haben, und Leni war froh, dass sie auf dem Heimweg keine verräterische Blutspur hinterlassen würde. Gedämpfte Stimmen aus dem Nebenzimmer zeigten an, dass Ratko und sein Freund zurückkamen. Sie betraten in einer Wolke aus Zigarettenrauch gemeinsam mit der Frau das Zimmer. Schnell wechselte das Geld den Besitzer, dann eilten die Männer auch schon zur Tür. Die Frau schob Leni zu Ratko hin, als hätte sie das Gefühl, er habe sie vergessen. Leni folgte den Männern, so gut sie konnte, aber der Schmerz liess sie immer wieder taumeln. Trotzdem war sie dankbar, dass sie das schreckliche Zimmer verlassen und endlich frische Luft schnappen konnte, so übel es in der Gasse auch roch.

Leni überlebte die Abtreibung ohne körperliche Schäden, aber ihre Seele war tief verletzt. Wieder einmal trauerte sie still und ganz allein um ein Kind. Und sie schwor sich, sollte sie noch einmal schwanger werden, würde sie sich nicht wieder von ihrem Kind trennen, was auch immer passierte.

Bald danach war Weihnachten, und so schlecht es ihr auch ging, sie war entschlossen, dass es ein fröhliches Fest werden sollte. Ihre «inoffizielle Verlobung» mit Ratko ging weiter, während sie Festfreude suchte, wo kaum etwas davon zu finden war. Wenige Wochen später war es wieder so weit. Ihr wurde übel, sie nahm zu, ihr wurde schwindelig. Diesmal brauchte sie keinen Arzt, der ihre Vermutung bestätigte. Aber sie war ehrlich erschrocken, dass sie so bald nach der Abtreibung wieder schwanger wurde. Tatsächlich waren sie während der Feiertage etwas unvorsichtig gewesen, und das hatte sie jetzt davon.

Diesmal ging sie anders vor als bei den beiden ersten Schwangerschaften. Sie nahm all ihren Mut zusammen, wie sie es schon bei dem Wärter in der Turnhalle und bei Bannert im Zimmer seiner Nefen getan hatte. Und dann beschloss sie, diesmal würde sie nicht ihren «Verlobten» um Rat fragen, sondern einfach fordern, dass er sie heiratete, und zwar vor der Geburt des Kindes. Sie war wild entschlossen und absolut sicher. Sie würde sich nicht noch einmal zu einer Abtreibung drängen lassen oder weiter auf die überfällige Hochzeit warten. Diesmal würde sie sich nicht umstimmen lassen.

Als Leni zu Ratko ging und ihm die Nachricht überbrachte, fiel ihm die Kinnlade herunter. Sie nutzte sein Unbehagen und sagte ihm, sie würde das Kind behalten, und er sei moralisch verpflichtet, sie jetzt zu heiraten. Das hatte er ja durchaus anerkannt, aber das Schicksal hatte ihm bisher immer Ausreden geliefert. Sie sagte, ihr sei es wichtig, jetzt zu heiraten, damit das Kind eine richtige Familie mit Mutter und Vater hätte. Eine Familie, wie sie sie nicht erlebt hatte. Ihr Kind sollte ganz anders aufwachsen als sie, ohne Schmerz und Leid, wie sie sie so lange hatte erdulden müssen. Sie war bereit, alles zu tun, damit ihr Baby ein normales, glückliches Familienleben hatte.

Tatsächlich hatte Ratkos Zögern nichts mit ihrer finanziellen Notlage zu tun, von der er immer sprach. Er genoss einfach seine neu gewonnene Freiheit nach den Jahren in Kriegsgefangenschaft und wollte sich nicht so bald binden. Andererseits fand er auch, dass ein Kind beide Eltern brauchte, und so stimmte er ihr zu.

Leni wusste, diesmal würde sie es schaffen. Sie genoss ihren kleinen Triumph, so bewusst ihr auch war, mit welchen Dämonen der Vergangenheit Ratko selbst zu kämpfen hatte, auch wenn er nicht darüber sprach. Es würde eine schwierige Verbindung werden, mit einem Mann, der keine Gefühle zeigte und schon gar nicht darüber redete. Immer wieder fragte sie sich, ob er sie wirklich liebte.

Die Verhältnisse im kriegszerstörten Europa besserten sich kaum. Die Lebensmittelrationierung nahm kein Ende, die Schlangen vor den Läden waren und blieben lang. Der Winter 1946 ging als «Hungerwinter» in die Geschichte ein, und als das Jahr 1947 anbrach, herrschte immer noch recht wenig Optimismus in Bezug auf die Zukunft, so sehr die USA auch Pläne für die wirtschaftliche Erholung Europas lancierten. Millionen Menschen hatten im Alltag sehr zu kämpfen und hungerten immer noch. Leni und Auguste arbeiteten hart, um den Lebensunterhalt für ihre Familie zu verdienen. Leni war mehr denn je froh um ihre Stelle in der Schuhfabrik, zumal sie jetzt, da sie ein Kind erwartete, möglichst schnell etwas sparen musste. Auguste versuchte immer noch vergeblich, eine Arbeit zu finden, die körperlich nicht ganz so anstrengend war wie das Putzen. Paul Schatkes Gesundheit besserte sich allmählich, und zu Augustes grosser Erleichterung brauchte er auch nicht mehr so viele Medikamente. Die hatte sie immer klaglos bezahlt, aber jetzt blieb halt doch etwas mehr für Lebensmittel übrig. Ihre Söhne waren mitten in der Pubertät und brauchten Essen, um nicht auch noch gesundheitliche Probleme zu bekommen, wie es bei so vielen ihrer Altersgenossen der Fall war.

Wenn Auguste ihre beiden schmalen, blassen Jungen ansah und sich Sorgen machte, erinnerte sie sich daran, dass ihnen ein viel schlimmeres Schicksal erspart geblieben war. In Passau waren sie wenigstens am Leben.

Die strenge Rationierung der Lebensmittel bedeutete, dass Lenis Hochzeit ein eher spartanisches Fest sein würde. Selbst wenn sie Geld gehabt hätten, um auf dem Schwarzmarkt einzukaufen – auch dort gab es inzwischen ja kaum noch etwas. Und es ging ja nicht nur Leni so. Die meisten deutschen Mädchen, die in dieser Zeit heirateten, mussten sparsam sein, um sich wenigstens ein hübsches Kleid, ein paar Blumen und die Zutaten für einen einfachen Kuchen leisten zu können. Lenis karger Lohn gab nicht einmal den Stoff für ein neues Kleid oder einen Hochzeitskuchen her. Ratko lebte noch im Lager für Displaced Persons. Er konnte immerhin ein paar Flaschen Bier und zwei dünne silberfarbene Trauringe organisieren. Leni fand schliesslich eine alte graugrüne Militärdecke, aus der sie sich ein Kostüm nähte. Sie war froh, dass sie so geschickt war, und verbannte alle Gedanken an den Schneidermeister, von dem sie ihr Handwerk gelernt hatte, aus ihrem Gedächtnis. Stattdessen lächelte sie, als sie den dicken Stoff zuschnitt. Er erinnerte sie an die Picknickdecke, auf der sie und Ratko bei ihrem ersten Kennenlernen am Fluss gesessen hatten. Damals hatten sie nur lächeln und ein paar Brocken in einer fremden Sprache sprechen können. Sie hatten es doch inzwischen weit gebracht.

Die Hochzeit fand am 17. April 1948 auf dem Standesamt statt. Leni kam in Begleitung ihrer Mutter, die ihr bestes Kleid aus den Beständen einer Wohlfahrtsorganisation angezogen hatte, und ihrer

beiden Brüder Sohni und Manni. Die beiden waren inzwischen zu gut aussehenden jungen Männern herangewachsen: strahlend, freundlich und lebendig. Leni staunte, wie sehr sie sich entwickelt hatten, ohne dass sie es so richtig mitbekommen hatte. Sie war so sehr mit ihren eigenen Kämpfen beschäftigt gewesen, dass sie wohl einige wichtige Stationen im Leben der Brüder verpasst hatte. Dann sah sie ihre Mutter an, die leise lächelte. Auguste war ein wenig traurig. Sie hatte immer gehofft, ihre Tochter würde eine schönere Hochzeit haben als sie selbst. Lange hatte sie sich eine kirchliche Trauung vorgestellt, am liebsten in einer der schönen Passauer Kirchen, aber nun wiederholte sich auch in dieser Hinsicht die Geschichte. Den beiden Brautleuten blieb nur eine kurze Zeremonie in einem kleinen, kahlen Büro des Standesamts.

Ratko lebte auch als verheirateter Mann weiterhin im Lager für Displaced Persons. Leni blieb bei Auguste, Paul Schatke und den Brüdern und wartete auf die Geburt ihres Kindes. In dem kleinen Zimmer, das ihnen zur Verfügung stand, war kein Platz für einen weiteren Erwachsenen; sie würden sich nach einer eigenen Wohnung umsehen müssen. Ratko schien allerdings ganz zufrieden mit dem gegenwärtigen Zustand.

Lenis kleiner Sohn wurde am 22. September 1948 in Passau geboren. Die Geburt war schwierig und dauerte achtundvierzig Stunden – um ein Haar wäre sie gestorben. Da sie zu schwach war, um das Baby zu stillen, wurde es von einer anderen Frau mitversorgt, die ebenfalls gerade geboren hatte und genug Milch für zwei hatte. Leni, die zwar krank war, aber durchaus Milch hatte, bekam auch

noch eine Brustentzündung mit Fieber und scheusslichen Schmerzen. Sie hatte keine Ahnung, was mit ihr los war. Die Nonnen im Krankenhaus setzten brutale Schnitte, damit die Milch abfloss und die Infektion abklang. Es gab keine Narkose und auch keine Schmerzmittel. Die Entzündung verging, aber Lenis Brüste blieben durch die grauenhaft primitive Prozedur entstellt. Die Schnitte brauchten ewig, um abzuheilen, und die Narben blieben ihr ein Leben lang.

Trotz ihrer angegriffenen Gesundheit hatte Leni nur Augen für ihren kleinen Sohn, der den Namen Boris bekam und den sie zärtlich «Bo» nannte. Sie freute sich über seine blonden Haare und die blauen Augen, die Attribute körperlicher Schönheit, wie sie sie in der Schule gelernt hatte. Es würde noch lange dauern, bis die Vorstellung von einer Überlegenheit der «arischen Rasse», die man ihnen eingetrichtert hatte, sich auflöste. Leni wusste, sie hätte traurig sein sollen, dass ihr Junge so wenig Ähnlichkeit mit seinem Vater hatte. Aber wie sollte sie von diesem Goldkind nicht begeistert sein? Genau wie es Auguste dreiundzwanzig Jahre zuvor getan hatte, schaute sie diesem kleinen Kerl in die Augen, der sie voller Vertrauen und mit der bedingungslosen Liebe eines Kindes ansah. Sie hielt ihn im Arm und versprach ihm, ihn ein Leben lang zu lieben. Das immerhin konnte sie ihm garantieren.

Sobald sie sich von der Geburt und der nachfolgenden Brustentzündung erholt hatte, ging Leni wieder arbeiten. Sie brauchte das Geld und wollte ihre Stelle in der Schuhfabrik auf keinen Fall aufgeben. Auguste kümmerte sich um den Kleinen, wenn sie zu Hause war. Während sie selbst arbeitete, fiel die Verantwortung Paul

Schatke zu, der aber wieder angefangen hatte zu trinken, was Leni mit grosser Sorge erfüllte. Sie erinnerte sich nur zu gut an die bösen Zeiten, als sie in der Obhut ihres Grossvaters hatte bleiben müssen. Jetzt erst wurde ihr so richtig klar, wie sehr Auguste unter der Situation gelitten haben musste. Leni überprüfte jeden Tag sorgfältig, wie es ihrem Kleinen ging. Nach ein paar Wochen bemerkte sie, dass ihr Sohn nicht mehr zunahm, und suchte nach dem Grund. Sie konnte ihre eigene Milch nicht abpumpen, sondern kaufte Milch zu überhöhten Preisen auf dem Schwarzmarkt. Diese Milch liess sie in Fläschchen zum Füttern zu Hause, und die Fläschchen waren auch immer leer, wenn sie von der Arbeit kam. Also trank der Kleine. Warum gedieh er nicht?

Eines Tages kam sie früher als sonst nach Hause und erwischte Paul Schatke, der die Milch verdünnte. Die Hälfte goss er in ein Glas und trank sie selbst, und die Fläschchen des Babys füllte er mit Wasser auf. Leni war ausser sich vor Zorn, schrie ihn an und verfluchte ihn. Er gab zu, dass er schon seit Wochen so verfuhr. Damit war klar, warum der Kleine nicht mehr zunahm. Leni atmete ein paar Mal tief durch und hielt sich zurück. Am liebsten wäre sie ihrem Stiefvater ins Gesicht gesprungen.

Paul Schatke war körperlich wieder gesund geworden, weil sie und Auguste ihn geduldig und intensiv gepflegt hatten. Aber seine Erfahrungen im Krieg und im Gefangenenlager hatten ihn in einen zornigen, ja bösartigen Mann verwandelt. Er war zutiefst traumatisiert von den Dingen, die er gesehen hatte, und der Brutalität, der er unterworfen gewesen war. Als Kommunist hatte er Hitler und das Nazi-Regime nie unterstützt und auch an diesem Krieg nicht teil-

nehmen wollen. Seine Erlebnisse an der Ostfront, wo er für etwas kämpfen musste, an das er nicht glaubte, hatten ihn sehr verbittert. Er hatte immer schon viel getrunken und war dann übelster Stimmung gewesen, aber jetzt trank er mehr denn je. Und er hatte wieder angefangen, anderen Frauen nachzusteigen. Er beleidigte Auguste und die Jungen und schlug seine Söhne auch ohne Grund. Leni freilich rührte er nicht an. Sie hatte ihm gleich beim ersten Versuch gedroht und ihm gesagt, er solle besser nicht die Hand schlagen, die ihn fütterte. Das hatte er verstanden, und seitdem hielt er sich zurück.

Aber die Sache mit der Milch konnte Leni ihm nicht verzeihen. Mit ihrem kleinen Sohn im Arm schwor sie sich, dieser fürchterlichen Situation zu entfliehen, auch wenn es noch eine Weile dauern würde.

Lenis Heirat mit Ratko hatte ihr Leben auf jede nur erdenkliche Weise verändert. Vor allem verlor sie automatisch ihre deutsche Staatsangehörigkeit und galt nun als «staatenlos». Genau wie alle anderen Frauen, die einen Ausländer heirateten, bekam sie zwar weiterhin ihre Lebensmittelmarken, galt aber nicht mehr als Deutsche. Das fand sie sehr schlimm, war sie doch immer stolz auf ihr Land gewesen, zumal in den Tagen der Hitlerjugend, als sie und ihre Altersgenossen randvoll mit Patriotismus gewesen waren. Man hatte ihnen eingetrichtert, die Deutschen seien ein Herrenvolk, und das reiche kulturelle Erbe ihres Landes – seine Architekten, Musiker, Künstler und Politiker – schienen das zu bestätigen.

Natürlich waren die Nazis böse gewesen, und gerade bei ihr bestätigten die Bilder des Nazis Bannert diese Meinung. Aber sie war nicht bereit, die deutsche Nation und die Untaten der Nazis in einen Topf zu werfen. Sie kannte so viele gute Menschen, darunter auch ihre Mutter, die gezwungen gewesen waren, sich zu arrangieren. Und so schätzte sie sich nicht glücklich, ihre Bindungen an Deutschland aufzugeben, sondern fühlte sich im Stich gelassen von einem Land, für das sie einmal ihr Leben hingegeben hätte. Sie hoffte nur, dass ihre Heirat mit einem Ausländer und der Verlust der Staatsangehörigkeit kein zu hoher Preis für den Neubeginn waren. Gleichzeitig träumte sie tatsächlich von einem neuen Leben in einem anderen Land. Ohne die deutsche Staatsangehörigkeit würde

es schwierig für sie und Ratko, genau wie für so viele andere, die vom Krieg entwurzelt worden waren. Zumindest galt das, bis eine wirtschaftliche Besserung eintrat und die inneren Spannungen nachliessen.

Ratko war nicht bereit, in seine Heimatstadt auf dem Balkan zurückzukehren, die jetzt zur kommunistischen Volksrepublik Jugoslawien unter der Herrschaft des Marschalls Josip Tito gehörte. Er hatte erfahren, dass seine drei Brüder von kroatischen Faschisten gefangengenommen und unter Waffengewalt aus der Stadt gebracht worden waren. Niemand wusste genau, was aus ihnen geworden war, aber von einem ehemaligen Mitgefangenen hatte Ratko gehört, sie seien erschossen worden und lägen vermutlich irgendwo in einem Massengrab, so wie Tausende andere. Ihre Mütter, Frauen und Schwestern waren am Tag nach dem Verschwinden der Männer derselben Route gefolgt und hatten Lebensmittel mitgenommen, weil sie sich Sorgen machten. Doch auch diese Frauen waren spurlos verschwunden. Die Männer der Ustascha waren brutale Mörder und galten als noch schlimmer als die SS. Ratkos Schwester war ebenfalls verhaftet worden, und noch bevor er hatte herausfinden können, von wem und warum, hatte sie sich umgebracht. So blieb ihm nur noch eine Halbschwester, von der er aber nicht wusste, wo sie lebte. Im Übrigen war das Leben in Jugoslawien nicht sehr verlockend. Ratko und Leni hörten von Armut und Hoffnungslosigkeit überall im Land. Die wirtschaftliche Not war gross, und jede Form von politischer Freiheit war verloren gegangen. Ausserdem hatte das Land sehr unter dem Krieg gelitten, viele Städte und Dörfer waren zerstört, es gab kaum Arbeit, und ohne Verwandte, die dem

jungen Paar helfen konnten, war ein Umzug dorthin aussichtslos. In einem solchen Land konnte man kein neues Leben beginnen, so viel war klar.

So sprachen sie oft und viel darüber, wohin sie sich wenden sollten. Einige europäische Länder kamen in Betracht, aber die wenigsten hätten sie aufgenommen. Als Exil-Jugoslawe konnte sich Ratko aber für die Auswanderung registrieren lassen, und Leni als seine Frau gehörte automatisch mit dazu. Die Verwaltung der Vereinten Nationen, die auch die Lager für Displaced Persons unterhielt, hatte die Absicht geäußert, sechs bis sieben Millionen Menschen in Länder wie Australien, Israel, Kanada und die USA umzusiedeln. Leni und Ratko schwankten zwischen Kanada und Australien und prüften sorgfältig die Möglichkeiten der beiden Länder. Über Kanada wussten sie wenig, waren aber positiv überrascht von den Beschreibungen Australiens, die im Lager kursierten. Vor allem erstaunte sie das Klima. Vielleicht war dieses ferne Land ja wirklich eine Überlegung wert.

Während ihrer Mittagspause in der Fabrik ging Leni zum sogenannten «Flüchtlingsbüro» in der Stadtmitte. Sie wollte so viele Informationen über Australien sammeln, wie sie konnte, und mehr über die Möglichkeiten einer Einwanderung in dieses Land erfahren. Das Bild, das sich ihr bot, war das eines jungen, unkomplizierten und freundlichen Landes, das den Zerstörungen des Krieges entgangen war und Menschen suchte, die bereit waren, mit harter Arbeit zur Entwicklung der Infrastruktur beizutragen. Harte Arbeit machte Leni nichts aus, und sie wusste ja auch von Ratko, wie stark und entschlossen er war. Also nahm sie die Informationen mit nach

Hause, und während der kleine Bo in seiner Wiege und unter Augustes wachsamem Blick schlief, besuchte sie ihren Mann im Lager und berichtete ihm, was sie herausgefunden hatte.

Die Frau auf dem Amt hatte Leni gesagt, viele Flüchtlinge würden nach Australien gehen, weil die australische Regierung keinen bereits dort ansässigen Bürgen verlangte. Ausserdem gab es ausgezeichnete Arbeitsmöglichkeiten, das Land war gross und dünn besiedelt, die Infrastruktur schwach entwickelt, die Industrie steckte noch in den Kinderschuhen. Es gab genug Land, und die Regierung war bereit, Anreize zu setzen, damit sich Familien aus dem Ausland ansiedelten. Für Familien mit kleinen Kindern kam noch dazu, dass das Land sehr weit vom kriegszerrissenen Europa entfernt war. Es war höchst unwahrscheinlich, dass dieses Land von einem feindseligen Nachbarn in einen Krieg verwickelt werden konnte.

Und was für arme Paare wie Leni und Ratko ebenfalls von Bedeutung war: Die Regierung bezahlte alle Kosten, die mit der Reise und der anfänglichen Unterbringung der Einwanderer zusammenhingen. Leni rollte ein buntes Plakat aus, das sie von einer Mitarbeiterin des Roten Kreuzes bekommen hatte. «Australien – das Land der Zukunft» stand darauf, und auf dem Bild war eine idyllische ländliche Szene zu sehen, mit einem gemütlichen Bauernhaus, Vieh und glücklichen Bauern auf Pferden und Traktoren. Es sah ganz zauberhaft aus, und es verbreitete das Versprechen eines sicheren, glücklichen Lebens im Wohlstand, wenn man bereit war, sich in Australien anzusiedeln. Die Übernahme der Reisekosten war freilich an einen zweijährigen Arbeitsvertrag gebunden. Wenn

dieser Vertrag auslief, konnte man entweder nach Europa zurückkehren oder sich dauerhaft in Australien niederlassen.

Leni und Ratko waren tief beeindruckt. Das alles klang doch sehr vielversprechend. Sie konnten zwar beide kein Englisch, aber sie waren bereit zu lernen, wie sie ja schon bewiesen hatten, als sie sich kennenlernten. Ratko sprach inzwischen wirklich gut Deutsch, und Leni konnte auch ein wenig Serbokroatisch. Sie hatten die Sprachbarriere erfolgreich überwunden, und insofern nahm Leni an, dass sie eine neue Sprache ebenfalls leicht lernen würden. Ihr einziger Vorbehalt war die Aussicht, sich von ihrer Mutter zu trennen. Sie hatte keine Ahnung, wie Auguste ohne sie zurechtkommen sollte. Aber in Europa gab es keine Zukunft für sie, und so blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als ihre Bedenken aufzugeben und sich zu bewerben. Vielleicht würden sie ja auch gar nicht angenommen – auch wenn sie keine Ahnung hatte, wie es dann weitergehen sollte.

Das Lager in Ilzstadt, wo Ratko wohnte, lag nördlich des Flusses Ilz. Die Anlage selbst war Teil der acht Konzentrationslager gewesen, die es rund um Passau gab und von denen drei als Nebenlager zu Mauthausen gehört hatten. Passau lag in der amerikanischen Zone, wo die Bewohner der Lager zwar gut versorgt wurden, aber einer strengen nächtlichen Ausgangssperre unterlagen. Ausserdem waren die Lebensmittel nach wie vor rationiert. Es gab ein eigenes Lagergeld, und die Militärverwaltung stellte Grundnahrungsmittel, medizinische Versorgung und Transportmittel zur Verfügung. Die Menschen wohnten in Holzbaracken, die sich in Reihen weit erstreckten, sodass das Lager fast wirkte wie eine kleine Stadt. In die-

sen Baracken hausten mehrere Familien, die sich den Platz oft mit aufgehängten Decken abteilten. Ilzstadt galt als fast schon luxuriöses Lager, weil es ein Schwimmbad und einen Fussballplatz hatte. Auf dem Platz wurden Turniere zwischen Mannschaften der verschiedenen Lager ausgetragen. Die Gebäude waren zwar spartanisch eingerichtet und ohne jeden Komfort, aber sie waren sicher, und die Flüchtlinge wurden nicht vertrieben. Die meisten gingen erst, wenn sie ein Land gefunden hatten, das bereit war, sie aufzunehmen.

Der erste Schritt zur Emigration bestand darin, dass Leni und der kleine Bo zu Ratko nach Ilzstadt zogen. Damit konnte sie auch endlich der Enge in der Theresienstrasse entfliehen und musste sich nicht mehr mit Paul Schatke abgeben. Der Umzug war die Voraussetzung für die gemeinsame Emigration; mindestens einen Monat musste sie dort bei Ratko leben. Leni hatte versucht, eine Wohnung für sich und ihre kleine Familie zu finden, aber das erwies sich als schwierig, der Wohnungsmangel war nach wie vor gross. Aber die Lösung mit dem Umzug ins Lager gefiel ihr gut. Abgesehen davon, hatte sie gar keine andere Möglichkeit, wenn ihr Antrag angenommen werden sollte.

Tatsächlich empfand sie das Leben in Ilzstadt als erstaunlich angenehm. Sie bekamen einen Teil einer grösseren Baracke zugewiesen, wo sie mit zwei weiteren Familien lebten, und Leni hatte jetzt viel mehr Platz als in der Theresienstrasse, wo sie mit Auguste, Paul Schatke und ihren Brüdern in einem Zimmer gehaust hatte. Draussen vor der Baracke konnten die Kinder spielen, und es gab sogar die Möglichkeit, ein wenig Gemüse anzubauen. Sie hatte eine

Wäscheleine, auf der sie ihre Wäsche trocknen konnte – ein kleiner Luxus, den sie in dem Zimmerchen sehr vermisst hatte. Mittags und abends gab es Essen aus der Lagerküche, das reichlich war, wenn auch langweilig. Zweimal in der Woche bekamen sie ein Paket mit Lebensmitteln für das Frühstück. Alle zwei bis drei Wochen kam ein Lastwagen mit Süßigkeiten für die Kinder und Zigaretten für die Erwachsenen sowie Toilettenartikeln für alle. Und alle drei Monate kam ein Lastwagen mit Second-Hand-Kleidung und Schuhen. Wenn die Kleiderstapel durchsucht wurden, gab es immer ein grosses Hallo unter den Lagerbewohnern, und später wurde so lange getauscht und gehandelt, bis alle mit ihrer Beute zufrieden waren.

Sogar die Lebensmittelzuteilungen waren besser als draussen, und man musste dafür nicht stundenlang anstehen. Das Essen schmeckte besser und war durchaus reichlich. Leni hatte kein Problem mit Anstehen, schon weil sie in den Warteschlangen andere Frauen traf, mit denen sie Freundschaft schliessen konnte. Die meisten waren in derselben Lage wie sie: deutsche Frauen, die ausländische Männer geheiratet hatten. Sie erlebten dieselben Schwierigkeiten und hielten zusammen, um diese Schwierigkeiten zu lösen. Leni war bald Teil einer eng verbundenen Gruppe und genoss das sehr. In ihrer Kindheit und Jugend hatte sie nur selten irgendwo dazugehört, und jetzt gefiel ihr dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit umso besser. Oft unterhielt sie die anderen mit Kartentricks, die ihr Onkel Josef jr. ihr beigebracht hatte, und so war sie bald sehr beliebt bei den anderen Frauen. Wenigstens dafür hatten die Ereignisse des Kriegsendes gesorgt.

Nachdem sie ihren Antrag auf unterstützte Auswanderung nach Australien gestellt hatten, wurden Leni und Ratko ein paar Mal von einem amerikanischen Mitarbeiter des Flüchtlingsbüros befragt. Er war ein angenehmer Mann mit einer entspannten, freundlichen Art des Umgangs, stellte seine Routinefragen zu Beruf, Einkommen, religiöser Zugehörigkeit und Bildungsstand. Sie wurden aufgefordert, ein paar Zeilen laut vorzulesen und etwas zu schreiben. Das alles wirkte entspannt und informell, obwohl Leni durchaus nervös war bei der Vorstellung, dass dieser Mann über die Hoffnungen ihrer ganzen Familie auf ein neues Leben entscheiden würde.

Doch der Amerikaner machte ihnen Mut. Er berichtete, dass jeden Tag viele europäische Flüchtlinge von den Australiern zur Einwanderung angenommen wurden und dass ihre Chancen wirklich gut standen. Wenn ihr Antrag bewilligt wurde, würden sie für die Vorbereitungen ihrer Abreise eine Woche Zeit haben. Dann würden sie mit dem Zug nach Neapel in Italien reisen und einen Monat im Transitlager in Bagnoli verbringen, wo der Rest ihrer Reise organisiert würde. Am Ende des abschliessenden Interviews wünschte der Amerikaner ihnen viel Glück und schüttelte ihnen die Hände. Dann setzte er seinen Hut auf und eilte zu der nächsten Familie, die voller Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft auf ihn wartete. Leni nahm Bo auf den Arm. Um seine Zukunft ging es ja schliesslich. Wenn sie bereit waren, hart zu arbeiten und sparsam zu leben, konnten sie ihrem Sohn eine gute Zukunft sichern.

An einem bitterkalten Tag Ende November 1949 bekamen Leni und Ratko die Nachricht von der australischen Einwanderungsbehörde, dass ihr Antrag Erfolg gehabt hatte. Ratko freute sich sehr und ergatterte ein paar Flaschen Bier, um sein Glück und das neue Leben zu feiern, das für seine Familie nun beginnen würde. Leni hatte gemischte Gefühle. Natürlich freute sie sich, dass sie angenommen worden waren, aber jetzt musste sie die Nachricht ja ihrer Mutter überbringen. Beide Frauen hatten gewusst, dass der Erfolg eines solchen Antrags alles andere als selbstverständlich war, und so hatten sie sich noch keine Sorgen gemacht und auch wenig darüber gesprochen. Doch jetzt war die Bestätigung da. Leni atmete tief durch, nahm den kleinen Bo und begab sich in die kleine Wohnung ihrer Mutter in der Theresienstrasse.

Auguste war zu Hause. Sie putzte nicht mehr so viel, die Kräfte liessen nach, und es gab auch nicht genug Stellen. Sie hatte Sohni aus der Schule genommen, sodass er jetzt arbeiten konnte und für den Lebensunterhalt der Familie sorgte. Auguste freute sich, ihre Tochter zu sehen, aber im Grunde genommen hatte sie nur Augen für den Kleinen. Leni beobachtete ihre Mutter, die mit dem fröhlichen Bo schäkerte. Sie fand, dass Auguste zwar müde, aber nicht mehr so gestresst aussah, seit Paul Schatke nicht mehr da war. Sein Verhältnis zur Familie war immer schwieriger geworden, nachdem Leni ausgezogen war. Und eines Tages war er betrunken auf Augu-

ste losgegangen und wollte sie schlagen. Manni hatte ihm eine Bierflasche über den Schädel gezogen, um seine Mutter zu schützen. Schatke fiel bewusstlos um, und ein Nachbar rief die Polizei, weil er das Gebrüll und das splitternde Glas gehört hatte. Nachdem die Polizisten die Familie vernommen hatten, schienen sie Verständnis für die Situation zu haben. Sohni hatte zwar mitbekommen, was passiert war, verriet Manni aber nicht. Schatke wurde weggebracht und über Nacht in eine Ausnüchterungszelle gesteckt. Nach seiner Entlassung zog er zu einer Polin, mit der er ein Verhältnis angefangen hatte. Auguste machte sich Sorgen, dass ihre Nachbarn sie als gescheiterte Ehefrau verurteilen würden, aber sie war auch sehr erleichtert darüber, dass er endlich aus ihrem Leben verschwunden war.

Schatke erfuhr nie, dass sein jüngster Sohn Manni ihn mit der Flasche niedergeschlagen hatte. Die beiden Jungen sagten sich von ihm los und sahen ihn nie wieder. Nur gut, dass dieser Teil der Familiengeschichte vorüber war, auch wenn den Jungen nun wieder eine vaterlose Zukunft bevorstand.

Auguste und Leni sassen bei einer Tasse Löwenzahntee beieinander und sprachen über die Gesundheit der Familienmitglieder, den Lebensmittelmangel und die letzten Gerüchte aus den Warteschlangen. Dann jedoch musste Leni ihrer Mutter die schwere Nachricht überbringen. Und ihre Angst davor erwies sich als gerechtfertigt. Auguste sass still da, den Blick auf ihre Hände gerichtet, die sie nervös in ihrem Schoß rang. Es dauerte Minuten, bis sie ein Wort herausbrachte. Als sie es tat, klang ihre Antwort wie üblich stoisch.

Sie sagte, Leni habe die richtige Entscheidung für ihre Familie getroffen, mehr nicht. Leni war verstört über diese kurze Bemerkung, aber auch dankbar. Sie versuchte, die Ängste ihrer Mutter vor einer dauerhaften Trennung zu zerstreuen, indem sie ihr sagte, zunächst einmal wären sie ja nur für zwei Jahre fort. Aber für Auguste bedeutete das praktisch dasselbe. Zwei Jahre oder für immer, das machte keinen grossen Unterschied aus. Sie sassen da, hielten sich an den Händen und liessen die Tränen fliessen, während der kleine Bo sie neugierig ansah. Leni wollte ihrer Mutter so gern sagen, dass sie sie liebte, aber sie brachte kein Wort mehr heraus.

Später schrieb sie ein Gedicht, in dem sie ihre Liebe zum Ausdruck brachte und davon sprach, wie viel Auguste für ihre Tochter geopfert hatte.

Du gabst mir Leben, du gabst mir Liebe.

Du lehrtest mich richtig und falsch.

Du warst immer da, wenn ich dich brauchte.

O Mutter, du musstest so stark sein.

Du gabst mir deine besten Jahre.

Und ich hab es nicht gesehen.

Wie gern würde ich es wiedergutmachen.

Und dir sagen, wie sehr ich dich liebe.

Du gabst, ohne zu nehmen, hast nie geklagt.

Leh war noch so jung, ich verstand es nicht.

*Wir haben uns umarmt und geküsst
und Abschied genommen.*

Da sah ich dich zum letzten Mal weinen.

Du gabst mir, was ich zum Leben brauchte.

Du hast mich gehenlassen.

Ach, Mutter, glaub mir...

Ich vermisse dich so!

Wie üblich liess Auguste sich von ihren Gefühlen nicht den Sinn fürs Praktische rauben. Eifrig half sie Leni bei den Vorbereitungen für die Abreise nach Bagnoli. Sie kauften einen kleinen, robusten Pappkoffer und ein paar Dinge, die unbedingt gebraucht wurden. Ihr geteilter Kummer über die bevorstehende Trennung wurde von den Vorbereitungen übertönt.

Leni schlug vor, ein Familienfoto machen zu lassen, und so zogen beide Familien ihre besten Sachen an, fast alles aus zweiter Hand und aus den Beständen des Lagers, wo Leni einiges eintauschen konnte. Zur verabredeten Zeit gingen sie ins Fotoatelier in der Bahnhofstrasse 20. Der Fotograf arrangierte sie so, dass die Frauen sassen und die Männer vor einer Hintergrundmalerei standen. Dann justierte er die Beleuchtung, schob den einen nach links und den anderen nach rechts, bis er ganz zufrieden war, und wollte gerade anfangen zu fotografieren, als die Tür aufging. Alle schauten hin, und tatsächlich, da kam doch Paul Schatke hereingeschlendert, um sich zu ihnen zu gesellen. Er warf dem Fotografen ein verlegenes Lächeln zu. Leni hatte ihn gebeten zu kommen, und ihre Mutter, die Lenis Gründe verstand, hatte eingewilligt. Es war das einzige Foto, das Leni von ihrem Stiefvater besass. Sie wollte nach ihrer Abreise aus Passau keinen Kontakt mit ihm halten, aber irgendwie war es

ihr doch wichtig, ein Foto von diesem Mann zu haben, der ein Stück weit Vaterstelle an ihr vertreten hatte.

Am nächsten Morgen gingen Leni und Bo noch einmal zu Auguste, die auch an diesem Tag nicht arbeitete. Trotz des eisigen grauen Wetters gingen sie zum Dom in der Mitte der Stadt. Die Kirchenglocken erklangen über der mittelalterlichen Altstadt, als sie Hand in Hand über das Kopfsteinpflaster gingen. Kalter Wind fuhr ihnen durch die Kleider und zerrte an ihnen. Leni nahm Bo etwas fester in den Arm und drückte die Hand ihrer Mutter, um sie zu wärmen. Als sie sich näherten, warf sie einen Blick nach oben auf die Türme der grossen Kirche, die vom Regen glänzten und über die Stadt wachten. Sie hatten zusammen so viel erlebt, sie und diese Kathedrale. Leni hatte gar nicht so lange in Passau gelebt, aber sie sah die Narben des Krieges an dem grossartigen Gebäude und dachte an ihre eigenen Wunden, die zum Teil älter und weniger gut sichtbar waren. Die Narben an dem wunderschönen Wahrzeichen der Stadt würden vergehen. Leni hoffte, dass das neue Leben in Australien auch ihre Wunden heilen würde, auch wenn sie viel tiefer reichten.

In der Stille des Doms betete Auguste zwei Stunden lang, und Leni sass neben ihr, bis Bo die beiden überzeugte, dass es genug sei – er hatte Hunger. Leni selbst betete nicht. Sie hatte ihren Glauben in den dunkelsten Tagen ihres Leidens verloren und nicht wiedergefunden. Aber sie liess sich in die Ruhe dieser Umgebung fallen und spürte, dass es eine Weile dauern konnte, bis sie wieder ein Gotteshaus betrat. Am Ende nahm sie ihre Mutter an die Hand und Bo auf den Arm, und so verliessen sie die Kirche, wie sie gekommen wa-

ren, Hand in Hand und aneinandergedrängt, um dem Wetter zu trotzen. Als sie durch die kahlen, windgepeitschten Strassen gingen, erfüllte das tiefe Dröhnen der Glocken Leni mit den Klängen, die ein Leben lang ihre Erinnerungen bestimmen würden. Sie wusste, es würde sehr, sehr lange dauern, bis sie diese Glocken wieder zu hören bekam.

Am nächsten Tag ging die ganze Familie zum Bahnhof. Leni fiel es schwer, ihre bösen Erinnerungen an Bahnhöfe abzuschütteln, deren Anblick sie immer mit ihrer Flucht verband. Sie umarmte ihre Mutter und die Brüder und hielt sie lange fest – und doch nicht lange genug. Sie wollten sich nicht trennen, und keiner von ihnen wollte als Erster loslassen. Augustes Augen füllten sich mit Tränen, als sie Leni ihre geliebte Antoniusplakette in die Hand drückte und die Finger darüber schloss. Leni wischte ihrer Mutter und sich selbst mit dem Taschentuch die Tränen ab. Der Puder, unter dem sie ihre rote Nase versteckte, war sicher auch weg. Aber das machte jetzt nichts. Sie löste sich aus der Umarmung ihrer Mutter, stieg mit Ratko und Bo in den Zug und setzte die Verabschiedung am Fenster fort, mit Handküssen und dem Versprechen, sich wiederzusehen. Als der Zug anfuhr, sah Leni ihre Mutter noch lange auf dem Bahnsteig stehen und winken. Immer kleiner wurde die Gestalt, bis sie nicht mehr zu sehen war. Leni setzte sich mit einem schweren Seufzer hin, hielt Bo auf dem Schooss und verbarg ihr Gesicht an seinem süß duftenden Nacken. Ihre Schultern zuckten, so sehr schluchzte sie.

Der Zug fuhr in die malerische Stadt Landshut, etwa 100 Kilometer entfernt, von wo sie weitertransportiert werden sollten, ihrem neuen Leben entgegen. In Landshut wurden sie in die Pinder-Kaser-

ne gebracht, eine lebhaft amerikanische Garnison. Sie war viel grösser als das Lager in Ilzstadt und bestand aus vielen Reihen von Baracken, in denen zahlreiche Familien dauerhaft lebten. Ein Block war jedoch für die Aufnahme der Emigranten bestimmt. Leni und ihre Familie reihten sich in die Warteschlange ein. Hier wurden sie von Ärzten untersucht, die sicherstellen sollten, dass keine Krankheiten in das neue Land eingeschleppt wurden. Tatsächlich waren die Anforderungen der Australier relativ hoch. Männer und Frauen wurden getrennt und in verschiedene Räume gebracht. Die Männer mussten sich ganz ausziehen, die Frauen machten den Oberkörper frei. Dann wurden sie auf Tätowierungen überprüft. Eine eintätowierte Nummer konnte ein Hinweis auf einen Aufenthalt im KZ sein, was die positive Entscheidung förderte. Eine Blutgruppen-Tätowierung unter der Achsel jedoch war ein Zeichen für die Mitgliedschaft bei der Gestapo oder der SS. Männer, die eine solche Tätowierung trugen, wurden zur Seite geführt und noch einmal von den Amerikanern befragt, die lange Listen von Nazis hatten, nach denen gesucht wurde.

Die Australier nahmen auch niemanden auf der unter Tuberkulose litt. Deshalb mussten alle Antragsteller ihre Lungen röntgen lassen. Leni wusste, dass die Narbe von ihrer Tuberkulose auf dem Röntgenbild zu sehen sein würde. Obwohl sie noch als Kind geheilt worden und die Krankheit nie mehr aufgetreten war, machte sie sich grosse Sorgen, dass diese Narbe ein Hindernis sein könnte, nun, da sie so weit gekommen waren. Zwei Frauen erzählten ihr, dass einer der Mediziner bereit sei, gegen ein kleines Bestechungsgeld das

Röntgenbild auszutauschen. In ihrer Verzweiflung beschloss Leni, es zu versuchen, und tatsächlich liess der Mann ihr Röntgenbild verschwinden. Sie, Ratko und Bo bestanden die medizinische Untersuchung und atmeten erleichtert auf. Wieder war ein Schritt auf dem Weg in das neue Leben geschafft.

Am nächsten Tag stiegen sie wieder in einen Zug und fuhren weiter. Es ging durch eine kahle Herbstlandschaft, vorbei an schneebedeckten Bergen nach Österreich. Die Nadelbäume reckten ihre Spitzen durch den hohen Schnee, der die Landschaft bedeckte. Leni und Ratko schliefen aneinander gelehnt, Bo lag zwischen ihnen eingekuschelt unter Mänteln und einer Decke. Der Zug fuhr weiter, überwand Bergpässe und fuhr durch eine flache weisse Landschaft mit kleinen Dörfern und einzelnen Bauernhöfen, um dann wieder in tiefen Tälern zu verschwinden, die von hohen Gipfeln überragt wurden. Ab und zu spazierte Leni den Korridor entlang, um ihre Beine auszustrecken. Sie hob Bo hoch, damit er aus dem Fenster in die Winterlandschaft schauen konnte. Alles, um sich und ihn von der endlos langen Reise und dem Warten abzulenken.

Am zweiten Tag veränderte sich die Landschaft. Sie verliessen das Gebirge und kamen in grünes Bauernland, das immer flacher wurde und kleine Dörfer zeigte, alle überragt von einem Kirchturm und von staubigen Landstrassen durchzogen. Auf dem Weg weiter nach Süden fuhren sie an Weinbergen und Olivenhainen vorbei, sahen Berge mit Burgruinen darauf und kleine Städte mit rotbraunen Häusern, die sich an einen Berghang klammerten oder in ein Tal schmiegt. Leni war fasziniert von der Landschaft, die sich so sehr

von der in Deutschland unterschied. Jemand sagte ihr, sie seien jetzt in Italien.

Stunden später, nach drei Tagen Fahrt, die nur von den kurzen Aufenthalten an den Grenzen unterbrochen worden waren, kam der Zug zum Halten. Die erschöpften Flüchtlinge hatten endlich ihr Ziel erreicht. Die nächsten vier Wochen würden sie in einer ehemaligen amerikanischen Garnison namens Bagnoli verbringen, die zum Transitlager umfunktioniert worden war. Das Lager befand sich hoch über der Stadt Bagnoli westlich der grossen Hafenstadt Neapel. Es war riesengross, deutlich grösser als das in Ilzstadt. Tausende von Menschen jeglichen Alters waren hier versammelt. Sie trugen bunt zusammengewürfelte Kleidung, und man hörte alle möglichen Sprachen. Leni nahm Fetzen in deutscher Sprache wahr, sowohl Hochdeutsch als auch den Dialekt des Südens, den sie in Passau kennengelernt hatte. Das Tschechische erkannte sie von ihrem kurzen Aufenthalt in der Turnhalle an der tschechischen Grenze wieder. Die Jugoslawen sprachen so ähnlich wie Ratko. Lind dann gab es auch noch Menschen aus anderen Ländern, aus Polen, Lettland, Ungarn und der Ukraine. Wie sie sich mit ihnen verständigen sollte, wusste sie nicht.

Wie in Ilzstadt gab es auch hier Baracken. Anders als in Ilzstadt wurden die Familien in Bagnoli aber getrennt – die Männer wurden am einen Ende des Lagers untergebracht, die Frauen am anderen. Frauen und Kinder kamen in grossen Räumen unter, wo bis zu vierzehn Frauen plus Kinder in Stockbetten schliefen. Die Männer durften zwischen 14 und 16 Uhr ihre Familien besuchen, ansonsten

herrschte eine strenge Ausgangssperre. Paare, die von den Wachposten nachts draussen angetroffen wurden, wurden im Strafblock eingesperrt.

Sie bekamen dreimal am Tag zu essen, und Leni bemerkte schnell, dass es immer dasselbe gab: Nudeln mit einer dünnen Tomatensosse und gelegentlich ein paar Sardinen. Einige der Jugoslawen und Ukrainer nannten das Gericht «Pasta-Suta» nach einem jugoslawischen Gericht gleichen Namens. Dieses Gericht bestand allerdings zu einem Grossteil aus Thunfisch und wurde mit Knoblauch, Gewürzen und bestem Olivenöl zubereitet. Von alledem war hier absolut nichts zu spüren. Einige beschlossen, lieber nichts mehr zu essen als die fast unverdaulichen Nudeln. Dann lieber hungern! Leni und Ratko beschlossen, dass sie vor der langen Reise nach Australien nicht krank werden wollten und so viel wie möglich essen mussten. Also machten sie sich brav jeden Tag über ihr «Pasta-Suta» her, auch wenn Leni manchmal nicht wusste, wie sie das Zeug hinunterschlucken sollte.

Bald zeigte sich, dass es nicht nur Probleme mit dem Essen gab. Die Lager in Passau und Landshut waren zwar spartanisch und ohne irgendwelchen Komfort gewesen, aber sie waren sauber, und die Einwohner blieben gesund, auch wenn das Essen nicht sehr nahrhaft war. In Bagnoli hingegen war der hygienische Standard sehr niedrig. Die Kinder durften nur einmal in der Woche baden und wurden dazu in eine Kupferschüssel gesetzt, in der ein paar Zentimeter Wasser standen und in die die Lageraufseher je eine Portion Desinfektionsmittel gossen. Die Erwachsenen durften öfter baden, sodass Leni und Ratko sich jeden Tag waschen konnten, wie sie es ge-

wohnt waren. Viele andere Bewohner des Lagers kümmerten sich aber herzlich wenig um ihre persönliche Hygiene. Entsprechend schmutzig waren auch die Baracken und die Toiletten. Und als dann noch das Wetter schlecht wurde und es in Strömen regnete und sogar Schneeregen dazukam, wurde es richtig schlimm. Viele Lagerinsassen wurden krank, vor allem die Kinder. Alle wurden gegen Masern und Hirnhautentzündung geimpft, aber die Impfung kam zu spät, sodass sich diese Krankheiten schnell ausbreiteten. Auch Durchfall, Diphtherie und Lungenentzündung kamen häufig vor. Dann grassierte eine Typhus-Epidemie im Lager, der viele Kinder zum Opfer fielen. Erst waren es nur vereinzelte Fälle, dann breitete sich die Infektion aus, und täglich starben einige Kinder. Die Eltern wurden angewiesen, ihre Kinder jeden Tag zur Krankenstation zu bringen, um sie untersuchen zu lassen. Viele beteten die ganze Zeit auf dem Weg dorthin und auf dem Rückweg in ihre Baracke. Wenn die Symptome der tödlichen Krankheit entdeckt wurden, kamen die Kinder ins Krankenhaus, und die Sorgen der Eltern explodierten in Ausbrüchen von Trauer. Viele wussten, sie würden ihre Kinder nie wiedersehen. Ein schwarz gekleideter Priester mit einer abgestossenen Bibel unter dem Arm zog jeden Tag vom Krankenhaus zu den Baracken, um Eltern die traurige Nachricht zu überbringen, dass ihre Befürchtungen wahr geworden waren. Ihre Kinder hatten das Gemetzel eines Weltkrieges und Jahre der Not in Flüchtlingslagern überlebt, nur um hier, mit einem Fuss schon im Land ihrer Träume, an einem hässlichen Fieber zu sterben. Die Eltern waren oft untröstlich, zumal sie ihre Kinder nicht mehr sehen durften.

Auch eine Beerdigung im Beisein der Familie und einiger Freunde war nicht möglich. Wenn der Priester die Nachricht überbrachte, war das betreffende Kind schon von den Angestellten des Krankenhauses beerdigt worden. Kein Wunder, dass die Eltern, die ja ohnehin unter den Nachwirkungen des Krieges litten, untröstlich waren.

Als die Masernepidemie ausbrach, verkauften verzweifelte Eltern ihren letzten Besitz – oft kleine, aber kostbare Erbstücke, die sie durch Krieg und Flucht gerettet hatten, oder ihre Trauringe – um auf dem Schwarzmarkt Essen für die Kinder zu kaufen. Sie hofften, die zusätzlichen Nährstoffe würden ihr Immunsystem so aufbauen, dass sie die Krankheit abwehren konnten, bis es endlich aufs Schiff ging und sie dem Lager entkamen. Auch die Lagerleitung reagierte schnell und erhöhte die Kalorienzuteilung vor allem für die Kinder. Die Unterbringung wurde geändert, jetzt durften Familien zusammenleben. So befanden sich weniger Kinder in einem Raum, und die Krankheit breitete sich tatsächlich langsamer aus. Das Lager wurde ausserdem gereinigt und desinfiziert, und strenge Hygiene-Regeln wurden ausgegeben. So erlangten die Bewohner allmählich ihre Gesundheit wieder.

Leni gab sich alle Mühe, Bo gesund zu erhalten. Nie verpasste sie das allwöchentliche Bad, und er wurde so gut ernährt, wie es das Lageressen zuließ. Doch irgendwann erwischte es auch ihn. Drei Wochen nach ihrer Ankunft bekam er Fieber, und Leni merkte an seiner Unruhe, dass es ihm richtig schlecht ging. So begab sie sich zur Krankenstation und betete inständig zu dem Gott, an den sie nicht mehr glaubte, er möge ihr Kind retten. Tatsächlich hatte Bo

Diphtherie und musste im Krankenhaus bleiben. Die Nonnen, die dem Arzt halfen, versicherten ihr, sie würden alles für den Kleinen tun. Sie nahmen ihn sanft in die Arme, wiegten das wimmernde Kind und versprachen Leni, sie könne ihn jeden Tag besuchen. Leni war ausser sich vor Angst und fürchtete, sie hätte ihn zum letzten Mal gesehen. Der lange Weg zurück zu ihrer Baracke war eine einzige Quälerei. Sie war vollkommen verzweifelt, zumal die Blicke so vieler Frauen ihr folgten – Frauen, die schon denselben Weg gegangen waren, nur zu oft mit schrecklichen Konsequenzen. Leni spürte das Mitgefühl und war entschlossen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Ihr Kind würde überleben. Sie hatte zwei Kinder verloren, und wusste weiss Gott, was Trauer ist. Und sie würde kein weiteres Kind verlieren. Sie würde alles tun, was möglich war.

Von da an gingen Leni und Ratko jeden Tag zu dem hässlichen, nach Karbalseife stinkenden Krankenhaus und blieben bei ihrem Kind. Sie befeuchteten seine fieberheisse Stirn, flössten ihm etwas Suppe ein und liessen sich von den Ärzten andere Möglichkeiten zeigen, seine Genesung zu fördern. Als Ratko mittags ging, um sich in die Essensschlange zu stellen, blieb Leni am Krankenbett und wäre wohl auch noch den ganzen Tag geblieben, hätten die Nonnen sie nicht überredet, ab und zu nach Hause zu gehen und ein bisschen zu schlafen. In den ersten Tagen schüttelten die Ärzte nur den Kopf. Bo war sehr krank, und sie fürchteten, er würde sich nicht erholen. Leni war der Verzweiflung nahe, aber sie gab nicht auf. Sie schickte Ratko los, damit er auf dem Schwarzmarkt Gemüse, Eier, Obst oder irgendetwas anderes besorgte, was Bos Immunsystem aufbaute und

ihm half, mit der tödlichen Krankheit fertig zu werden. Und tatsächlich erholte sich Bo. Bald nahm er ein paar Löffelchen Nahrung zu sich und nicht mehr nur Wasser, das schrecklich hohe Fieber liess nach, und er konnte schlafen. Dann ging die Temperatur ganz aufs Normalmass hinunter. Er bekam wieder Farbe, war nicht mehr so unruhig, lächelte wieder und nahm seine Umgebung wahr. Die Ärzte waren froh – er würde wohl doch überleben. Leni wusste, es kam einem Wunder gleich, und sie dankte dem Gott, den sie aufgegeben hatte, und erwog, ihr Verhältnis zu «dem da oben» doch noch einmal zu überdenken. Sie dankte auch ihrem Grossvater Josef, den sie gebeten hatte, von seinem Platz im Himmel aus auf Bo aufzupassen. Fünf Wochen nach ihrem schrecklichen Gang ins Krankenhaus, konnten Leni und Ratko ihren Sohn wieder mit in die Baracke nehmen, die sie jetzt «Zuhause» nannten.

Bos Krankheit hatte die Abreise der Familie nach Australien verzögert – ihre ursprünglichen Plätze auf der *General W.C. Langfitt*, die am 20. Dezember 1949 ablegte, waren an eine andere Familie gegangen. Durch die bald darauf einsetzende Masern-Epidemie verzögerte sich die Fahrt noch einmal, aber schliesslich bekamen sie einen Platz auf der *General WG. Haan*, die am 25. Januar 1950 Neapel verlassen sollte. Leni konnte es kaum erwarten, das schreckliche Lager zu verlassen. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass es in Italien so unhygienisch sein würde; mit der lässigen Haltung der Italiener zu Sauberkeit und sanitären Einrichtungen kam sie nicht zurecht. Auch den italienischen Brauch, die Wäsche an langen Leinen zwischen den Häusern aufzuhängen, fand sie unor-

dentlich und schlampig, ganz zu schweigen von dem vielen Müll, der in den Strassen lag. Die Mittelalterstadt Passau mochte in der Schlussphase des Krieges einige Treffer abbekommen haben, aber sie war auf ihre Art elegant und vor allem sauber, und ihre Einwohner waren stolz darauf, sie wieder im alten Glanz erstrahlen zu lassen. Selbst die Flüchtlingslager in Deutschland waren sauber und hygienisch gewesen – Krankheitsausbrüche wie in Bagnoli waren nur selten vorgekommen. Für Leni glich Bagnoli einem Slum. Sie zählte die Tage, bis sie für immer den Staub Italiens von ihren Füßen schütteln konnte.

Als es endlich so weit war, ging das Einschiffen sehr langsam vonstatten, weil die italienischen Beamten noch einmal alle Papiere überprüften. Endlich an Bord angekommen, teilte man ihnen mit, dass die Männer getrennt von den Frauen und Kindern untergebracht würden. Auch Ehepaare wurden getrennt und konnten sich nur tagsüber sehen. Wie die meisten der Auswandererschiffe, war auch die *General Haan* ein umgebauter Truppentransporter. Die Decks waren funktionell eingerichtet, und der graue Anstrich erinnerte noch stark an die frühere Verwendung des Schiffes. Unter Deck gab es sehr einfache Unterbringungsmöglichkeiten ohne jede Privatsphäre. Es war sehr eng; man sah genau, dass das Schiff ursprünglich für eine grosse Zahl von Soldaten gebaut worden war.

Leni und die anderen Frauen wurden in ihre Schlafsäle gebracht, in denen dreistöckige Betten standen. Man erklärte ihnen, sie müssten jeden Morgen aufstehen und ihre Betten machen, auch wenn sie krank seien. Ausserdem seien sie zuständig für die Reinigung des

Schiffes, auch für die Duschkabinen, die sich im grossen Waschraum aneinanderreiheten und nach stockigem Holz rochen. Leni hatte das Gefühl, sie sei auf einen Gefangenentransporter geraten.

Aber niemand hatte grosse Lust, sich über die Bedingungen zu beschweren. Die überwältigende Mehrheit der Passagiere war froh, endlich das Lager hinter sich zu lassen und aufzubrechen in ein neues Leben. Viele machten sich freilich Sorgen, wie sie die Reise überstehen würden. Und es gab auch eine stille Traurigkeit, Europa zu verlassen und nicht zu wissen, ob sie jemals zurückkehren würden.

Leni stand an Deck, als das Schiff aus dem Hafen fuhr. Eine Ladeluke bot ihr etwas Schutz vor dem kalten Wind. Sie war von gemischten Gefühlen erfüllt, als sie darüber nachdachte, was sie alles zurückliess. Besitz hatte sie wenig, sie hatte ja alles verloren, was ihr einst kostbar erschienen war. Auch ihre Zukunftsträume waren vor langer Zeit verloren gegangen; sie konnte sich kaum noch daran erinnern, dass sie sich irgendwann einmal gewünscht hatte, Friseurin zu werden. Ihre Träume von einem neuen Deutschland waren in einem Albtraum untergegangen. Und sie würde wohl auch ihren Vater nie kennenlernen. Wenn er jemals nach ihr fragte, würde sie am anderen Ende der Welt leben. Und es war ja ohnehin nicht möglich, die verlorenen Jahre aufzuholen. Verloren war auch ihre kindliche Unschuld, geraubt von Bannert, an den sie lieber nicht mehr zurückdenken wollte. Vielleicht würde ein Neuanfang in einem fernen Land, weit weg von den Verletzungen, die sie in Katscher erlitten hatte, sie endlich von den schrecklichen Erinnerungen befrei-

en, die so schwer auf ihrer Seele lasteten. Die Zeit würde es weisen.

Sie warf einen Blick zu den Bergen, die sich im Hinterland von Neapel erhoben. Und irgendwo weit hinter diesen Bergen, hinter dichten Wäldern und weiss verschneiten Feldern lag die schöne Stadt Passau, wo ihre Mutter lebte und jetzt sicher an sie dachte. Auguste hatte Leni beim Abschied einen Umschlag in die Manteltasche gesteckt; den Leni jetzt aufmachte. Darin befand sich ein Foto von ihrer Mutter. Auf die Rückseite hatte sie in Sütterlinschrift geschrieben: «Eine Erinnerung an deine liebe Mama, Alter 53. Bewahr es gut auf.» Leni wusste, dass Auguste trotz aller Mühen ihres Alltags mit den beiden Söhnen zu jeder Stunde – vielleicht sogar zu jeder Minute – an ihre Tochter und den kleinen Enkel dachte. Auguste würde in ihrem unverbrüchlichen Glauben darum beten, dass der Gott, an den Leni einst genauso fest geglaubt hatte wie sie, die kleine Familie beschützte, sie an ihrem neuen Ort gesund und glücklich erhielt und eines Tages zu ihr zurückbrachte. Sie wünschte sich sehr, ihre Lieben noch einmal zu sehen, bevor sie starb, und sei es nur anlässlich eines kurzen Besuchs.

Doch wie so viele von Augustes Gebeten sollte auch dieses nicht erhört werden.

Die Reise führte durch den Suezkanal. Sie legten in Port Said an, wo sie neugierig die Männer mit den langen Bärten und den traditionellen Gewändern betrachteten, die sich gemächlich durch die Hafenanlagen bewegten. Dort wurde das Schiff aufgetankt und die Vorräte aufgefüllt, und dann ging es weiter bis nach Colombo auf Sri Lanka. Dort kamen Turban tragende Händler in leichten weissen Hemden in kleinen Booten zum Schiff gerudert und boten tropische Früchte, Schnitzereien, Silberschmuck und Lederwaren feil. Wer Geld hatte, kaufte den Männern etwas ab. Die Waren wurden in Körben oder Eimern an Bord gezogen. Zum ersten Mal sahen die Auswanderer solche Früchte, und auch die Frauen in den bunten Saris und mit den vielen Goldarmreifen faszinierten sie sehr.

Angesichts der langen Zeit auf See und der engen Quartiere war es kein Wunder, dass es mehrere Ausbrüche von Masern unter den Kindern gab. Leni verbrachte die gesamte Reise unter Deck auf der Krankenstation, wo sie Bo pflegte, der sich eine böse Magen-Darm-Infektion zugezogen hatte, aber auf diese Weise zum Glück keine Masern bekam. Dort unten freundete sie sich mit einer Deutschen namens Rosemarie an, die zu Hause in Düsseldorf Krankenschwester gewesen war und ihr jetzt mit Bo half. Die Freundschaft der beiden Frauen sollte noch viele Jahre andauern.

Die meisten Menschen an Bord waren ständig auf der Suche nach einem kühlen Plätzchen, weil das Schiff den Äquator über-

querte und das Wetter immer heisser und feuchter wurde. Die erstickende Schwüle zusammen mit dem Geruch nach Teer und Schweröl, dazu die ständige Dünung, sorgte dafür, dass viele Passagiere, darunter auch Ratko, sehr unter der Seekrankheit litten. Aber sie waren ja nicht verwöhnt; so ein bisschen Übelkeit war unangenehm, mehr aber auch nicht. Sie waren zäh, sie hatten einen Weltkrieg überlebt und Tod und Zerstörung im grossen Massstab gesehen, oft aus nächster Nähe. Sie beschwerten sich nicht, wenn es unbequem wurde oder wenn sie sich ein bisschen krank fühlten. Tatsächlich waren sie sehr, sehr dankbar, dass sie in Sicherheit waren, dass es warm war und dass sie genug zu essen bekamen. Aber vor allem freuten sie sich auf ihr neues Zuhause.

Am Ende der Reise über den Indischen Ozean zum sonnigen Hafen von Fremantle, Port Melbourne.

Dort erwarteten sie ausgedehnte Formalitäten. Medizinische Fragebogen mussten ausgefüllt, Geldreserven deklariert und die persönliche Vorgeschichte geklärt werden. Es wurde auch abgefragt, welche Sprachen sie beherrschten. Die meisten von ihnen, die Europa ja im Winter verlassen hatten, besaßen kaum Sommerkleidung. Jeder von ihnen bekam zwei Kleidungsstücke.

Lenis erster Eindruck von den australischen Behörden war wenig schmeichelhaft. Sie staunte darüber, wie klein der Horizont der Beamten war. Ein Beutel Kamillentee, den sie mitgebracht hatte, wurde sofort als «unbekannte Substanz» konfisziert, als sie in den Zollbereich kam. Da sie kein Englisch sprach, konnte sie den Beamten nicht erklären, dass sie den Tee ihrem Baby gab, wenn es unruhig oder fiebrig war.

Seltsam, dass man hier davon noch nichts gehört hatte. Aber um eindringlichere Befragungen zu vermeiden, gab sie den Tee weg.

Nachdem alle Papiere überprüft waren, wurden die «Neu-Australier», wie man sie hier nannte, vom Schiff und zu einem Zug gebracht, der sie durch die Vororte von Melbourne hinaus aufs Land brachte. Sie fuhren an breit gebauten, niedrigen Häusern mit geschwungenen Veranden vorbei, die Leni sehr fremdartig vorkamen. Nach mehreren Stunden Zugreise durch den brütend heißen australischen Sommer kamen sie nach Bonegilla, wo sie von Armeeangehörigen in Empfang genommen wurden. Der Anblick der Uniformen war vielen der Einwanderer unheimlich, beschwor er doch Erinnerungen an Grausamkeit und Massenexekutionen herauf, vor allen bei denen, die in deutschen Lagern gewesen oder der Brutalität der Roten Armee entkommen waren. Sie brauchten Zeit, um sich an die uniformierten Australier zu gewöhnen, die für ihren Transport, die Sicherheit und Versorgung zuständig waren und das Lager in Bonegilla betrieben, wo sie zunächst untergebracht wurden.

Bonegilla war in den Vierzigern als Militärcamp gebaut worden und hatte zu Spitzenzeiten um die fünftausend Soldaten beherbergt. Der militärische Charakter war noch deutlich zu spüren, auch wenn die Nutzung sich seit 1949 geändert hatte. Das war ähnlich wie in den Displaced-Persons-Lagern in Europa, die ja auch frühere Militäranlagen gewesen waren.

Leni empfand die Februarhitze als sehr schwül und die Fliegen, die eine echte Plage darstellten, als unerträglich.

Der Geruch der Eukalyptusbäume war zwar sauber und frisch, aber auch stechend und vor allem fremd. In den Baracken stand die Hitze, und es gab nur sehr begrenzte Möglichkeiten zum Duschen und Baden. Die Babys litten unter den Temperaturen und wurden krank. Und dazu kam die Langeweile – sie hatten ja alle nichts zu tun und konnten nirgendwohin. Sie lebten isoliert im heißen, trockenen australischen Busch, wo Schlangen und giftige Insekten drohten. Von all dem war natürlich in den idyllischen Berichten über das ländliche Australien nicht die Rede gewesen. Leni fragte sich, ob sie und Ratko wirklich die richtige Entscheidung getroffen hatten. Was sie hier erlebten, hatte mit dem Plakat, das man ihr in Passau geschenkt hatte, jedenfalls überhaupt nichts gemein. Auch das Essen war fremdartig und für europäische Mägen nicht geeignet. So sehr sie sich immer weisses Brot gewünscht hatte – das australische Brot war weiss, aber auch ohne Geschmack. Dafür war die Butter salzig. Zu den Mahlzeiten gab es Fleisch, in der Regel fettes Lammfleisch, mit etwas Gemüse, alles vollkommen geschmacklos für den Gaumen von Europäern, die in besseren Zeiten mit Knoblauch, Pfefferschoten, Paprika, Zwiebeln und vielen Kräutern und Gewürzen gekocht hatten. Hier gab es nur Salz und Pfeffer. Viele deutsche Frauen hatten am Anfang Verdauungsprobleme, weil ihr Körper mit dem hohen Fettgehalt nach so vielen schlechten Jahren nicht mehr zurechtkam. Sie erlebten in jeder Hinsicht einen Kulturschock.

Die meisten Einwanderer blieben etwa einen Monat in dem Lager. Sie lernten ein wenig Englisch, und es gab Unterricht in den Sitten und Gebräuchen des neuen Landes. Vor der Abreise aus Eu-

ropa hatten sie alle einen Zwei-Jahres-Vertrag mit dem australischen Staat geschlossen, der sie verpflichtete, dort zu arbeiten, wo man sie hinschickte. In der Regel waren das natürlich Orte, wo ein Mangel an Arbeitskräften herrschte. Viele Jobs betrafen den Bau und Unterhalt von Eisenbahnstrecken, Bergbau und Steinbrüche, aber sie wurden auch bei der Zuckerrohrernte, als Obstpflücker und beim Bau des grössten australischen Nachkriegsprojekts gebraucht, dem Wasserkraftwerk am Snowy Mountain River. Unabhängig von der Qualifikation wurden die Männer als Arbeiter eingesetzt, die Frauen als Hilfen im Haushalt oder in Kantinen.

Ratko erfuhr bald, dass er nach Adelaide geschickt werden sollte, um in einer Glasfabrik zu arbeiten. Es würde sechs bis acht Wochen dauern, bis Leni und Bo nachkommen konnten. Leni fürchtete sich bei dem Gedanken, so lange allein zu bleiben; die Angst vor Verlust griff wieder nach ihr, auch wenn sie wusste, dass die Trennung nicht von Dauer sein würde. Besonders irritierte sie jedoch, dass die Nachricht Ratko gar nicht zu kümmern schien. Er gab ihr einen Kuss auf die Wange, winkte einmal und stieg auch schon in den Zug ein, der ihn zusammen mit seinen Freunden aus dem Lager nach Süden brachte. Ein neues Abenteuer lockte ihn, während Leni nur eine lange, harte Zeit des Wartens bevorstand.

Doch ihr wurde schnell klar, dass sie sich zusammenreissen und die Zeit klug nutzen musste, um Englisch zu lernen und Kontakte mit den anderen Frauen zu knüpfen. Wie in Ilzstadt entwickelten sich schnell einige Freundschaften, die ihnen allen halfen, die Zeit

herumzubringen und die riesigen Veränderungen in ihrem Leben besser zu verarbeiten. Und wie in Ilzstadt fragte niemand nach ihrer Vergangenheit. Hier spielte es keine Rolle, dass sie in Armut aufgewachsen war oder dass sie ein uneheliches Kind gewesen war. Im Gegenteil, sie war ausgesprochen beliebt und fand mit ihrem Lächeln, ihrer Hilfsbereitschaft und ihren gelegentlichen Scherzen schnell Freunde. Diese neue, egalitäre Umgebung genoss sie sehr, und mit der Zeit ging sie immer mehr aus sich heraus.

Ein paar Monate später verkündete die Lagerleitung, die Frauen könnten jetzt zu ihren Männern nach Adelaide. Leni, Bo und die anderen Frauen und Kinder wurden zum Bahnhof von Bonegilla gefahren. Sie waren sehr aufgeregt und hatten keine Ahnung, wie furchtbar die Nachtfahrt sein würde, obwohl der Hochsommer vorbei war und die Abendtemperaturen durchaus erträglich wurden.

Als der Zug am nächsten Morgen langsam in den Bahnhof von Adelaide einfuhr, stieg die Erwartung. Frauen und Kinder erblickten die Männer, die auf dem Bahnsteig warteten, lachten und schwatzten und dem Zug aufgeregt entgegenblickten. Leni suchte unter den Gesichtern, aber Ratko war nirgendwo zu finden. Da sie wusste, dass er oft als Letzter kam und gern ein wenig abseits stand, um nicht mitten im Gewühl zu sein, rechnete sie damit, dass er irgendwo am Rand geblieben war. Geduldig wartete sie, sicher, dass er gleich kommen würde. Doch der Zug leerte sich, die Männer halfen ihren Frauen mit dem Gepäck, und glückliche Paare verliessen eins nach dem anderen den Bahnhof. Nur Leni bekam keine Hilfe. Da sie die Strassenschilder und Wegweiser nicht gut verstand, setzte

sie sich auf eine Bank auf dem Bahnsteig, wiegte den kleinen Bo im Arm, hielt die Tränen zurück und hoffte, dass Ratko sich nicht abgesetzt hatte. Ihre Ehe war eine wacklige Angelegenheit; er hatte sie eher aus Pflichtgefühl geheiratet als aus Liebe. Sie konnte nur hoffen, dass dieses Pflichtgefühl die Trennung überdauert hatte und dass er irgendwann noch kommen würde.

Ratko war in einem Migrantenlager in Gawler North untergebracht. Er fuhr jeden Morgen um halb fünf mit dem Zug nach Adelaide und stieg dort um in einen Zug, der ihn in den Vorort Kilkenny brachte, wo sich die Glasfabrik befand. Auch an diesem Morgen kam er also auf den Bahnhof und stolperte förmlich über Leni und Bo. Es war reiner Zufall, dass sie sich fanden. Er behauptete, das Telegramm von Leni nicht bekommen zu haben, und sagte, er hätte keine Ahnung von ihrer bevorstehenden Ankunft gehabt. Und sie spürte, dass es ihm eigentlich gar nicht recht war, sie in Adelaide zu haben. Was das Missverständnis anging, schien er ganz und gar unbesorgt. Seine gefühllose Reaktion zeigte ihr einmal mehr, dass ihre Ehe alles andere als gut war. Einen Moment lang dachte sie daran, ihn auf der Stelle zu verlassen. Aber es war zu spät, sie war mit einem kleinen Kind in einem fremden Land gestrandet, dessen Sprache sie noch nicht lesen, schreiben oder sprechen konnte. Sie konnte nirgendwohin. Und so verwarf sie den Gedanken gleich wieder.

Es dauerte nicht lange, dann fand die Familie Unterkunft bei Freunden aus Ilzstadt, die schon früher nach Australien gereist waren. Sie wohnten in einer Wellblechhütte in einer der neuen Vorstädte im

Westen von Adelaide, wo sich vor nicht allzu langer Zeit noch stau-
bige Schafweiden befunden hatten. Viele Migranten zogen in diese
Gegend, weil das Land billig war und die Wege zu den Fabriken
nicht weit waren. So mussten sie keine langen Fahrten zur Arbeit
mehr auf sich nehmen. Nach ihrem obligatorischen Anfang als
Haushaltshilfe fand Leni bald Arbeit in einer Elektrofabrik, wo Ra-
sierapparate, Infrarotlampen und Teile für Radios hergestellt wur-
den. Jeden Tag schnallte sie Bo auf den Kindersitz ihres Fahrrads
und brachte ihn zu einer Polin, die in der Nähe der Fabrik wohnte.
Nach Feierabend holte sie ihn dort wieder ab und radelte nach
Hause.

Leni und Ratko arbeiteten viel und sparten ihr Geld, um nach den
vereinbarten zwei Jahren nach Europa zurückzukehren. Sie gab ih-
rem Mann jede Woche ihren Lohn, wie es zu dieser Zeit üblich war.
Als die zwei Jahre fast um waren, erklärte Ratko, er wolle Land
kaufen, um ein Haus zu bauen. Leni war entsetzt – das Geld war
doch dafür gedacht gewesen, nach Deutschland zurückzukehren, zu
ihrer Mutter und ihren Brüdern, und die erste Zeit dort zu überbrück-
ken, bis sie sich irgendwo niederlassen konnten! Wenn sie jetzt hier
in Australien ein Grundstück kauften und ein Haus bauten, war ihre
Hoffnung auf eine Rückkehr dahin. Aber sie hatte keine Wahl.
Ratko, der nie viel über seine Gedanken sprach, hatte sie vollkom-
men überrumpelt.

Wie die meisten jungen Frauen war sie mit der Vorstellung auf-
gewachsen, dass es ihre Pflicht war, ihren Mann bei jeder seiner
Entscheidungen zu unterstützen. Sie wusste auch, dass es keinen
Sinn hatte, mit Ratko zu streiten, wenn er sich einmal etwas in den

Kopf gesetzt hatte. Da sie ihm immer ihren Lohn ausgehändigt hatte, besass sie zudem kein Geld, um allein zurück nach Europa zu fahren. Und sie war ja entschlossen, nicht als alleinstehende Mutter zu leben, wie ihre eigene Mutter es getan hatte. Es war einfach zu unsicher, ein Kind allein grosszuziehen.

Und so kam es, dass Ratko – nur auf seinen Namen übrigens – ein Grundstück kaufte, das er dann mit Hilfe des kleinen Bo von Gestrüpp und Unkraut befreite, sodass ein Fundament gelegt werden konnte. Dann begann die lange Bauzeit. In der Zwischenzeit zogen sie in eine andere, näher gelegene Wellblechhütte und teilten sich weiterhin Kochgeschirr, Toiletten und Waschgelegenheit mit den Nachbarn. Die Hütte hatte einen Fussboden aus Zement und war gerade gross genug für ein grosses und ein kleines Bett. Leni kochte auf einem Primuskocher, sie badeten in einer Zinkwanne, in der man gerade so sitzen konnte. Ihre Kleider wusch sie in einem grossen Topf mit heissem Wasser, in dem sie mit einem Stock rührte, bevor sie sie mit der Hand auswrang und an einer Leine im Hinterhof zum Trocknen aufhängte. Eine Petroleumlampe spendete ihnen abends Licht.

Als Leni sich ein wenig mit der Gegend vertraut machte, entdeckte sie eine Wollfabrik in der Nähe. Dort wurden riesige Wollballen angeliefert, die dann zu Teppichen weiterverarbeitet wurden. Oft blieb sie dort stehen und schaute ein paar Minuten zu. Die Fabrik erinnerte sie an die Teppichweberei ihres Grossvaters Josef in Katscher und an die Farben, die das Wasser des Flusses Troja immer wieder anders gefärbt hatten. Ob Josefs Grab wohl den Krieg überdauert hatte?

Die offizielle australische Politik ging zwar davon aus, dass sich die Einwanderer der englisch-irischen Kultur anpassen sollten, aber viele Neu-Australier pflegten die Erinnerung an ihre Wurzeln in Clubs, die überall gegründet wurden. Nicht weit von ihnen gab es zum Beispiel den sehr beliebten Bulgarischen Club, und auch Sportvereine und religiöse Gemeinden wurden ins Leben gerufen. Andere Einwanderer waren zufrieden damit, ihr eigenes Haus zu besitzen und im Garten die vertrauten Obst- und Gemüsesorten aus der Heimat anzubauen, sodass sie auch die europäische Küche pflegen konnten. Doch für viele wurde das Engagement in der Gemeinschaft zu einem wichtigen Mittel, die Isolation zu überwinden, in welcher Form auch immer.

Ratko blieb am liebsten zu Hause, arbeitete im Garten, hielt Hühner und beschäftigte sich mit Nebenjobs. Ihm war nicht bewusst, dass Leni andere Bedürfnisse hatte, und er ermunterte sie auch nicht, Freundschaften zu schliessen. Tatsächlich reagierte er eher mit Eifersucht, wenn sie mit anderen Menschen Umgang hatte. Er wollte immer wissen, worüber sie mit den Leuten sprach und ob es in ihren Gesprächen auch um ihn ging. Seinen Nachbarn stand er misstrauisch gegenüber, was vielleicht durch seine Erlebnisse während des Krieges bedingt war. Wenn es Probleme gab, machte er Leni dafür verantwortlich. Und sie hielt sich zurück und erzählte ihm nicht mehr alles, um Streit zu vermeiden und sich das Leben ein wenig leichter zu machen. Eigentlich hasste sie Geheimnisse und fühlte sich dadurch eingeschränkt, aber sie konnte nicht anders. Und ihre Methode erwies sich ja als sehr nützlich, um den Frieden zu bewahren.

Ab und zu dachte sie über eine Scheidung nach, aber dazu hätte sie ihm Untreue, böswilliges Verlassen oder Grausamkeit nachweisen müssen. Natürlich hätte sie auch einfach gehen können, aber ihr gesamter gemeinsamer Besitz lief auf Ratkos Namen: Bankkonto, Haus, Grundstück, alles. Vom Staat konnte sie keine Unterstützung erwarten, und das hiess, sie würde obdachlos werden. Das wichtigste Argument gegen eine Trennung war aber Bo: Leni wollte unbedingt, dass ihr Sohn mit Vater und Mutter aufwuchs.

Das Leben in Australien stellte sich ganz anders dar, als man den europäischen Migranten erzählt hatte. Die Arbeit war hart, die Löhne niedrig. Manchmal hatten sie so wenig Geld, dass Leni nicht einmal eine Briefmarke kaufen konnte, um an Auguste zu schreiben. Viele von denen, die gern nach Europa zurückwollten, mussten feststellen, dass sie sich nicht einmal die Reise leisten konnten. Andere hatten keine Verwandten mehr in Europa und keinen Ort, an dem sie leben konnten. Für Leni, die noch lange davon träumte, ihre Familie wiederzusehen, war es an Weihnachten immer besonders schlimm. Sie hatte grosses Heimweh, weinte sich oft heimlich in den Schlaf und vermisste ihre Mutter sehr. Mit der englischen Sprache hatte sie grössere Schwierigkeiten, als sie erwartet hatte, und das Klima war nicht schön und warm, wie man ihnen erzählt hatte. Die Australier waren zwar hilfsbereit, aber auch distanziert. Und so erwies es sich als schwierig, sich zu assimilieren. Der einzige echte Vorteil in der schwierigen Anfangszeit bestand darin, dass ihr Husten sich in dem warmen Klima langsam besserte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Leni sich an die neue Umgebung gewöhnte und ihren Platz in der Nachbarschaft des Vororts fand. Gut, dass sie Bo hatte – er hielt sie aufrecht.

Manchmal verlieh sie ihrem Unglück in Gedichten Ausdruck:

Der Wille ist stark,

der Körper schwach.

Die Last ist zu schwer,

die Kräfte schwinden.

Tage kommen, Tage gehen.

Es ändert sich nichts, und ich verstehe es nicht.

Bin Gott nahe im täglichen Gebet.

Er hört uns alle, er versteht uns.

Wir beten um Kraft und Geduld.

Niemand ist schuld.

Und nichts dauert ewig.

Sie erzählte Auguste nie von ihrem Heimweh. Ihre Mutter hatte genug eigene Probleme, da musste sie ihr nicht auch noch Sorgen bereiten. Auch dass Ratko ein schwieriger, misstrauischer und tyrannischer Ehemann geworden war, verschwieg sie ihr. Ihre Ehe wurde nur noch von der gemeinsamen Liebe zu Bo zusammengehalten. Natürlich sorgte Ratko für Leni, aber die Liebe, nach der sie sich so sehnte, konnte er ihr nicht geben.

Jahre später schrieb sie ihre Erfahrungen in einem beeindruckenden Gedicht nieder, in dem vom Verlust ihrer Familie und ihrer Wurzeln die Rede ist, von der enormen Aufgabe, an einem fremden Ort unter fremden Menschen zurechtzukommen.

*Durch Land und Meer sind wir getrennt.
So weit von unseren Lieben, dass die Sehnsucht brennt.
Als Flüchtling aus dem Osten hatte ich kein Zuhause.
Als Frau eines Fremden wurde ich heimatlos.
Ich könnt es nicht verstehen, ich fragte mich, warum.
Vielleicht war ich naiv und jung – oder zu dumm?
Keine Zukunft weit und breit.
Wir konnten nur fortgehn, der Weg war weit.
Ein Kind auf dem Arm, kein Geld in der Hand.
So zogen wir in ein fremdes Land.
Australien war uns unbekannt.
So weit der Busch, so gross das Land.
Zelte und Baracken waren für uns da,
und ich verstand nicht, was ich sah.
Fremde Menschen, fremde Sitten,
fremde Sprache, und wir inmitten.
Das Klima war fremd, entsetzlich heiss.
Die Kleider feucht und klebrig vom Schweiss.
Wenn es nötig ist, dann lernt man viel,
doch bleibt die Fremdheit, ein Weg ohne Ziel.
Die Zeit rast dahin, die Jahre vergehn.
Ich durfte meine Lieben wiedersehn.
Einmal war das Schicksal uns Freund.
Ein paar Tage, lange erträumt.
Als ich die Heimat verliess, war ich eine junge Frau.
Jetzt bin ich alt, die Haare grau.*

Ratko verbrachte jedes Wochenende und seine gesamte Freizeit unter der Woche auf der Baustelle. Er zog die Ziegelmauern hoch und die Holzböden, strich die Wände, baute Fenster und Decken ein und versah die Tür mit einem Schloss. Bald nachdem das Haus, das sie zärtlich «Nummer siebenunddreissig» nannten, einzugsbereit war, beschloss Leni, Mieter aufzunehmen, um etwas zusätzliches Geld zu verdienen. In der Fabrik hatte sie Männer und Frauen kennengelernt, die ebenfalls Einwanderer waren, und sich mit einigen Frauen angefreundet. Eine von ihnen, Marianne, sollte für den Rest ihres Lebens ihre Freundin und Vertraute bleiben. Marianne und ihr Ehemann Fred sparten auf ein eigenes Haus, und Leni lud sie ein, im Schuppen der Nummer siebenunddreissig zu wohnen, bis sie fertig waren.

Marianne war eine kleine, rundliche und sehr lebhafte Frau, die gerne und laut lachte, bayerisch sprach und sehr gerne Kuchen buk. Fred war ein Volksdeutscher aus der Tschechoslowakei, der Brillen und Kontaktlinsen herstellte. Da er in Adelaide keine Arbeit in seinem Fach finden konnte, hatte er als Arbeiter in einer Fabrik angefangen, schliesslich musste man von irgendetwas leben. Genau wie Marianne war er ein sehr lebhafter Mann und ausgesprochen begabt. In seiner Freizeit malte und fotografierte er; manchmal funktionierte er die Waschküche in der Nummer 37 zur Dunkelkammer

um. Er war sehr sparsam und konnte sich irgendwann einen grossen grünen «Amischlitten», ein Chevrolet, kaufen, den er fast so sehr liebte wie seine Frau. Da Ray, wie Ratko sich jetzt nannte, sehr viel arbeitete und oft Nachtschichten fuhr, um mehr zu verdienen, hatte er wenig Zeit für Bo. Fred wurde so etwas wie ein Ersatzvater, spielte mit Bo, malte mit ihm und wurde insgesamt eine wichtige Vaterfigur für den kleinen Jungen.

Ratko liess sich auf das Arrangement mit Marianne und Fred ein, weil sie das Geld brauchten. Er hätte die beiden fröhlichen Leute lieber nicht in seinem Haus gehabt, und er machte auch kein Geheimnis daraus. Ihm ging es vor allem darum, möglichst viel Geld zu verdienen, und da er von Natur aus eher zurückhaltend war, kapselte er sich immer mehr ab. Leni dagegen war froh über die Gesellschaft. Ihr Sohn kam in die Schule, lernte Englisch und wurde allmählich unabhängig. Und so musste sie sich in ihrer Freizeit nicht mehr so viel um Mann und Kind kümmern.

Kein Wunder also, dass Leni und Marianne gute Freundinnen wurden. Sie arbeiteten zusammen, wohnten zusammen, hatten ähnliche Wurzeln und waren durch ihre geteilten Erfahrungen in dem fremden Land auch sonst aneinander gebunden. Bei der Hausarbeit lachten sie viel miteinander, und Leni fand bei Marianne immer ein offenes Ohr, wenn sie über ihre Ehe klagte. Zum ersten Mal erlebte Leni, was für eine Erleichterung es sein konnte, jemanden zu haben, mit dem sie ihre Frustrationen, Enttäuschungen und geheimen Ängste teilen konnte. Endlich hatte sie eine Seelenverwandte gefunden, fast eine Art Schwester. Und diese Erfahrung veränderte ihr Leben.

1957 bekamen Leni, Ratko und Bo die australische Staatsangehörigkeit. Ratko hiess jetzt offiziell Ray, und einige Nachbarn hatten angefangen, Leni mit «Madelaine» anzureden, was sie ohne Protest akzeptierte und als Zeichen der Zusammengehörigkeit nahm.

So glücklich Leni über den neuen Pass war, die Tatsache, dass ihre Mutter nicht bei ihr sein konnte, bedrückte sie sehr, zumal an dem Tag der Zeremonie. Sie hatten so viel zusammen durchgemacht, und auf eine Weise spürte Leni, dass ihre Verbindung nach Deutschland durch die Entfernung nicht schwächer, sondern eher stärker geworden war. Wenn sie andere deutsche Frauen traf, sprachen sie leise darüber, wie sehr sie die Heimat vermissten. Ihre Ehemänner, die ja aus anderen Ländern stammten, konnten das nicht verstehen. Ray wollte Leni sogar verbieten, anderen zu sagen, dass sie Deutsche war. Er befürchtete, das würde negativ aufgenommen. Stattdessen sollte sie sagen, sie sei durch die Heirat mit ihm Jugoslawin geworden, wie es ja auch in ihren Papieren gestanden hatte.

In den nächsten zwei Jahren, während der Vorort weiter wuchs, hatten Leni und Marianne sehr viele verschiedene Menschen zu Gast, die in der Nummer 37 Kaffee und deutschen Kuchen angeboten bekamen. Unter ihren Gästen waren Australier, die schon im Land geboren und aufgewachsen waren, ehemalige Kriegsgefangene und andere Flüchtlinge aus den verschiedensten Ländern. Leni und Marianne kochten und buken zusammen, sangen Lieder, scherzten und sorgten dafür, dass sich alle bei ihnen wohlfühlten. Und die australischen Nachbarn akzeptierten Leni genau so, wie sie war. Niemand fragte nach ihren Kriegserlebnissen, und Leni war

froh, dass sie keine Erklärungen abgeben musste. Sie blühte regelrecht auf, sodass ihre lebhaftige Natur, die durch die Härten ihrer Kindheit unterdrückt worden war, endlich richtig zur Geltung kam. Bo freundete sich mit den Nachbarkindern an und durchstreifte mit ihnen die Vororte, wobei sie unter anderem einen verrosteten Sherwood-Panzer fanden, der in einem kleinen Wäldchen stand – sie nannten es «Sherwood Forest». Bo freute sich riesig darüber, dass er jetzt endlich einen eigenen Panzer für die Bandenkriege mit den anderen Kändern hatte. Und Leni war einfach dankbar, dass ihr Sohn so gut zurechtkam.

Doch acht Jahre nach ihrer Abreise aus Deutschland sollten sich ihre Lebensumstände noch einmal drastisch verändern. Sie stellte nämlich fest, dass sie schwanger war. Alle waren sehr erschrocken, ausser dem zehnjährigen Bo, der sich unbändig freute, endlich einen Bruder oder eine Schwester zu bekommen. Ray war wie erwartet alles andere als erfreut. Ein zweites Kind passte überhaupt nicht zu seinen sonstigen Plänen.

Die Nachricht von der unerwarteten Schwangerschaft brachte Leni und Marianne noch näher zusammen. Marianne kochte voller Freude für Leni und sorgte auch sonst dafür, dass sie die Schwangerschaft gesund überstand. Und so wurde es trotz Rays finsternen Blicken eine glückliche Zeit. Andererseits war klar, dass Marianne und Fred jetzt ausziehen mussten, um in der Nummer 37 Platz für das Baby zu machen. Sie zogen in einen Vorort im Osten von Adelaide, eigentlich nicht weit weg, aber doch so weit, dass die bei

den Frauen sich viel seltener sahen. Sie konnten beide nicht Autofahren, und Ray verbot Leni, allein mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs zu sein. So kam es nur noch zu gelegentlichen Besuchen, und Leni vermisste ihre Freundin und Vertraute schmerzlich. Das überwältigen Gefühl von Verlust, das immer schon in ihr gelauert hatte, stieg wieder auf. Sie hatte ihre beiden einzigen Schulfreundinnen verloren, weil sie Jüdinnen gewesen waren. Sie hatte Marlies verloren. Und jetzt? Sie schwor sich, dass ihr so etwas nie wieder passieren würde, und nahm viele Anstrengungen auf sich, um mit Marianne in enger Verbindung zu bleiben. So trafen sie sich immer wieder an den Geburtstagen, zu Weihnachten und an vielen Sonntagen zum Mittagessen. Marianne erwiderte Lenis Freundschaft von Herzen und tat das Ihre, um sie aufrechtzuerhalten.

Doch sobald Marianne und Fred ausgezogen waren, vertiefte sich Lenis Isolation. Ein wenig Trost, fand sie in ihrem wiedergefundenen Glauben. Sie betete jeden Abend lange und intensiv. Und ihr Glaube blieb fest und unbeugsam, so lange sie lebte.

Zu Beginn jenes Jahres wurde ich geboren.

Teil 2

Prolog

Die Geschichte ist noch nicht zu Ende

Im März 1966 erklärte der australische Premierminister Harold Holt, sein Land würde Truppen nach Vietnam entsenden, wo sie die Amerikaner unterstützen sollten. Zum ersten Mal in der australischen Geschichte wurde eine Art Wehrpflicht eingeführt, die man als «National Service» bezeichnete. Alle Männer, die in diesem Jahr zwanzig Jahre alt waren, wurden registriert, und dann wurden Geburtsdaten ausgelost – und wer an dem entsprechenden Tag geboren war, wurde eingezogen und für bis zu zwei Jahre nach Vietnam geschickt.

Der Geburtstag meines Bruders Bo gehörte zu den ausgelosten Daten. Er hätte sich damals, als er mit den anderen Kindern auf dem verrosteten Panzer im «Sherwood Forest» herumkletterte, wohl kaum vorstellen können, dass er eines Tages in einem echten Panzer fahren würde – um in einem echten Krieg zu kämpfen.

Bo ist ein Veteran des Vietnamkrieges. Wie so viele Veteranen leidet er unter einem Posttraumatischen Belastungssyndrom, was konkret heisst, dass er Alpträume und Depressionen hat, gelegentlich gereizt reagiert und sich oft ganz in sich selbst zurückzieht, auch vor den Menschen, die er liebt. Die Liste der Symptome ist endlos und allen Veteranen wohlbekannt. Der Albtraum begann, als Bos

Panzer während eines Einsatzes von einer feindlichen Granate getroffen wurde. Als die verletzten Soldaten versuchten, den Panzer in Sicherheit zu bringen, sah Bo über seinen Geschützlauf hinweg einen nordvietnamesischen Soldaten, der ihn ebenfalls anstarrte und drauf und dran war, die nächste Granate abzufeuern. Bis heute hört er die ohrenbetäubende Explosion und die fürchterlichen Schreie der Verwundeten, spürt die erstickenden Dämpfe, den Geruch von Kordit – und vor allem das überwältigende Gefühl von Hilflosigkeit. Dieser Albtraum verfolgt ihn Tag für Tag.

Ich wusste, dass Bos Vietnam-Erfahrungen ihn verändert hatten, obwohl er Jahre brauchte, um darüber zu sprechen. Er war nicht mehr der sorglose, fröhliche Mensch, an den ich mich erinnerte. Wenn ein Hubschrauber über uns hinwegflog, spannte er sich an. Wenn ein lauter Knall zu hören war, zuckte er zusammen. Er war genauso alarmbereit wie seinerzeit in Vietnam. Er schlief nicht gut, und oft wachte er mitten in der Nacht schreiend auf. In seinen Albträumen sah er das Gesicht des nordvietnamesischen Soldaten, der die Granate abgefeuert hatte, oder hörte die Schreie seines verwundeten Freundes, der noch im Fahrerstand gesessen hatte. Es war, als hätte er diesen Ort nie verlassen. Sein Leiden war für mich der Beweis, dass unser Verstand manche Dinge einfach nicht auslöschen kann.

Bo fing an, Leben, Tod und Spiritualität auf einer tieferen Ebene zu betrachten. Und im Zuge dieser Beschäftigung sagte er irgendwann zu mir, er habe immer das Gefühl gehabt, dass unsere Mutter Leni uns unterschiedlich behandelt habe. Mir war das ganz neu.

Und auch ihm war eigentlich klar, dass sie uns beide gleichermaßen geliebt hatte. Er konnte auch gar nicht genau sagen, was ihn irritierte. Hatte sie mich mehr behütet oder mich vielleicht nicht mit anderen teilen wollen? Hatte sie sich mit den Jahren mehr zurückgezogen? Bo konnte es nicht erklären. Insgeheim bezweifelte er, dass Ray sein richtiger Vater war. Vielleicht steckte das ja hinter seiner Vermutung. Als wir von dem sexuellen Missbrauch erfuhren, den Leni erlitten hatte, bekam seine Theorie neue Nahrung. Während eines Besuchs im Krankenhaus nahm er all seinen Mut zusammen und fragte Leni: «Mum, ist Dad mein wirklicher Vater?»

«Ja», erwiderte sie. «Keine Geheimnisse mehr.» Bo war sich nicht sicher, was das bedeuten sollte. Ihr Ja war eindeutig genug. Aber was hiess dieses «Keine Geheimnisse mehr»? Leni war so schwach, dass er nicht wagte, sie noch mehr zu bedrängen. Sie bekam starke Medikamente und konnte sich schlecht konzentrieren.

Aber seine Unsicherheit blieb. Schliesslich hielt er es nicht mehr aus und beschloss, trotz ihrer Versicherungen einen DNA-Test machen zu lassen, solange Ray noch am Leben war. Es gelang ihm auch, Testmaterial von Ray zu bekommen, ohne dass dieser etwas davon merkte. Das Ergebnis war eindeutig: Ray war Bos Vater.

Aber das Gefühl, dass unsere Mutter uns Kindern unterschiedliche Gefühle entgegengebracht hatte, blieb. Ein Puzzleteil fehlte. Er überlegte lange und bewegte ihre Worte im Kopf herum. Manchmal fragte er sich, wie gut er sie eigentlich gekannt hatte. Sie war eine liebevolle Mutter gewesen, eine besorgte, fast überängstliche Mut-

ter, vor allem in der Zeit seines Wehrdienstes in Vietnam. Aber er war und blieb überzeugt, dass er einen Teil von ihr nie kennengelernt hatte und dass es auch allen anderen Menschen so gegangen war. Er hätte sie gern noch gefragt, aber sie konnte ihm nichts mehr sagen, denn sie war tot.

Doch es gab noch einen Menschen, der Leni nahegestanden hatte und vielleicht etwas Licht auf ihre innersten Gedanken und vor allem auf diese letzte kryptische Bemerkung werfen konnte. Er musste mit dem einzigen Menschen sprechen, der ihm noch etwas über ihre Gedanken und Gefühle sagen konnte. Und so wandte er sich an Marianne, genau wie ich es getan hatte, als Leni zu mir gesagt hatte, sie hätte immer das Gefühl, bestraft zu werden. Marianne hatte mir nichts dazu sagen können. Stattdessen sprachen wir über mein jüngstes Abenteuer, den Versuch, endlich meine eigene Version des kleinen goldenen Täschchens zu finden, von dem Leni immer gesagt hatte, ich müsse es selbst suchen. Sie war dem Aberglauben angehängen, solange in diesem Täschchen etwas Geld war und es in der Nähe der Haustür aufbewahrt würde, gäbe es immer genug Wohlstand im Haus. Und tatsächlich hatte ich ihren Rat befolgt und mich auf die Suche nach dem perfekten goldenen Täschchen gemacht.

1

Als Leni starb, hatte ich eine Weggabelung erreicht. Unzählige Male war ich in den Wochen vor ihrem Tod von Sydney nach Adelaide gefahren, um sie zu besuchen. Wir hatten viele Gespräche über unsere Familie geführt. Und sie hatte mich seltsamerweise immer gefragt, ob ich nicht noch etwas zu nähen oder zu flicken für sie hätte. Tatsächlich war sie überzeugt, dass sie gesund werden und nach Hause kommen würde, heim zu ihrer Singer-Nähmaschine. Ich wollte sie nur zu gern zu der Bemerkung über eine mögliche Bestrafung befragen, die mich lange beschäftigt hatte. Dahinter musste doch, so dachte ich, etwas aus ihrem Leben in Deutschland stecken, wovon sie mir noch nichts erzählt hatte. Vielleicht bezog sich die Bemerkung auch auf den kleinen Josef, der kurz nach der Geburt gestorben war, oder auf die Abtreibung, die sie hatte vornehmen lassen. Oder hatte sie etwas mit Schneidermeister Bannert zu tun? Sonst fiel mir nichts ein, aber ich schreckte davor zurück, sie direkt zu fragen. Es war nicht der richtige Zeitpunkt, um sie mit so etwas zu belasten.

Manchmal redete sie wirres Zeug; die Schmerzmedikamente waren stark, sorgten für Benommenheit im Kopf, wilde Träume und Halluzinationen. Einmal warnte sie mich vor einem der männlichen Krankenpfleger, von dem sie sagte, er sei gar kein Krankenpfleger, sondern ein Gemüsehändler. Was sollte das denn? Warum ein Gemüsehändler und nicht etwa ein Metzger, Lehrer oder Bankangestellter?

Sie war verzweifelt gewesen, als sie von den Ärzten erfuhr, dass sie Krebs im Endstadium hatte, aber vor allem fürchtete sie, den Verstand zu verlieren. Sie gab sich grösste Mühe, sich an alles zu erinnern, was mir ein Widerspruch zu sein schien, weil sie mir früher immer gesagt hatte, sie wolle vergessen. Ich war verwirrt und verstand nicht, was sie wirklich wollte und wie ich ihr helfen konnte. Sie ertrug ihr Leiden mit einer tiefen Resignation, als wäre es eine Busse und sie hätte nichts anderes verdient.

Ein paar Mal erwähnte sie während ihrer Zeit im Krankenhaus ihre Singer-Nähmaschine. Ich dachte zurück an den Moment, als mir klar geworden war, dass sie die Maschine nicht mehr bedienen konnte. Körperlich war sie durchaus dazu in der Lage, aber mental litt sie unter einer grossen Angst vor irgendetwas aus der Vergangenheit, und diese Angst liess sie vor der Maschine zurückschrecken. Nachdem sie mir von dem Missbrauch erzählt hatte, verstand ich. Der blosse Anblick der Nähmaschine muss tausend traumatische Erinnerungen geweckt haben. Ich stellte mir vor, was für Ängste sie ausgestanden hatte, fünf Jahre lang an jedem einzelnen Arbeitstag. Und ich staunte sehr über ihre Kraft und war mir unsicher, ob ich dasselbe geschafft hätte wie sie.

Als die Beerdigung vorüber war und es ruhiger wurde, sodass mein Leben zur Normalität zurückkehren konnte, beschloss ich, nach Europa zu reisen und eine Erklärung zu finden, die sie nicht ausgesprochen hatte, die mir aber helfen könnte zu verstehen, warum sie davon ausging, sie würde bestraft. Mein Onkel Manni war viele Jahre zuvor nach Amerika ausgewandert und dort gestorben.

Blieb also noch Sohni, der letzte Überlebende aus meiner nahen Verwandtschaft. Er war mit einer Frau namens Hedi verheiratet. Die beiden waren meine letzte Chance, und ich wollte sie besuchen.

Mir war klar, dass es nicht einfach sein würde. Die beiden sprachen kein Englisch, und ich konnte kaum Deutsch. Und dass ich einfach davon ausging, mein Onkel und meine Tante würden mir bereitwillig helfen, war durchaus eine kühne Idee. Ich wollte ihre Version von Augustes und Lenis Leben hören, einem Leben in harten Zeiten voller Aufruhr und Tragödien. Hier in Australien reden wir relativ unbefangen mit der älteren Generation über ihre Kriegserfahrungen. Die meisten Älteren sind auch absolut bereit, selbst die gruseligsten Erfahrungen auf fremden Schlachtfeldern auszubreiten, um der jüngeren Generation etwas mitzugeben. Aber unsere Geschichte lässt sich ja auch in keiner Weise mit den deutschen Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs vergleichen. Die Generation meiner Mutter ist sehr zurückhaltend mit Erzählungen über leidvolle Erfahrungen, und viele Deutsche ziehen es vor, ihre Erinnerungen mit ins Grab zu nehmen. Ich hatte also die Absicht, ein ausgesprochen heikles Thema mit Menschen zu besprechen, die ich nicht kannte, auch wenn wir verwandt waren. Die beiden hatten wirklich alles Recht der Welt, sich einem solchen Gespräch zu verweigern. Das Risiko, traumatische und schreckliche Erinnerungen aufzurühren, die aus gutem Grund seit Jahrzehnten vergraben lagen, war nun mal gross.

Aber ebenso gross war die Chance, dass der letzte lebende Verwandte meiner Mutter und seine Frau gut fanden, was ich da tat. Es

konnte durchaus sein, dass sie sich freuten, wenn eine Verwandte vom anderen Ende der Welt sich für die Familiengeschichte interessierte. Und diese Chance ergriff ich, als ich meinen ersten Entwurf eines Briefs an Onkel Sohni schrieb, auch wenn ich wusste, dass er ihn nur mit Hilfe eines Übersetzers lesen konnte. Ich hoffte einfach, dass er jemanden kannte, der ihm helfen würde.

Aber dann hatte ich Glück und hörte von einer Freundin, dass eine ihrer Kolleginnen Deutsch konnte und meinen Brief sicher gern übersetzen würde. Und so hatte ich das Gefühl, den ersten Schritt zu einer langen, faszinierenden Reise getan zu haben. Ich würde eine ganz neue Beziehung zu meiner Mutter finden, wenn ich ihren Bruder kennenlernte, den sie geliebt und unter Einsatz ihres Lebens beschützt hatte.

Der Briefwechsel mit Onkel Sohni und seiner Frau Hedi hatte sich mit Hilfe der wunderbaren Übersetzerin und einer weiteren Helferin sehr schön entwickelt. Irgendwie hatten mein Onkel und ich sofort einen guten Draht zueinander, als hätte er nur darauf gewartet, dass ich mich melde. Er war überhaupt nicht zurückhaltend und zögerte keinen Moment, über seine Schwester und die Familie zu sprechen. Er war freundlich, einladend, hatte sehr viele Informationen für mich und freute sich, dass ich einen Besuch in Passau plante. Ich hatte wirklich das Gefühl, es musste so kommen, und fragte mich, warum ich so lange gewartet und nicht zusammen mit meiner Mutter nach Europa gereist war. Was hätte sie mir alles zeigen können! Gemeinsam hätten wir die Menschen besuchen können, die sie geliebt hatte, und sie hätte ein paar von diesen kostba-

ren Beziehungen wieder aufnehmen können. Aber ich hatte sie nicht gedrängt, weil ich ihre Zurückhaltung verstand. Sie hatte einmal zu mir gesagt, sie habe keine schönen Erinnerungen an ihre frühen Jahre, und sie habe die Reise einmal gemacht, das reiche ihr.

Als es dann losgehen sollte, bekam ich kalte Füße. Es war nett gewesen, Briefe zu schreiben und Fragen zu Orten und Ereignissen zu stellen. Auch über meine Grossmutter hatte ich auf diese Weise viel erfahren. Aber es gab eben auch eine dunkle Seite, von der diese guten Menschen nichts wussten. Leni hatte mit ihrer Familie nie über den sexuellen Missbrauch gesprochen. Selbst ihre Mutter, die vielleicht ahnte, dass etwas nicht stimmte, hatte nie die ganze schreckliche Wahrheit erfahren. Jetzt fragte ich mich, konnte es sein, dass Leni es ihrer Familie hatte sagen wollen, aber nicht die richtigen Worte fand? Und vor allem fragte ich mich, konnte es sein, dass ich damit einen Verrat an ihr beging? Wäre es ihr lieber, wenn sie nichts davon erfuhren? Ich dachte viel darüber nach und suchte nach einer Lösung.

Und dann, eines Nachts, als ich stundenlang wachgelegen hatte und immer noch nicht wusste, ob ich Onkel Sohni davon erzählen sollte, hatte ich einen Traum. Es war ein paar Wochen vor meiner Reise. Ich träumte, ich würde Leni um Erlaubnis bitten, etwas Riesengrosses zu tun, wobei ich beim Aufwachen schon nicht mehr wusste, was denn dieses Riesengrosse gewesen war. Leni lag in diesem Traum in ihrem Krankenhausbett, es war kurz vor ihrem Tod, und sie hatte gerade noch die Kraft, den Kopf zu mir zu drehen und Ja zu sagen. Da wusste ich, es war ihr recht.

Ich wusste, ich konnte und musste Onkel Sohni erzählen, was Leni durchgemacht hatte.

In der Woche unmittelbar vor meiner Abreise wünschte ich mir sehr, Leni wäre noch am Leben und bei mir, um mir zu helfen. Und dann hatte ich wieder einen Traum. Ich träumte, ich wäre in einem Einkaufszentrum und mein Handy klingelte. Ich suchte in den Tiefen meiner Tasche danach, und als ich es gefunden hatte und das Gespräch annahm, hörte ich Lenis Stimme, die sagte: «Ich *bin* doch bei dir.» Erschrocken fuhr ich aus dem Schlaf hoch. Vielleicht hatte mein Wunsch diesen Traum ausgelöst, aber ich nahm ihn trotzdem als Zeichen. Und das letzte Ereignis, das mich davon überzeugte, dass ich mit Onkel Sohni und Tante Hedi über alles sprechen konnte, kam beim Umsteigen in Dubai, wo ich einen Tag Zeit hatte, bevor mein Anschlussflug ging. Am Schalter des Reisebüros bekam ich ein Willkommenspaket, das auch einen Brief meiner Kontaktperson im Hotel enthielt. Ihr Name war Magdalena – Leni –, und in dem Brief hiess es: «Ich bin hier, um Ihnen zu helfen.» Mehr Zeichen brauchte ich nicht.

Mein Onkel Sohni und Tante Hedi waren so freundlich und einladend, wie ich erwartet hatte. Sie nahmen mich mit offenen Armen auf und freuten sich, dass ich von so weither gekommen war, um etwas über meine Familie zu erfahren. Mit Hilfe eines Übersetzers tat ich die ersten Schritte in die Vergangenheit meiner Mutter, als wir zu dem Haus gingen, in dem meine Grossmutter Auguste gelebt hatte und das zufällig direkt hinter meinem Hotel lag. Tatsächlich konnte ich von meinem Fenster aus in ihr Wohnzimmer schauen.

Ich besuchte ihr Grab, wo Leni vor dreiunddreissig Jahren gestanden und um ihre Mutter geweint hatte. Meine Tante ging mit mir auch zu dem Haus, in dem Bannert gelebt hatte. Ich stand da und wünschte mir sehr, ich könnte die Uhren zurückdrehen und dem Mann in die Augen sehen, sodass alle erfuhren, was für ein Ungeheuer er gewesen war. Ich ging vom Bahnhof aus über Kopfsteinpflaster in das alte Viertel am Inn, über die Brücken und am Fluss entlang, wo auch Leni und ihre Mutter vor siebenundsechzig Jahren gegangen waren, nachdem sie vor der Roten Armee aus Katscher geflohen waren. Ich ging die dreihunderteinundzwanzig Stufen zur Wallfahrtskirche Mariahilf hinauf, wo Auguste so oft zum heiligen Antonius gebetet hatte. Ich sass in den Gärten oberhalb der Stadt, schaute hinunter und fragte mich, was wohl aus Lenis Freundin Marlies geworden sein mochte, die eines Tages spurlos verschwunden war. Ob man sie gefunden hatte? Ob überhaupt jemand nach ihr gesucht hatte?

Malerisch breitete sich die Stadt mit ihren schön verzierten Häusern unter mir aus. Leni hatte mir in meiner Kindheit immer die Barockgebäude beschrieben und dazu gesagt, drinnen hätte es feucht und modrig gerochen. Für mich waren das alles Geschichten ohne realen Bezug gewesen, Märchen von exotischen, fernen Schauplätzen, an denen es auch Hexen, Gnome, Bucklige, Männer mit Klumpfuss, Teufel, Zaubersprüche und auch sonst viel Zauberei, Ungeheuer und so weiter gab. Die Charaktere, die sie beschrieb, erinnerten an Grimms Märchen. Viele Jahre lang dachte ich, solche Barockgebäude wären ebenso wie die Schlösser, von denen sie erzählte, wirklich nur Teil von Märchen. Ihre lebhaften Beschreibungen

gen klangen absolut fantastisch. Erst viel später wurde mir klar, dass sie diese bizarren Gestalten und seltsamen Orte tatsächlich gesehen und erlebt hatte. Das faszinierte mich umso mehr. Und jetzt befand ich mich mittendrin in dieser Märchenwelt, zwischen den Schatten dieser einzigartigen Gebäude, die tatsächlich ganz anders rochen, als ich das sonst kannte. Es waren die Strassen und Gebäude aus ihrer Erinnerung, und ich fragte mich, in welchem Eingang sie wohl während des Artillerieangriffs Schutz gesucht hatte, als der alte Mann mit dem Karren gestorben war. Sie hatte seinen Tod sehr drastisch beschrieben; offenbar hatte die Zeit diese schreckliche Szene nicht auslöschen können.

Und so bekamen viele ihrer Geschichten jetzt Farbe und Substanz. Es zeigte sich auch, dass Onkel Sohni tatsächlich nichts von Lenis Martyrium gewusst hatte. Am Anfang konnte er kaum glauben, dass Schneider Bannert, dieser hoch geachtete Mann, etwas Derartiges getan haben sollte. Tante Hedi hingegen hatte keine Zweifel. Sie sagte zu mir, Bannert habe «den bösen Blick» gehabt. Beide waren sehr traurig und entsetzt. Tante Hedi erinnerte sich, dass meine Grossmutter einmal, als sie in besonders nachdenklicher Stimmung war, gesagt hatte, irgendetwas sei ungut gewesen zwischen Leni und Bannert. Aber sie hatte nicht gewusst, was. Leni jedenfalls hatte sich von einem fröhlichen, sorglosen Mädchen zu einem stillen, ängstlichen und traurigen Teenager entwickelt und sei sehr ungern zur Arbeit gegangen. Auguste hatte immer Angst gehabt, Bannert zu fragen, weil er ihr doch so viel geholfen hatte. Ausserdem hatte er wohl mal gedroht, wenn sie irgendwelche Schwie-

rigkeiten machte, hätte er genug Einfluss, um sie ins KZ zu bringen. Dass auch ihre Mutter bedroht worden war, hatte Leni wohl gar nicht gewusst. Jedenfalls hatte sie mir nichts davon erzählt. In ihren Geschichten hatte es sich immer so angehört, als hätte Auguste einfach sehr viel Respekt vor Bannert gehabt und seine Hilfe zu schätzen gewusst. Ich vermute, dass Leni und Auguste beide der anderen die Wahrheit verschwiegen haben, um die andere zu schützen. Ich war sehr traurig darüber – so viel Hilflosigkeit und ein so schreckliches Gefühl, ausgeliefert zu sein!

Es fiel mir schwer, die Verwandten zu verlassen. Ich dankte ihnen sehr für ihre Offenheit, und auch sie hatten von mir viel über Leni erfahren – nicht nur angenehme Dinge, aber wir waren als Familie zusammengedrückt und empfanden grosse Hochachtung vor der tapferen jungen Frau, die sie einmal gewesen war. Auch über meine Grossmutter Auguste hatte ich viel Neues erfahren. Sie hatte lange Zeit in bitterer Armut gelebt, aber mit der Zeit war es doch etwas besser geworden. Sie hatte alle ihre Kleider von Hand genäht, sich selbst das Gitarrespielen beigebracht, war am Faschingsdienstag zum Tanzen gegangen und hatte sich später jeden Tag eine Tasse Kakao gegönnt. Sie war unterhaltsam und beliebt, aber immer ein wenig distanziert. Man spürte ihr eine gewisse Traurigkeit an, aber niemand kam ihr je so nahe, dass man etwas über die Gründe erfahren hätte. Ich fragte mich, ob diese Traurigkeit von ihrer verlorenen grossen Liebe Andreas Bialon kam oder ob sie einfach nur ihre Tochter vermisste. Auf jeden Fall war klar, dass sie die Vergangenheit hatte hinter sich lassen wollen.

Als ich Sohni und Hedi zum Abschied winkte, hoffte ich, sie noch einmal wiederzusehen, aber die beiden waren in den Achtzigern und ich plante keine weitere Europareise, sodass ich nicht wusste, was werden würde. Aber ich hatte das Gefühl, etwas Wichtiges für Leni und für mich getan zu haben. Nur was ihre Äusserung anging, sie würde für irgendetwas bestraft, war ich eigentlich keinen Schritt weitergekommen.

Auf dem Heimflug kaufte ich mir auf dem Flughafen in Dubai ein goldenes Täschchen. Seit zwei Jahren suchte ich nun schon nach dem perfekten Täschchen. Seit Lenis Tod war mein Wunsch, so etwas zu finden, noch grösser geworden, und ich war überzeugt, es irgendwann zu finden. Ich musste nur Geduld haben. Konnte es sein, dass ich es jetzt endlich gefunden hatte? Ich legte es in eine Vitrine nah bei meiner Haustür und trat einen Schritt zurück. Nein, da passte es überhaupt nicht hin. Seufzend liess ich es in eine Schublade fallen, wo schon zwei andere lagen, die ich während meiner Europareise auf italienischen Märkten gekauft hatte. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass ich erst eine ganze Schublade mit falschen goldenen Täschchen füllen musste, bevor ich das richtige fand. Ich würde also weitersuchen müssen – es hatte ja keine Eile.

2

Nach meiner Rückkehr aus Europa besuchte ich Bo in Adelaide. Und dieses Treffen sollte ein Wendepunkt in meinem Leben sein. Das Flugzeug von Sydney hatte ein paar Stunden Verspätung, sodass ich Zeit hatte, mal wieder im Internet nach goldenen Täschen zu suchen – ohne Erfolg. Stunden später, als ich endlich bei Bo ankam, begrüßte er mich mit der üblichen Freundlichkeit und hörte sich fasziniert meinen Reisebericht an. Tatsächlich war er höchst interessiert an den europäischen Verwandten und wollte mehr über die Menschen und Orte erfahren, die in Lenis Geschichten stets so eine grosse Rolle gespielt hatten. Ich beschrieb ihm die Atmosphäre in einem Land mit einer viel älteren und reicheren Geschichte verglichen mit dem jungen, wilden Land, in dem unsere Eltern sich angesiedelt hatten.

Bo wusste, dass ich Nachforschungen über die frühen Jahre unserer Mutter im Nazi-Deutschland angestellt und auch darüber geschrieben hatte. Er sass ruhig da, nickte ab und zu, liess mich aber reden, bis ich irgendwann spürte, dass unter seiner Gelassenheit ein Unbehagen brodelte. Irgendetwas beschäftigte ihn. Er wartete, bis ich fertig erzählt hatte, und fragte mich dann, was ich als Nächstes vorhätte. Ich sagte ihm, meine Nachforschungen wären abgeschlossen und ich würde jetzt einen Verlag für Lenis Geschichte suchen. Da nahm er meine Hand, sodass ich spürte, wie seine zitterte, und sagte zu mir: «Die Geschichte ist noch nicht zu Ende.»

Erst dachte ich, er wollte mir mehr über Vietnam erzählen, was er bisher immer vermieden hatte. Meine Augen leuchteten auf. «Geht es um dein Kapitel?», fragte ich. «Nein», erwiderte er. «Um deins.» Ich sah ihn verwirrt an, dachte, er würde wieder darauf abzielen, dass Leni uns unterschiedlich behandelt hatte – was ich nie so gesehen hatte. Aber Bo liess meine Hand nicht los und erklärte mir, er schlage sich schon seit einer geraumen Weile mit einem Dilemma herum, seit zwei Jahren, um genau zu sein, das ihm schlaflose Nächte bereite. Es ging um etwas, was Marianne ihm offenbart hatte. Und er sagte, er fände, jeder Mensch habe ein Recht auf die Wahrheit.

Jetzt hatte er mich richtig neugierig gemacht. Mein Herz schlug heftig, als ich ihm zuhörte, und ich überlegte fieberhaft, was er mir sagen würde. Marianne hatte mir immer zugehört und oft Geschichten aus der Vergangenheit erzählt, aber sie hatte mir nichts offenbart, was ich nicht schon wusste.

Bo blieb nervtötend ruhig. Er hatte Marianne gegenüber den DNA-Test erwähnt, den er hatte machen lassen. Und sie hatte ihm versichert, er müsse sich über die Identität seines Vaters keine Sorgen machen. Dann jedoch hatte sie etwas geheimnisvoll hinzugefügt, wenn sich darüber jemand Gedanken machen müsse, dann sei ich es.

Ich sah ihn verblüfft an. Er erwiderte den Blick und sagte mir mit sanftem Ernst, dass Ray, der Mann, den ich mein Leben lang «Dad» genannt hatte, nicht mein Vater sei.

Mein Leben lief in Sekundenbruchteilen vor meinem inneren Auge ab, während ich versuchte zu verstehen, was ich da gerade gehört hatte. All die «eingefrorenen Momente» tauchten wieder

auf. Mein Leben war eine ... ich suchte nach dem richtigen Wort... eine Erfindung? Eine Fassade? Ein einziger Betrug?

Auch der eingefrorene Moment war dabei, in dem Marianne mir in die Augen gesehen und zu mir gesagt hatte, sie sei im Frieden mit sich. Ja, natürlich war sie es gewesen. Indem sie Bo erzählt hatte, was sie wusste, hatte sie sich von einem Geheimnis befreit. Ich war vollkommen fassungslos. Dass ein so grosses Geheimnis mit mir und meiner Existenz verbunden sein sollte, damit hatte ich nicht im Mindesten gerechnet.

Marianne hatte Bo ein paar Hinweise gegeben, an die sie sich nach all den Jahren noch erinnerte. Sie wusste nicht mehr genau, wie und wo Leni ihren Geliebten – meinen Vater – kennengelernt hatte, aber die Einwanderer waren damals sehr eng untereinander verbunden gewesen, und Leni und Ray lebten ja am staubigen westlichen Stadtrand von Adelaide. Sie hatten sich dort mit einer Reihe anderer Einwanderer zusammengetan, Menschen mit ähnlichen Erfahrungen, der gleichen Herkunft und einem ganz ähnlichen Kulturschock im neuen Land. Zu dieser Zeit hatten Marianne und Fred noch in der Nummer 37 gewohnt. Ray fuhr ständig Doppelschichten, darunter oft die Nachtschicht. Marianne sagte zu Bo, Leni habe ihn ins Bett gebracht und dann ihren Geliebten getroffen, einen Bulgaren namens Michael. Marianne hatte es gewusst, denn sie musste ja nach Bo schauen, bis Leni heimkam – immer, bevor Ray von der Arbeit kam. Die Affäre hatte mehrere Jahre gedauert, vielleicht sieben oder acht. Er hatte Leni auch heimlich finanziell unterstützt, vom Zeitpunkt meiner Geburt an, bis ich in die Schule kam. Sie hat-

ten sogar über Heirat gesprochen, aber Michael, der ebenfalls verheiratet war, wollte wohl seine Frau nicht verlassen, während Leni zu einer Trennung von Ray durchaus bereit gewesen wäre, vorausgesetzt, sie hätte Bo mitnehmen können. Michael war Gemüsehändler und hatte im Vorort Virginia gelebt. Er hatte mindestens einen Sohn – Marianne meinte, er habe Danny geheissen und sei Jockey geworden. Und angeblich war ich diesem Danny wie aus dem Gesicht geschnitten.

Ich dachte sofort an die Dinge, die Leni kurz vor ihrem Tod über den Krankenpfleger gesagt hatte. Sie meinte, er wäre in Wirklichkeit ein Gemüsehändler und ich solle vorsichtig sein. Damals hatte ich das als bizarren Unsinn abgetan, an eine Halluzination, die durch die starken Medikamente hervorgerufen wurde. Jetzt nahm die Bemerkung eine ganz andere Bedeutung an.

Marianne war sicher, dass Ray nie etwas von der Affäre erfahren hatte. Wir alle wussten, wie schwierig und zurückhaltend er gewesen war. Offenbar hatte Leni mehr gebraucht, als er ihr bieten konnte. Wenn er erfahren hätte, dass ich das Kind eines anderen Mannes war, hätte er Leni und mich wohl rausgeworfen. Ich wäre genau wie sie ein vaterloses Mädchen gewesen. Und sie hatte immer gedacht, all die Armut und der Missbrauch in ihrem Leben wären nicht denkbar gewesen, wenn sie einen Vater gehabt hätte. Ausserdem hätte sie nie das Risiko auf sich genommen, Bo zu verlieren.

Zuerst glaubte ich das alles nicht, aber dann fing ich an, über die Geschichten nachzudenken, die Leni über meine Geburt erzählt hatte. Ich war zwei Wochen später gekommen als erwartet, hatte sie

gesagt. Offenbar war ich genau zum richtigen Zeitpunkt geboren worden, sie hatte lediglich falsche Angaben gemacht, um ihre Spuren zu verwischen. Auf meiner Geburtsurkunde stand Rays Name. Er hat sicher nie erfahren, dass er nicht mein leiblicher Vater war.

Als ich mich von dem ersten Schock erholt hatte, schob sich das Bild auf einmal zusammen. Plötzlich verstand ich, was Leni mit ihren kryptischen Kommentaren gemeint hatte. Die Strafe bezog sich nicht auf die Abtreibung, den Missbrauch oder die Tatsache, dass sie ihrer Mutter nie ihre Liebe gestanden hatte. Nein, sie hatte mir gern vor ihrem Tod sagen wollen, wer mein Vater war, aber keine Möglichkeit dazu gesehen. Und dafür, so dachte sie, wurde sie bestraft. Ich konnte immer noch ihre traurigen blauen Augen vor mir sehen, die im Alter ein wenig blasser geworden waren, wie sie am Küchentisch sass und mich sehr ernst ansah. Das war eine Woche vor ihrer Einlieferung ins Krankenhaus gewesen. Sie war nicht mehr nach Hause gekommen. Ich hatte zu ihr gesagt, sie sei irgendwie nicht im Frieden mit sich selbst. «Nein», hatte sie geantwortet, den Kopf geschüttelt und sehr bedrückt ausgesehen. «Bin ich auch nicht.» Vielleicht hatte sie es mir da sagen wollen. Vielleicht hatte sie es mir auch sagen wollen, als ich noch viel jünger war, glaubte dann aber, ich würde es nicht verstehen. Vielleicht hoffte sie, wenn ich es irgendwann selbst herausfände, wäre ich alt genug und mit genug Lebenserfahrung ausgestattet, dass ich sie dafür nicht verurteilte.

Sie hatte ja auch relativ lange gewartet, bis sie mir von Bannert und dem sexuellen Missbrauch erzählte. Als ich sie nach den Grün-

den fragte, sagte sie, sie habe sicher sein wollen, dass ich reif genug war, um es zu verstehen. Und sie habe befürchtet, ich würde ihr nicht glauben oder denken, sie sei selbst schuld gewesen.

Es war vollkommen klar: Sie hatte sich gewünscht, dass ich erst dann von meinem Vater erfuhr, wenn ich sie als Frau und nicht mehr nur als Mutter sah. Sie wollte, dass ich sie nicht als untreue Ehefrau und Mutter sah, die dämlicherweise schwanger geworden war. Dabei ging es doch gar nicht um richtig oder falsch. Die Missbrauchserfahrung hatte sie furchtbar verwirrt. Niemand musste mich daran erinnern, dass Leni eine liebevolle, mitfühlende Frau gewesen war, die nur allzu bereit war, ihr eigenes Glück im Interesse anderer zu opfern. Das wusste ich. Und ich war nicht allein mit diesem Wissen. Alle, die ich kannte, liebten sie. Ich hatte den Satz «Ich liebe deine Mum» schon nicht mehr hören können, gerade weil ich ihn so oft zu hören bekam.

Sie hatte sich das jedenfalls ganz richtig ausgerechnet, denn als ich davon erfuhr, war ich tatsächlich voller Mitgefühl, obwohl gerade mein eigenes Leben komplett auf den Kopf gestellt wurde. Ob ich genauso empfunden hätte, wenn ich es in jüngeren Jahren erfahren hätte? Wahrscheinlich nicht. Und das wusste sie. Wann ist eine Tochter für so etwas alt genug? Darüber hatte sie sicher auch mit Marianne gesprochen.

Ich dachte daran, wie sie mich erzogen hatte. Von klein auf hatte ich immer wieder zu hören bekommen, ich solle keine Angst haben, die Wahrheit zu sagen, so unangenehm sie vielleicht auch sei. Und sie hatte Wort gehalten. Ich hatte ihr immer die Wahrheit gesagt,

und sie hatte mich dafür nie ausgeschimpft. Aber dass sie selbst mir nicht die Wahrheit gesagt hatte ... Andererseits war mir klar, warum sie geschwiegen hatte. Als Kind hatte sie es versucht, war angeeckt und bestraft worden. Niemand hatte ihr geglaubt. Sie war zum Opfer von Erpressung und Missbrauch geworden. Sie hatte die Zeit des Nationalsozialismus überlebt, indem sie ihre Geheimnisse bewahrte und schwieg. Will sagen: Sie hatte mich zwar gelehrt, niemals Angst vor der Wahrheit zu haben und sie offen auszusprechen, aber sie selbst hatte genau davor schreckliche Angst. Und sie war nicht bereit, das grösste Risiko ihres Lebens einzugehen und womöglich zu verlieren, was sie mehr als alles andere auf der Welt liebte – eins ihrer Kinder, vielleicht sogar beide. Sie hatte in ihrem Leben schon genug verloren.

Lenis Bemerkung zu Bo, «Keine Geheimnisse mehr», ergab auf einmal Sinn. Bo und ich fragten uns, ob sie ihm wohl die Wahrheit gesagt hätte, wenn er sie an diesem Tag im Krankenhaus mehr gedrängt hätte. Wie auch immer, er hatte es nicht getan. Warum auch? Kein Wunder, dass sie wieder angefangen hatte, in der Bibel zu lesen, nachdem sie während ihrer schlimmsten Zeit ihren Glauben verloren hatte. Kein Wunder, dass sie ausnahmslos jeden Abend betete, innig und voller Inbrunst. Sie hatte wohl darum gebetet, dass ich nichts von ihrem Geheimnis erfuhr. Und ihre Gebete waren erhört worden, denn ich hatte es nicht erfahren. Jedenfalls nicht zu ihren Lebzeiten.

Ich war fast schon verzweifelt damit beschäftigt, all die «eingefrorenen Momente» anzusehen und neu zu bewerten. Ich wollte mich an alle Namen erinnern und mir die Gesichter dieser exzentrischen Mischung ins Gedächtnis rufen, die in der Nummer 37 ein-

und ausgegangen waren, um Kaffee zu trinken oder ein Stück von Lenis legendärem Kuchen zu essen. Aber die Zeit hatte viele Bilder verwischt und liess sich nicht zurückdrehen.

Ich erinnerte mich an einen hochgewachsenen, dunkelhaarigen Mann mit strahlendem Lächeln, der ein paar Mal bei uns gewesen war. Er hatte mir immer Lutscher mitgebracht. Eines Tages, ich muss wohl etwa fünf Jahre alt gewesen sein, kam er zu Besuch, als Ray da war. Leni nahm mich später beiseite und schärfte mir ein, ich solle Dad nicht sagen, dass dieser Mann schon früher bei uns gewesen war. Die Art, wie sie es sagte und mich dabei an den Schultern festhielt, machte mir ein bisschen Angst. Aber ich fand es toll, ein Geheimnis zu haben, und verriet nichts. Der Mann kam herein, sah mich mit seinem breiten Lächeln sehr, sehr lange an, und dann ging er zu Dad in die Küche, um irgendetwas mit ihm zu besprechen. Danach ging er wieder. Es war ein sehr kurzer Besuch, und ich konnte mich nicht erinnern, ihn je wieder gesehen zu haben. Ob das Michael gewesen war? Jedenfalls gehörte diese Begegnung zu meinen «eingefrorenen Momenten».

Ich hatte auch beobachtet, dass Leni sich morgens immer schön machte, wenn Ray zur Arbeit gegangen war. Sie nahm die Lockenwickler aus den Haaren, legte Lippenstift und Rouge auf, strichelte ihre Augenbrauen nach und zog sich ein hübsches Kleid an. Zu mir sagte sie, es sei wichtig, immer gut auszusehen. Es könne ja sein, dass man einen Unfall hatte und ins Krankenhaus musste. Sie wissen schon, die Sache mit der sauberen Unterwäsche ... Ich fand es lustig, ihr zuzusehen, wie sie sich schminkte und ihre rote Nase pu-

derte, nur um dann Geschirr zu spülen oder die Böden zu fegen. Hatte sie an diesen Tagen Michael erwartet? Die meiste Zeit spielte ich ja bei den Nachbarn, es war also durchaus möglich, dass er sie regelmässig besucht hatte, ohne dass ich etwas davon mitbekam.

Wenn wir zusammen in den Spiegel schauten, sagte ich immer, ich hätte Ähnlichkeit mit meinem Vater, und sie stimmte mir zu. Sah ich aus wie Michael? Hatte sie das so gemeint? Ich sicher nicht.

Ich erinnerte mich, dass Leni mir erzählt hatte, wie traurig sie gewesen war, weil sie ihren Vater nie kennengelernt hatte. Und das einzige Foto, das sie von ihm besass, war von ihrem ständig betrunkenen und gewalttätigen Stiefvater zerstört worden. Sie hatte sich so sehr gewünscht, ihrem Vater wenigstens einmal persönlich zu begegnen. An dieser Stelle endete die Geschichte. Ich hatte das Gefühl, dass sie an mich dachte und mir noch tausend andere Geschichten über vaterlose Kinder erzählen wollte. Aber letztlich tat sie es nicht. Jetzt überlegte ich – hatte sie mir ihre eigene Geschichte erzählt oder meine? Ich wusste es nicht.

Allmählich tauchten auch Erinnerungen an ihre Träume und an Seancen wieder auf, die ich als Schulkind gespielt hatte. Sie war sauer, dass ich ihre guten Likörgläser aus dem Vitrinenschrank benutzte, um mit meinen Freundinnen zu spielen. Aber so sehr sie auch wollte, dass ich damit aufhörte, sie fragte mich neugierig, was dabei herausgekommen war. Fürchtete sie insgeheim, ich würde etwas herausfinden?

Und dann waren da ihre unfehlbaren Träume. Sie sagte den Tod von Mr Collins voraus, der gegenüber wohnte und eines Morgens von den Rettungssanitätern aus dem Haus getragen wurde, genau

wie sie es ein paar Tage vorher beschrieben hatte. Und sie träumte auch vom Tod des Freundes meiner besten Freundin. Als er tot aufgefunden wurde, trug er das Jeanshemd, das in ihrem Traum ein paar Tage zuvor so deutlich zu sehen gewesen war. Jetzt versuchte ich, mich an jeden einzelnen Traum zu erinnern, von dem sie mir erzählt hatte. Vielleicht lag ja eine Botschaft darin verborgen.

Über die Jahre hatten meine Freundinnen und ich zum Spass ein paar Mal Wahrsagerinnen und Hellseher besucht. Jetzt versuchte ich mich an alles zu erinnern, was mir dort gesagt worden war. Ein Hellseher, ein Deutscher namens Manfred, hatte mir gesagt, wenn ich mich mit den Problemen auseinandergesetzt hätte, die mit meinem Vater zu tun hatten, würde mein Leben zur Ruhe kommen. Das hatte er drei Mal gesagt, und jedes Mal hatte ich protestiert. Mein Vater und ich standen uns zwar nicht besonders nah, wir hatten oft Streit und ich fühlte mich nicht so stark an ihn gebunden, aber Probleme hatten wir nicht. Es hatte mir leidgetan, die 50 Dollar zu bezahlen, weil dieser Hellseher so einen Unsinn redete.

Jetzt fanden auch andere Puzzlestücke ihren Platz. Ich erinnerte mich, dass Leni auf keinen Fall eine Todesanzeige in der Zeitung haben wollen, angeblich um zu verhindern, dass irgendwelche lästigen Typen oder treulose Freunde auf ihrer Beerdigung auftauchten. Vielleicht hatte sie nicht gewollt, dass Michael etwas von ihrem Tod erfuhr, zur Beerdigung kam und mit mir sprach.

Lenis Geheimnis erklärte auch, warum Bo und ich verschiedene Blutgruppen hatten. Das war uns während unserer Teenagerzeit

aufgefallen, aber Leni hatte erfolgreich verhindert, dass wir genauer darüber nachdachten.

Und noch ein eingefrorener Moment fand jetzt seine Erklärung. Ich erinnerte mich, dass Leni eines Tages ganz nachdenklich im Wohnzimmer gesessen hatte, nachdem im Fernsehen eine Sendung über DNA-Tests gekommen war. Sie hörte sehr aufmerksam zu, als der Reporter erklärte, mit Hilfe solcher Tests könne man eine fragliche Vaterschaft aufklären.

Leni hatte Marianne zum Schweigen vergattert, als sie herausfand, dass ich unterwegs war. Und Marianne hätte ihre beste Freundin nie verraten. Aber zwei Jahre nach Lenis Tod hatte Marianne offenbar das Gefühl gehabt, nicht länger an ihr Versprechen gebunden zu sein, und Bo davon erzählt. Marianne war tief religiös und konnte wohl den Gedanken nicht ertragen, ein solches Geheimnis mit ins Grab zu nehmen. Vermutlich hat sie wochen-, wenn nicht jahrelang darüber gegrübelt. Und vermutlich wollte sie Bo helfen, der zu dieser Zeit so tiefe Zweifel hatte, ob Ray sein Vater war. In diesem Fall half wirklich nur die Wahrheit. Bo war zu verblüfft, um sie zu fragen, warum sie sich entschlossen hatte, es ihm zu sagen, wir werden ihre Gründe also nie erfahren. Aber für ihn war es gut; plötzlich war die ganze Unsicherheit weg. Er musste sich keine Gedanken mehr machen, ob er anders war oder anders behandelt worden war. Es ging nur um mich – Leni hatte mich beschützt, ihr letztes grosses Geheimnis.

Marianne hatte Bo gebeten, mir erst nach ihrem Tod davon zu erzählen. Sie wollte nicht, dass ich ihr Fragen stellte. Das erklärte, warum sie damals, als ich sie zum letzten Mal besucht hatte, nichts

zu der Sache mit der Strafe sagen konnte oder wollte. Bo hatte sich an die Abmachung gehalten. Und so konnte er nun die Frage, wer sein Vater war, getrost zu den Akten legen. Für mich ging die Suche nach Lenis heimlichem Geliebten – meinem Vater – erst los.

3

Mariannes Enthüllung führte mich zurück in Lenis Anfangsjahre in Australien. Ich untersuchte alle meine eingefrorenen Momente, alle Fragmente der Vergangenheit, in der Hoffnung, Antworten zu finden. Es ging mir darum, die Umstände rund um diese Momente wieder zum Leben zu erwecken, all die kleinen Ereignisse, die damals keinen Sinn ergeben hatten, jetzt aber vielleicht die Antwort auf meine eine brennende Frage bereithielten: Wer war dieser Michael?

Aber ich stiess von Anfang an auf alle möglichen Hindernisse. Ich hatte nur wenige Anhaltspunkte und auch keine Ahnung, ob meine Suche nicht ein Rennen gegen die Zeit war. Schliesslich war Michael ja vermutlich im selben Alter gewesen wie Leni, und das hiess, er war hoch in den Achtzigern, wenn er überhaupt noch lebte. Meine grösste Angst war, dass ich ihn aufspüren und dann erfahren würde, dass er einen Tag zuvor gestorben war. Aber so unfreundlich konnte das Schicksal doch nicht sein! Obwohl – Lenis Erfahrungen zeigten mir ja das Gegenteil.

Während der nächsten paar Monate probierte ich jeden erdenklichen Weg aus. Ich setzte sogar eine Anzeige in die Lokalzeitung von Adelaide, in der ich fragte, ob sich jemand an einen bulgarischen Gemüsehändler namens Michael erinnern konnte, dessen Sohn Danny als Jockey gearbeitet hatte. Ich nahm Kontakt mit dem Standesamt auf, aber dort sagte man mir, man könne mir nur helfen,

wenn ich einen Familiennamen hätte. Ein Privatdetektiv bestätigte mir das und meinte, bevor er richtige Ermittlungen anstellen könne, müsste er mehr Informationen haben. Ich rief verschiedene Vereinigungen an, die sich mit Pferderennen beschäftigten, aber niemand hatte je von einem Jockey namens Danny gehört. Ich ging auf historische Vereinigungen zu und fragte nach Wählerverzeichnissen aus den Sechziger- oder Siebzigerjahren. Aber solange ich keinen Familiennamen hatte, liefen alle Nachforschungen ins Leere. In den Ortsbüchereien war es dasselbe.

Ich schaute noch mal die wenigen Erinnerungsstücke durch, die ich gerettet hatte, bevor Nummer 37 verkauft wurde. Leni hatte die Glückwunschkarten aufbewahrt, die sie anlässlich meiner Geburt bekommen hatte, und ich las sie alle in der Hoffnung, es wäre eine von Michael darunter. Nichts. Ich las alle ihre handgeschriebenen Gedichte, weil ich vermutete, vielleicht würde sich darin ein Hinweis verstecken. Nichts.

Ein Freund von mir in Adelaide, dessen Firma den Balaklava Race Club sponsert, liess rundfragen, ob jemand einen Jockey namens Danny und mit bulgarisch oder doch jedenfalls osteuropäisch klingendem Nachnamen kannte, der jetzt um die Sechzig sein musste. Ich versuchte mein Glück derweil im Internet. Aber meine Möglichkeiten waren auch hier begrenzt, weil ich ja keinen Nachnamen hatte. Ein Aufruf in den sozialen Medien führte wie erwartet zu nichts – meine Zielperson war zu alt für Facebook und Co.

Bo half mir, wo er konnte, und tippte zunächst die nebulöse Anfrage «Danny the jockey» in Google ein. Der erste Eintrag führte

uns zu einem Jockey namens Danny Nikolic – ein europäischer Name! Da dieser Danny aber zu jung war, stellten wir einige Vermutungen an. War der junge Mann vielleicht nach seinem Vater oder einem Verwandten benannt worden? Dann könnte er mein Halbneffe oder ein Enkel meines biologischen Vaters sein. Alles sehr dünn, aber ich wollte es wissen.

Da ich fürs Sportfernsehen gearbeitet hatte, verfügte ich zum Glück noch über einige Kontakte zu Medienleuten und Journalisten. Meine Frage lautete: Hat irgendjemand die Telefonnummer von Danny Nikolic oder erinnert sich an Danny den Jockey? Meine Kontaktpersonen waren schon viele Jahre im Geschäft und kannten eigentlich jeden, aber bei «Danny der Jockey» schüttelten sie den Kopf. Seltsam. Der einzige Journalist, der vielleicht an die Telefonnummer des jungen Danny herankommen konnte, musste erst jemanden kontaktieren, dem er mal einen Gefallen getan hatte, und das konnte dauern.

Unbeirrt fing ich an, alle Einträge auf den Namen Nikolic in Adelaide auf gut Glück durchzutelefonieren. Ich erklärte dann jedes Mal, ich würde Familienforschung betreiben und es ginge um Freunde meiner Eltern aus der Anfangszeit in Australien, also den Fünfzigerjahren. Kannte irgendjemand einen Gemüsehändler namens Michael oder noch besser, war verwandt mit ihm? Ein hilfsbereiter Mensch behauptete, der Mann, nach dem ich suchte, sei schon vor Jahren gestorben – er sei selbst auf der Beerdigung gewesen. Der Mann hatte eine deutsche Frau und fünf Söhne gehabt. Ich liess mich überzeugen, dass dies tatsächlich der Michael war, nach dem ich suchte, aber bei dem Gedanken an fünf Halbbrüder

wurde mir ganz flau. Weitere Nachforschungen zeigten dann, dass es sich nicht um «meinen») Michael handelte, und ehrlich gesagt war ich erleichtert. Fünf Halbbrüder hätten mich dann doch leicht überfordert.

Ich dehnte meine Suche auf die Familien namens Nikolic in Melbourne aus – ohne Erfolg. Irgendwann bekam ich die Telefonnummer von Danny Nikolic, aber auch dieser Anruf führte zu nichts. Seine Familie hatte keinen Michael in der Verwandtschaft, und Nikolic war eigentlich auch kein bulgarischer Name.

Allmählich dachte ich, dass Leni und Marianne sich vielleicht geirrt hatten. Vielleicht war ich gar nicht die Tochter von Lenis heimlichem Geliebten. Nach etwa einer Woche glaubte ich das wirklich und hoffte, der Albtraum würde enden, wenn ich das beweisen könnte.

Da Bo und ich die Ergebnisse von Rays DNA-Test noch hatten, rief ich in dem Labor an und fragte, ob sie meine Daten gegen seine testen könnten. Das erwies sich als möglich, und bald darauf bekam ich das Testpäckchen. Ich fuhr mir mit den Wattestäbchen durch den Mund und schickte es zurück. Am Heiligabend kam das Ergebnis per E-Mail: Die Wahrscheinlichkeit, dass ich Rays/Ratkos Tochter sei, war gleich Null. Damit hatte ich die Bestätigung, aber natürlich nicht die, auf die ich gehofft hatte. Ich war am Boden zerstört. Irgendwie war es anders, das Ganze schwarz auf weiss zu sehen. Allmählich ging mir die Puste aus.

Da ich dringend eine Pause von all dem emotionalen Stress brauchte, kümmerte ich mich erst einmal wieder um die Suche nach dem perfekten goldenen Täschchen. Ich suchte in Second-Handlä-

den und bei eBay, tippte in Suchmaschinen herum und fand ein Täschchen, das mir gefiel – aber es war silberfarben, und ich brauchte ja Gold. Die ganze Sucherei trieb mich zur Verzweiflung, aber irgendwie trieb mich meine Neugier letztlich weiter. Es passte nun mal nicht zu mir, jetzt aufzugeben.

Einen kleinen Durchbruch gab es, als Doug Hall vom Balaklava Race Club mir von einem Jack Michaliff (oder so ähnlich) erzählte, der um die Sechzig war und für eine Trainerin namens Georgie Henderson arbeitete. Kein Danny, aber vielleicht könnte ja dieser Jack irgendwie eine Hilfe sein. Jemand anderer fiel den alten Jockeys und Trainern, die immer noch an der Rennbahn auftauchten, ohnehin nicht ein. Ich schob die Information erst mal zur Seite, schliesslich suchte ich einen Danny und keinen Jack.

Bo entwickelte eine neue Theorie. Leni hatte nicht Auto fahren können und fuhr auch nicht allein weiter weg. Alle ihre Freunde lebten in den nahegelegenen Vororten. Michael musste also ebenfalls in der Nähe gewohnt haben, jedenfalls zu Anfang. Vorzugsweise in fussläufiger Entfernung. Vielleicht war er später in den Vorort Virginia oder noch weiter weggezogen. In den Fünfziger- und Sechzigerjahren hatten viele Markthändler in Fulham gewohnt, wo sie Sumpfland aufgekauft und in fruchtbaren Boden verwandelt hatten. Sie bauten dort Gewächshäuser und produzierten Gemüse für den Markt im Osten der Stadt. Und Fulham war mit dem Auto nur eine Viertelstunde entfernt. Dort gab es auch den Bulgarischen Club, es war also durchaus denkbar, dass in dieser Gegend bulgarische Gemüsehändler gelebt hatten und dass Michael einer von ihnen war.

Weiterhin war denkbar, dass Leni Michael durch gemeinsame Freunde in ihrer Nachbarschaft kennengelernt hatte. Unsere Familie war eng mit Mike und Rosemary Kovacevic befreundet gewesen, die in einem Vorort nahe Fulham wohnten. Leni hatte Rosemary, die damals noch Rosemarie geheissen hatte, auf dem Auswandererschiff kennengelernt – sie stammte aus Düsseldorf und hatte ihr mit dem kranken kleinen Bo geholfen. Sie hatten sogar Kleider getauscht, weil Frauen nur «anständig gekleidet» in den Speisesaal durften. Wenn sie in Hosen kamen, wurden sie ohne Essen wieder weggeschickt. In Australien hatten Mike und Rosemary zwei Söhne bekommen: Peter und Danny. Peter war in Bos Alter, Danny eher so alt wie ich. Wir hatten oft zusammengespielt, wenn unsere Familien sich gegenseitig besuchten.

Bo war sicher, dass Rosemary noch in ihrem alten Haus lebte, und er beschloss, sie zu besuchen. Dabei fand er heraus, dass Peter auch noch bei seiner Mutter lebte. Peter erinnerte sich sofort an Bo, obwohl er ihn seit etwa vierzig Jahren nicht mehr gesehen hatte. Bo erklärte in Grundzügen den Anlass seines Besuchs, und Peter erinnerte sich sofort an Michael, der seinen Namen osteuropäisch ausgesprochen hatte und ein paar Strassen weiter gewohnt hatte. Den Nachnamen wusste er nicht mehr, aber er fragte, ob wir vielleicht Fotos aus der Zeit hätten; dann könnte er ihn Bo zeigen.

In der Zwischenzeit hatte ich mich durch die historische Abteilung der Website des Bulgarischen Clubs gekämpft und nach Männern namens Michael gesucht. Als mir klar wurde, auf wie viele unterschiedliche Weisen dieser Name geschrieben werden kann,

war ich der Verzweiflung nahe. Es kam immer darauf an, aus welchem Teil von Europa der Namensträger stammte. Michael, Mikhail, Michail, Mihail und so weiter. Aber im Grunde genommen war es egal, solange ich keinen Nachnamen hatte.

Ich fing an, auf der Website des Nationalarchivs zu suchen, indem ich «Michael» und «Bulgaria» mit einem Zeitraum von 1935 bis 1955 eingab. So kam ich auf Michael Micheloff, auch Michael Georgeff genannt, einen Gemüsehändler aus Fulham. Wie kam dieser Mann an zwei Familiennamen?

Als ich mich näher mit russischen und bulgarischen Namen beschäftigte, stellte ich fest, dass viele den Namen des Vaters oder der Mutter als Nachnamen benutzen und ein «ev» anhängen, das so viel heisst wie «Sohn von». Es wird manchmal auch «eff» oder «ov» geschrieben. So wurde aus Georg der Vatersname Georgev, aus Michael Michaelieff. Wenn der Vater Michael George Stoyan geheissen hatte, konnte es sein, dass der Sohn Peter Tom Georgev hiess. Es gab Ausnahmen, vor allem auf dem Land, wo einem Neugeborenen oft der Familienname des Paten gegeben wurde, sodass das Kind ganz anders hiess als der Rest der Familie. Als ich das las, gab ich auf. Das war alles viel zu kompliziert, und es konnte gut sein, dass Michael seinen Namen geändert hatte.

Ich blätterte Lenis altes Fotoalbum durch, um ein paar Bilder auszusuchen, die Bo mit Peter Kovacevic ansehen konnte. Aber ich fand ohnehin nur drei winzige Schwarz-Weiss-Fotos von einem Picknick, auf denen Leni, Ray, Bo, Rosemary, Mike und Peter Kovacevic zu sehen waren, dazu ein weiteres Paar mit drei kleinen

Jungen. In den vergangenen Jahren hatte ich mir diese Bilder immer wieder genau angesehen, aber ich hatte keine Ahnung, wer die andere Familie war. Leni hatte nur gesagt, es handle sich um Freunde. Auf einem der Bilder stand ein grosser, schlanker dunkelhaariger Mann in der hinteren Reihe. Ich schickte Bo die Fotos und sagte ihm ausserdem, ein Mann namens Michael Michaleff, der auch Michael Georgeff genannt wurde, habe in Fulham gewohnt und sei später nach Virginia gezogen. Vielleicht konnte er ja die Kovacevic mal fragen, ob sie ihn kannten.

Rosemary und Peter identifizierten den grossen dunkelhaarigen Mann auf dem einen Picknickfoto sofort als Michael. Sie hatten über seinen Familiennamen nachgedacht und waren sicher, dass er Michaleff lautete, wussten aber nicht, wie man das schrieb. Bo freute sich im Stillen und hoffte, jetzt hätten wir es geschafft. Er fragte, ob dieser Mann auch den Namen Georgeff benutzt hätte. Und zu seiner Überraschung erklärte Rosemary, es habe zwei bulgarische Gemüsehändler namens Michael Michaleff gegeben, die in der Gegend gelebt hätten: «Ihr» Michael und ein anderer, der sich auch Georgeff genannt hatte. Und inzwischen war ihr eingefallen, dass Michaels Frau Maria hiess. Damit war Georgeff aus dem Spiel, aber die Verwirrung wegen der ständig wechselnden Namen und Schreibweisen blieb. Trotzdem war Bo zum ersten Mal seit Monaten ein bisschen optimistisch.

Ich wusste jetzt also, dass der grosse, dunkelhaarige Mann auf den Picknickfotos der bulgarische Gemüsehändler namens Michael war, dessen Sohn Jockey geworden war. Das erschütterte mich

sehr, fast so wie damals, als Leni mich an den Schultern gepackt und mir das Versprechen abgenommen hatte, Ray nichts von dem Mann zu erzählen. Aber solange wir nicht wussten, wie man seinen Namen richtig schrieb, war unsere Suche schwierig. Ich suchte nach möglichen Schreibweisen, aber die Liste war endlos: Michaloff, Mihailoff, Michelov, Mihailov, Mihajlov, Michaylov ...

Es war, als wollte Leni mich noch aus dem Grab heraus an meiner Suche hindern. Irgendwie musste ich es schaffen, ihre so sorgfältig aufgebauten Hindernisse zu überwinden, wenn ich nicht den Rest meines Lebens über ihren heimlichen Geliebten und meine eigene Identität nachdenken wollte. Es konnte ja sein, dass er noch lebte. Doch wenn das der Fall war, würde ich es wagen, ihn zu besuchen? Marianne hatte behauptet, er und Leni hätten über eine Heirat nachgedacht, aber letztlich war daraus nichts geworden. Ich wollte ihm so viele Fragen stellen – oder gar keine.

Wieder einmal war ich fast so weit, die ganze Suche aufzugeben. Und in der Zwischenzeit beschäftigte ich mich wieder einmal mit der anderen Aufgabe, nur um ein paar Stunden später festzustellen, dass ich auch damit gescheitert war. Vielleicht sollte ich weder Michael noch das goldene Täschchen jemals finden.

Einen Trumpf hatte ich noch im Ärmel. Doug Hall vom Balaklava Race Club hatte ja einmal Georgie Henderson und Jack Michaliff erwähnt. Ich hatte auch Georgies Telefonnummer – und endlich fasste ich Mut, um sie anzurufen. Sie war sehr verständnisvoll und hilfsbereit, und als sie hörte, dass ich meine Familiengeschichte

erforschte, gab sie mir Jacks Nummer. Ich muss entweder sehr überzeugend oder sehr verzweifelt geklungen haben. Jacks Familie lebte seit den Sechziger jähren in den USA, aber er war wohl irgendwann nach Australien zurückgekehrt, um seine Karriere als Rennreiter weiterzutreiben.

Mittlerweile hatte Bo die alten Picknickfotos seinem Freund John Eakins gezeigt, einem früheren Grosshändler, dessen Netzwerk von Kunden auch die Gemüsehändler umfasste, die erst in Fulham und später in Virginia gelebt hatten. John hatte die Fotos ein paar Leuten gezeigt in der Hoffnung, irgendjemand wüsste, was auch Michael geworden war. Und tatsächlich erkannte eine Frau Michael und erzählte John, er sei mit seiner Familie nach Amerika gegangen. Ausserdem erinnerte sie sich, Michael habe einen Spitznamen gehabt, der sich darauf bezog, dass er studiert hatte. Offenbar war er ein intelligenter Mann gewesen.

Unsere Suche dauerte jetzt schon Monate an, und ich wollte nicht leichtfertig glauben, dass wir es geschafft hätten. Bevor ich Jack anrief, musste ich meine Nerven beruhigen. Und so beschäftigte ich wieder einmal mit meiner eBay-Suche nach dem goldenen Täschchen. Zumindest konnte ich damit meinen schlimmsten Albtraum zum Schweigen bringen – dass ich Michael finden, aber erfahren würde, dass er am Tag zuvor gestorben war. Dieser Gedanke machte mich nämlich wahnsinnig. Und ausserdem quälte mich der Verdacht, dass ich wieder eine falsche Spur verfolgte und dass Leni auch die nächste Runde gewinnen würde.

Und was, wenn Jack einfach aufhängte und nicht mit mir sprechen wollte? Er war meine letzte Chance. Ich hatte beschlossen,

ihm nicht gleich zu sagen, wer ich war, wenn sich herausstellen sollte, dass er mit Michael verwandt war. Ich würde sagen, ich sei eine Freundin seiner Familie, und ich würde ihm anbieten, nach Adelaide zu kommen, damit wir uns treffen könnten.

Nachdem ich mein Sprüchlein noch ein paar Mal geübt hatte, wählte ich Jacks Nummer und wartete. Ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen, er war genauso hilfsbereit und freundlich wie Georgie. Zu meiner Überraschung bestätigte er mir, dass Michael – dessen Namen er genauso aussprach wie Peter Kovacevic – sein Stiefvater war. Der Name schrieb sich Michail Michailoff, ein bisschen anders, als ich gedacht hatte. Das erleichterte meine Suche natürlich sehr.

Ohne allzu viel herauszulassen, bot ich Jack an, ihm die Picknickfotos zu schicken, damit er schauen konnte, ob es sich bei den Personen darauf wirklich um seine Familie handelte. Auf eins der Fotos schrieb ich den Namen «Danny» und malte einen Pfeil zu dem kleinen Jungen, von dem Peter vermutete, es handelte sich um den Jockey. Dann schickte ich das Päckchen los und wartete hoffnungsvoll ab.

Eine Woche später rief ich Jack wieder an. Er bestätigte mir, was ich zu hören gehofft hatte: Er hatte die Fotos mit grossem Interesse angesehen, erklärte mir, dass er «Danny» war und dass man mir einfach einen falschen Namen genannt hatte. Damit war auch klar, warum meine Kontakte zu Leuten aus dem Pferdesport ihn nicht gekannt hatten. Marianne musste die Namen mit denen aus der Familie Kovacevic verwechselt haben, vermuteten Bo und ich.

Dort hatte es nämlich einen Sohn namens Danny gegeben, meinen Spielkameraden aus alten Zeiten.

Durch unser Gespräch endete auch mein Rätselraten über die Frage, wie es sein konnte, dass ich mit einem Jockey verwandt war. Ich bin nämlich sehr gross und habe einen Körperbau, der für den Pferdesport vollkommen ungeeignet ist. Aber Jack, alias «Danny der Jockey», war gar kein Blutsverwandter. Ich bohrte ein bisschen weiter. Jack war sehr freundlich, zumal wenn man die seltsamen Umstände meines Anrufs bedenkt. Er bestätigte mir, dass seine Familie 1965 nach Amerika gegangen war, also etwa zu der Zeit, als die Besuche des grossen, dunkelhaarigen Mannes bei uns endeten. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Ein paar Jahre danach hatte Michails Frau Maria die Scheidung eingereicht und war nach Australien zurückgekehrt. Michail war in Amerika geblieben, und obwohl danach bald der Kontakt abbrach, wusste Jack, dass sein Stiefvater 2007 gestorben war, vermutlich in Oregon. Ich war froh und traurig zugleich. Wenn dieser Michail mein biologischer Vater war, dann war er tatsächlich tot. Aber wenigstens war er schon vor längerer Zeit gestorben, nicht erst vor ein paar Tagen, wie ich immer befürchtet hatte.

Jack erzählte mir, sein leiblicher Vater sei ein halbes Jahr nach der Ankunft in Australien durch einen Unfall gestorben. Damals war er vier Jahre alt gewesen, sein Bruder zwei. Sein Bruder hiess Bogdan, nannte sich aber Robert und lebte in Amerika. Kurz nach dem Tod des Vaters hatte die Mutter Michail geheiratet, der aus Bulgarien stammte. Sie hatten in Fulham gelebt, wo Michail als

Gemüsehändler arbeitete und eigene Gewächshäuser betrieb. Maria und Michail bekamen noch einen gemeinsamen Sohn, den sie Peter nannten. Das war der kleine blonde Junge, das dritte Kind auf dem Picknickfoto. Peter war sein Halbbruder – und meiner, dachte ich.

«Wo ist Peter?», fragte ich. «Er ist 1994 gestorben», erwiderte Jack. Nein! Jetzt war ich so weit gekommen und erfuhr, dass sowohl mein leiblicher Vater als auch mein Halbbruder nicht mehr lebten? Zwischendurch hatte ich mal gedacht, ich hätte fünf Halbbrüder, was ich etwas viel fand. Dann waren es noch drei – die Jungen auf dem Picknickfoto –, und nun wusste ich, dass Jack und Robert Michails Stiefsöhne waren, sodass nur noch einer blieb. Ein Bruder. Damit kam ich klar. Aber dass er tot war, empfand ich als einen schweren Schlag. Peter war kurze Zeit verheiratet gewesen, aber er hatte keine Kinder gehabt. Mehr sagte Jack nicht dazu.

Ich versuchte, noch mehr über Peter zu erfahren, aber Jack mauerte, und ich spürte, dass ich ihm mit meinen Fragen auf die Nerven ging. Ich hatte mir eigentlich geschworen, am Telefon nicht zu verraten, wer ich war, aber jetzt ging es nicht mehr weiter, ohne dass ich etwas sagte. Und so platzte ich damit heraus.

Jacks Reaktion erstaunte mich. Er klang zwar ein wenig bestürzt, aber alles andere als überrascht. Offenbar kümmerte es ihn nicht besonders. Ich hatte nächtelang nicht schlafen können, wenn ich daran dachte, dass Michail mein Vater war, und er schien eher ein bisschen genervt. Das grosse Drama, das ich erwartet hatte, fand einfach nicht statt.

Plötzlich dämmerte es mir. Marianne hatte Bo erzählt, dass ich Michails Sohn sehr ähnlich gesehen hatte. Wir hatten gedacht, sie meinte den «Jockey», mit dem ich ganz sicher überhaupt keine Ähnlichkeit hatte. Aber sie hatte uns nicht erzählt, dass der Jockey Michails Stiefsohn gewesen war und dass sie in Wirklichkeit von seinem leiblichen Sohn sprach, dem kleinen Peter mit den blonden Haaren, von dem ich immer noch nicht mehr wusste, als dass er tot war. Wenn ich mir jetzt die Fotos ansah, konnte ich mir vorstellen, dass ich im Alter von vier Jahren, als das Bild aufgenommen worden war, wirklich genauso ausgesehen hatte wie er. Wir hätten Zwillinge sein können!

Obwohl die Geschichten, die wir kannte, sich an einigen Stellen unterschieden, unter anderem darin, dass Jacks Familie nie nach Virginia gezogen war, beschlossen wir, uns zu treffen, um weiter über unsere Familien zu reden.

Bevor ich für das kommende Wochenende einen Flug nach Adelaide buchte, schaute ich noch einmal in den Aufzeichnungen des Nationalarchivs nach. Da war er, Michail Michailoff, geboren am 23. Februar 1926. Er war am 24. März 1950 mit dem Schiff *General C.C. Ballou* nach Australien gekommen und hatte sich in Adelaide niedergelassen. Das musste er sein. Es konnte nicht schon wieder eine falsche Spur sein.

4

In der folgenden Woche trafen wir uns, Jack und ich. Er sah genauso aus, wie ich erwartet hatte, ein Mann in den Sechzigern, klein und schmal, wie es sich in seinem Beruf gehörte, immer noch fit. Bei einem Mittagessen im Pub fanden wir schnell einen Draht zueinander.

Fasziniert hörte ich zu, wie Jack seinen Stiefvater Michail als halb verheiratet, halb alleinstehend beschrieb. Er hatte hart gearbeitet, war aber dem Glücksspiel verfallen gewesen und hatte viel Zeit in Las Vegas verbracht, wo er so lebte, als hätte er keine Familie. Er war ein sehr gut aussehender, charmanter Mann, und die Frauen waren genauso hinter ihm her wie er hinter ihnen. Seine Familie lebte in Los Angeles, wo sich auch sein einziger Bruder Steve (ursprünglich Stoyan Michailov) niedergelassen hatte. Steve hatte eine Werkstatt für Luxusautos, in der auch Michail arbeitete. Die Firma hiess «Michailoff Brotherhood». Aber die beiden Brüder hatten sich wegen Michails ständiger Aufenthalte in Las Vegas entzweit. Irgendwann verschwand Michail, und selbst ein Privatdetektiv konnte ihn nicht aufspüren. Daraufhin reichte Maria die Scheidung ein und kehrte nach Australien zurück, wo sie mit Jack und Peter ein neues Leben anfang. Bogdan/Robert blieb in Amerika. Peter machte in Adelaide seinen Schulabschluss und ging dann ebenfalls nach Amerika, um bei seinem Vater Michail zu leben.

Ich wollte mehr über Steve erfahren, der höchstwahrscheinlich mein Onkel war, aber auch er war inzwischen nicht mehr am Leben.

Aber neben den zahlreichen Fragen, die mir durch den Kopf gingen, nicht zuletzt, ob ich noch ein paar Tänzerinnen-Halbschwestern oder Gangster-Halbbrüder hatte, wollte ich vor allem wissen, ob Peter der Ansicht war, wir hätten den richtigen Michail gefunden. Da war er absolut sicher. Und er nannte mir eine ganze Reihe von überzeugenden Gründen.

Erstens gab es sonst keinen bulgarischen Gemüsehändler, dessen Sohn Jockey geworden war, abgesehen von der Tatsache, dass der Name Danny falsch war und dass er tatsächlich «nur» sein Stiefsohn war. Zweitens gab es ausser Michail zu dieser Zeit in der Gegend keinen Bulgaren, der etwas mit Pferderennen zu tun hatte. Er hatte zeitweise sogar ein paar Pferde besessen. Drittens war Marias und Michails Ehe nicht glücklich gewesen. Sie hatten sich oft gestritten, und dann hatte Michail das Haus verlassen. Um zu Leni zu gehen, vermutete ich.

Das alles passte also wunderbar zusammen, fand Jack. Aber ich wollte nicht nur Indizien, sondern Beweise. Wenn Peter noch am Leben gewesen wäre, hätte ich einen DNA-Vergleich angestrebt, aber das ging ja nicht mehr. Jack zeigte mir ein paar Fotos von Peter, als dieser in den Zwanzigern gewesen war. So ähnlich wie uns mit vier Jahren gesehen hatten, jetzt sah ich davon nichts mehr. Jack schon ...

Er schlug mir vor, seine Mutter Maria zu besuchen. Auf dem Weg dorthin bat ich ihn, durch die Holt House Avenue zu fahren, wo nach Peter Kovacevic' Erinnerung die Michailoffs gelebt hatten. Jack schüttelte den Kopf. Sie hatten in der Sunningdale Street gelebt. Da das überhaupt nicht zu Peters Erinnerung passte, stiegen in

mir wieder Zweifel hoch. Aber Jack war seit seiner Kindheit nicht mehr dort gewesen, und wir staunten beide, als wir auf dem Weg zur Sunningdale Street durch die Holt House Avenue fahren mussten. Peter hatte absolut richtig gelegen. Die alten Wohn- und Gewächshäuser waren längst abgerissen, sodass mir Jack nicht genau zeigen konnte, wo sie gewohnt hatten. Stattdessen schlug er vor, zu dem Haus zu fahren, das Michail gebaut hatte und in dem sie gelebt hatten, bevor sie nach Amerika gingen. Von diesem Haus hörte ich jetzt zum ersten Mal. Es lag in der Honeyton Street, noch näher an der Nummer 37 als das andere. Man konnte tatsächlich zu Fuss hinfahren.

Jack bereitete mich auf das Treffen mit Maria vor und meinte, sie würde wahrscheinlich nicht über Michail reden wollen. Sie dachte voller Bitterkeit an die Scheidung, ich sollte also nicht zu viel erwarten. Aber im Wohnzimmer hingen ein paar Fotos, die ich mir anschauen sollte, falls ich Gelegenheit dazu bekam, vor allem das letzte, ein Familienfoto, auf dem auch Michail zu sehen war. Er empfahl mir, nicht zu sagen, wer ich war, und ich stimmte zu, weil auch ich vermutete, dass es Maria zu sehr aufgeregt hätte. Michail hatte ein Kind mit einer anderen Frau gehabt, zu einer Zeit, als sie noch miteinander verheiratet gewesen waren. Das war nicht leicht zu verdauen. Wir erzählten ihr also, ich sei die Tochter des anderen Paares (also Leni und Ray) auf den alten Picknickfotos, die ich ihm vor ein paar Wochen geschickt und die sie schon gesehen hatte.

Maria war eine kleine Frau – Jack hatte ihre Statur geerbt. Sie war schon sehr gebrechlich und ging vorsichtig, um nicht zu stürzen. Und sie sprach mit einem breiten ukrainischen Akzent. Sie

wurde schnell warm mit mir, und nach kurzer Zeit erzählte sie mir von ihrer Kindheit und frühen Jugend in der Ukraine zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. Sie sassen am Esstisch, und ich zeigte ihr ein paar Fotos aus den Fünfzigerjahren, auf denen Leni und meine Familie zu sehen waren. Sie strahlte, als sie sich an einige Personen auf den Bildern erinnerte, darunter auch Leni. Und sie wollte gern mehr über meine Mutter wissen. Dass Leni und Michail was miteinander gehabt hatten, war ihr offenbar überhaupt nicht klar gewesen. Dann nahm sie mich mit ins Wohnzimmer, damit ich mir die Fotos ansah, von denen Jack schon gesprochen hatte. Eins zeigte sie als junge Frau, vermutlich in Deutschland irgendwann während des Krieges oder unmittelbar danach. Sie war eine wirklich schöne Frau gewesen. Ein Foto von ihrem ersten Mann, der bei einem Unfall ums Leben gekommen war, hing direkt daneben. Sie betrachtete es voller Zärtlichkeit, er war sicher ihre grosse Liebe gewesen. Und so erzählte sie zu jedem Foto etwas, bis sie zum letzten kam. Da drehte sie sich um und ging weg. Ich fragte sie nach dem grossen, dunkelhaarigen Mann. «Zweiter Ehemann, nichts als Ärger», brummte sie und winkte wütend ab. Und ohne dass ich sie danach fragen musste, erzählte sie mir die ganze Geschichte von ihrem Leben mit Michail, während sie mit mir zurück zum Esstisch ging und sich mit mir dort hinsetzte. Jack traute seinen Augen nicht. So viel hatte sie noch niemandem von Michail erzählt.

Es war damit losgegangen, dass sie eine Entschädigungszahlung vom australischen Staat bekam, weil ihr Mann bei einem Arbeitsunfall gestorben war. Dann hatte sie Michail geheiratet, der zu die-

ser Zeit in derselben Migrantenunterkunft in Sydney lebte wie sie. Alle nahmen an, er habe sie nur wegen des Geldes geheiratet. Sie zogen nach Adelaide, wo er mit ihrem Geld ein Haus baute, zwei Gewächshäuser mietete und Gemüsehändler wurde. Später waren sie dann nach Amerika ausgewandert. Ich wollte gern wissen, ob er nach der Scheidung von ihr wieder geheiratet hatte und ob es womöglich noch weitere Kinder gab (die dann meine Stiefgeschwister gewesen wären). Aber darüber wusste sie nichts, und sie wollte es wohl auch nicht wissen, obwohl sie sich zu erinnern glaubte, dass es da eine Deutsche in Las Vegas gegeben habe. Die Geschichte endete mit dem Tod ihres jüngsten Sohnes Peter – meines Halbbruders – in Los Angeles.

Ich hatte mich bei ihr sehr wohlgeföhlt und versprach, ich würde wieder mal zu Besuch kommen. Das nahm sie freudestrahlend auf.

Am nächsten Morgen, während ich auf Bo wartete, suchte ich wieder einmal bei eBay nach dem berühmten goldenen Täschchen. Aber ich hatte wie immer kein Glück. Inzwischen war ich so weit, dass es mich eher erstaunt hätte, wenn ich etwas gefunden hätte. Ich verstand gar nicht, warum ich nach jedem Misserfolg wieder enttäuscht war. Vielleicht wünschte ich mir einfach, dass Lenis kleiner Aberglaube in meinem Haus weiterlebte. Wie auch immer, ich nahm mir fest vor, weiterzusuchen.

Bo und ich verglichen die Geschichten, die wir gehört hatten. Das meiste liess sich dadurch erklären, dass Marianne etwas verwechselt hatte. Auch die Sache mit dem Namen Danny liess sich so

auflösen, denn die Familie Kovacevic, in der es einen Danny gab, war ja das Bindeglied zwischen Leni und Michail. Wahrscheinlich hatte sie sich daran erinnert, dass mein Halbbruder genauso hiess wie einer der Kovacevic-Jungen, und an Danny statt an Peter gedacht. Ein kleiner Irrtum, aber mit grossen Folgen, denn er hatte mich in einige Sackgassen geschickt.

Andererseits war es ja absolut denkbar, dass es noch einen anderen Michael gab, der tatsächlich einen Sohn namens Danny hatte, der Jockey geworden war. Auch wenn sich offenbar niemand an diesen Mann und seinen Sohn erinnerte. Was, wenn Marianne recht hatte und es irgendwo da draussen die richtige Kombination gab? Jack war absolut sicher, dass das nicht sein konnte. Aber ich wollte gern eine zweite Meinung hören.

John Eakins hatte die Verbindung zu einer bulgarischen Familie hergestellt – Tom, Vasilka und ihr Sohn Jimmy – die im Vorort Virginia gelebt und Michail gekannt hatten. Sie hörten mir zu, als ich eine vereinfachte Version erzählte, und Tom nickte ein paar Mal wissend. Von ihm und seiner Frau erfuhr ich ein bisschen mehr über Michail. Und ich lernte eine ganz andere Seite des Mannes kennen, der Maria so unglücklich gemacht hatte. Für sie war er ein Schurke, aber seine Freunde hatten ihn alle geliebt. Sie sahen ihn als Teufelskerl, der die Frauen liebte und von ihnen geliebt wurde. Als einen Mann, der Spass und Abenteuer liebte. Sie bewunderten ihn als Freigeist, als einen ganz ungewöhnlichen Menschen, wenn man bedachte, woher er kam.

Tom hatte Michail gut gekannt, empfahl mir aber, Tony zu treffen, den früheren Besitzer des Flinders Lodge Motel in Kent Town,

der Michails bester Freund gewesen war. Wir verabredeten einen Besuch bei Tony, wo Michail gewohnt hatte, wenn er in Adelaide war, zuletzt vor zehn Jahren. Tony amüsierte sich auf eine nette Art über meine Geschichte. Es überraschte ihn gar nicht, dass sein Freund eine uneheliche Tochter hatte, obwohl es ihn ein bisschen enttäuschte, dass Michail ihm nie etwas davon gesagt hatte. Offenbar war Michail genauso diskret mit der Affäre und ihrem Ergebnis umgegangen wie Leni. Nur keine Spuren hinterlassen!

Der Besuch zeigte mir, wie eng die bulgarische Community während der Fünfziger- und Sechzigerjahre gewesen war. Jeder kannte jeden. Viele waren zusammen aus Bulgarien geflüchtet und hatten eine Kameradschaft entwickelt, wie sie nur in grosser Not entstehen kann. Wie bei meinem Besuch bei Maria wollte ich sehr gern so viel wie möglich über das Leben dieser Menschen erfahren, aber vor allem wollte ich natürlich etwas über Michail hören. Und ich wusste ja immer noch nicht, ob es da draussen noch einen zweiten Michail gab, von dem ich kein Foto besass, der aber tatsächlich einen Sohn namens Danny hatte.

Ähnlich wie Jack, waren auch Tom, Tony und Tonys Frau Stefka absolut sicher, dass es keinen anderen Bulgaren gab, auf den die Beschreibung passte. Es musste sich um eine Namensverwechslung handeln. Michail Michailoff war der einzige Bulgare mit Verbindung zum Pferderennsport und einem Sohn, wenn auch Stiefsohn, der Jockey geworden war. Sie zeigten auf das Foto und waren sich einig, dass ich genau die gleiche Statur hatte wie ihr Freund Michail.

Was sie betraf, war das Rätsel gelöst: Er war der Mann, nach dem ich suchte, auch ohne DNA-Test oder sonstige Bestätigung.

Doch genau das wünschte ich mir. Ich wollte den DNA-Test. Michail war gestorben, Steve war gestorben, mein Halbbruder Peter war gestorben – aber dann erzählte mir Tony, dass Steves Söhne noch in Los Angeles lebten. Sie hatten dort immer noch eine Autowerkstatt. Mein Cousins.

Stefka besorgte mir die Kontaktdaten von Dorothy Kovatseff, die mit Michails Cousin verheiratet gewesen war – das war die Familie, die tatsächlich nach Virginia umgezogen war. Sie meinte, ich sollte auf jeden Fall mit ihr sprechen. Bevor ich ging, schenkte sie mir ein besticktes Taschentuch mit dem Wort «Bulgaria» und einen kleinen Holzgegenstand mit Schnitzerei. Sie hatten mich als Bulgarin adoptiert, so schien es.

Ich musste wieder an meine Mutter denken, die immer ums Überleben gekämpft hatte. Vielleicht hatte es ja zwei Lenis gegeben: die fröhliche, offene, warmherzige, lustige, ein wenig exzentrische Frau, die alle kannten und liebten, und die traurige, verzweifelte, verschlossene Leni, die geradezu besessen gewesen war von der Angst, die Menschen zu verlieren, die sie liebte, und die ab und zu in einem tiefen, dunklen Abgrund versank. Sie war in ihrer Vergangenheit gefangen gewesen, obwohl sie alles hinter sich gelassen und in einem fremden Land ein neues Leben angefangen hatte. Dabei hatte sie nie irgendwie verstört gewirkt, und genau aus diesem Grund war niemand auf die Idee gekommen, sie zu fragen, wie es ihr ginge. Das schien nicht nötig zu sein, ihr ging es doch immer gut!

Sie bewahrte ihre Geheimnisse. Ihre Jugend hatte sie in einer Welt verbracht, wo ein wahres Wort den sicheren Tod bedeuten konnte. Sie hatte gelernt, mit Hilfe von Passivität Konflikte zu vermeiden. Ihr Schweigen war ein Sicherheitsnetz gewesen, aber es hatte sie auch gefesselt. Sie hatte sich nie aus diesem Netz von Geheimnissen befreien können. Und sie hatte nie das drohende Gesicht von Schneider Bannert vergessen, den Hass in seinen Augen, wenn er sie anzsichte: «Niemand wird dir glauben.» Ich bin sicher, dass sie ihn ihrerseits verurteilte und hasste, weil er aus ihr eine schweigsame, übervorsichtige Frau gemacht hatte, die ihre Geheimnisse selbst vor den Menschen bewahrte, die sie am meisten liebte – vor ihren Kindern. Was für eine Qual! Sie war ausser sich vor Zorn darüber, dass Nazis wie Bannert in ein normales Leben zurückkehren und frei herumlaufen konnten. Bis zum Tag ihres Todes hat sie ihm gewünscht, dass er in der Hölle verrotten möge. Er hatte sie all die Jahre verfolgt; sie wurde ihn einfach nicht los.

Wie versprochen, besuchte ich Jack und Maria noch einmal und wurde von Maria mit offenen Armen empfangen. Wir sassen an ihrem Esstisch und sie zeigte mir das Foto, das bei meinem letzten Besuch von mir und Jack gemacht worden war. Sie hatte es rahmen lassen und auf die Anrichte gestellt, gleich unter das Jesus-Bild, das an der Wand hing. Sie betete jeden Tag und sagte zu mir, Jesus würde auf mich aufpassen. Mich berührte das sehr. Sie schaute mir tief in die Augen, sodass ich mich fragte, ob sie in meinem Gesicht die Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Sohn Peter oder ihrem zweiten Ehemann entdeckt hatte. Doch nach ein paar Minuten sagte sie zu mir: «Ich habe dich sehr ins Herz geschlossen, ohne dass ich sa-

gen könnte, warum. Das ist mir so noch nie passiert.» Dann kamen ihr die Tränen, und mir ging es genauso. Ich hätte ihr so gern gesagt, wer ich war, aber ich hatte Jack ja versprochen, es bleiben zu lassen. Und er hatte recht, es musste nicht sein, dass man sie an das erinnerte, was Michail ihr angetan hatte. Warum sollte ich eine alte Dame aufregen, die mit ihrem Leben Frieden geschlossen hatte? Ich fühlte mich innerlich zerrissen. So ähnlich musste sich Leni oft gefühlt haben. Es hatte sicher viele Gelegenheiten gegeben, wo sie gern etwas gesagt hätte, und dann tat sie es doch nicht, weil sie mir nicht wehtun wollte. Hatte sie Angst gehabt, mich zu verlieren? Was für eine schwierige, ja unmögliche Entscheidung.

Maria stand vom Tisch auf und schlurfte ins Nebenzimmer. Während ich wartete, dass sie zurückkam, dachte ich über die letzten Monate nach und war wieder einmal voller Staunen darüber, dass ich es geschafft hatte, Lenis heimlichen Geliebten aufzuspüren, meinen leiblichen Vater. Und das trotz ihrer Versuche, mich daran zu hindern. Und ich hatte es nur mit Hilfe meiner Freunde und Bekannten geschafft – und mit Hilfe jener Erinnerungen, die ich als «eingefrorene Momente» bezeichnete.

Es hatte damit angefangen, dass mein Bruder in Vietnam gewesen war. Seine Erlebnisse dort hatten ihn veranlasst, intensiver und tiefer über Leben und Tod nachzudenken. Ohne dieses Nachdenken hätte er sich wohl kaum der Kirchengemeinde angeschlossen, in der er John Eakins kennenlernte. Und John war der Grosshändler, der mit den bulgarischen Gemüsehändlern in Fulham und Virginia zu-

sammengearbeitet hatte. Einige dieser Männer waren in den Fünfziger- und Sechziger] ahren gute Freunde von Michail gewesen.

Bos Zweifel darüber, wer sein Vater war, hatten zu dem DNA-Test geführt. Ohne diesen Test hätte ich später keinen Vergleichstest machen können, und ohne diesen Vergleichstest hätte ich nie herausgefunden, dass Ray nicht mein Vater war und dass Leni uns etwas verschwiegen hatte.

Einige Jahre hatte ich im Sportjournalismus gearbeitet und kannte deshalb einige Leute, die etwas über den Pferderennsport wussten. Sie öffneten mir die Türen, ohne die meine Suche gar nicht hätte beginnen können. Andere Kontaktpersonen aus diesem Bereich versorgten mich mit wichtigen Telefonnummern.

Ich habe nur noch wenig Kontakt zu Freundinnen und Freunden aus der Zeit, als ich jung war, aber die Verbindung zu Elanna Mitchell ist nie abgerissen. Und mit ihrer Hilfe habe ich Jack Michailoff gefunden. Niemand sonst konnte sich an einen Jockey mit osteuropäischem Namen erinnern, und obwohl ich nach einem Danny suchte, fanden die Leute vom Balaklava Race Club, ich sollte es mal mit Jack versuchen.

Es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte ich die alten Picknickfotos nach dem Tod meiner Eltern weggeworfen. Die fremden Leute darauf sagten mir nichts, aber irgendwie konnte ich es dann doch nicht tun. Ohne diese Fotos, auf denen die Kovacevic' Michail, Maria und ihre Söhne identifizierten, gäbe es kein Bild von meinem leiblichen Vater oder von meinem Halbbruder. Meine Suche wäre todsicher

in einer Sackgasse geendet. Es war, als wünschten sich diese Menschen mit den grauen Gesichtern selbst, dass ich von ihnen erfuhr.

Und schliesslich hatten meine eigenen Träume mir gesagt, dass ich auf dem richtigen Weg war.

Während Jack uns eine Tasse Tee machte, sass ich still da und dachte über das Leben, die Wahrheit, Geheimnisse und Lügen nach. Erpressung, Verrat, Propaganda, Betrug, Illusionen, Zauberei und andere übernatürliche Dinge und vieles mehr zum Leben und zur Welt meiner Mutter gehört hatten. Für sie war das alles vollkommen normal. Was mich anging, so wusste sie, dass sie nicht richtig handelte, aber sie konnte nicht anders. Im Gegensatz zu Auguste, die genau den richtigen Zeitpunkt gefunden hatte, um Leni von ihrem Vater zu erzählen und ihr den kleinen goldenen Anhänger mit seinem Foto zu schenken, gelang es Leni nie, den richtigen Moment zu finden. Dabei klebte das Foto meines echten Vaters die ganze Zeit in unserem Familienfoto.

Die Missbrauchserfahrungen in ihrer Jugend hatten ihre Selbstachtung zerstört und ihr Gefühl für richtig und falsch durcheinandergebracht. Für sie, das unschuldige Opfer, war das wie eine Verurteilung zu einer lebenslangen Strafe. Sie warf sich ihre Schwäche vor, während ich fand, sie sei der stärkste Mensch, den ich je gesehen hatte. Sie suchte ein Leben lang Liebe und Glück, und als sie beides bei Ray nicht fand, klammerte sie sich an die Träume und Hoffnungen, die Michail in ihr weckte, als er irgendwann in den ersten Australien-Jahren in ihr Leben trat.

So gern ich Maria sagen wollte, wer ich wirklich war, mir kam irgendwann der Gedanke, dass sie es tief in ihrem Inneren wohl wusste. Vielleicht kannte sie das Geheimnis sogar ganz offiziell und hatte Leni und/oder Michail versprochen, mir nichts zu sagen, wenn sie mich jemals traf. Einfach, um mir nicht wehzutun. Vielleicht wussten wir es beide und beschützten einander mit unserem Schweigen. So wie Leni es getan hatte.

Ich wartete, in Gedanken versunken, und wünschte mir so sehr, ich könnte Verbindung mit den Toten aufnehmen und mir dort Sicherheit holen. Gerade als Jack eine Tasse Tee vor mich hinstellte, kam Maria wieder ins Zimmer. Sie hatte ein Päckchen bei sich, mit einem ganz besonderen Inhalt, den ihr mein verstorbener Halbbruder Peter einmal geschenkt hatte. Jetzt wollte sie, dass ich dieses Päckchen bekam. Als ich das Packpapier zur Seite schob, hatte ich auf einmal ein absolut perfektes goldenes Täschchen in der Hand.

Epilog

In den nächsten Monaten nahm ich Kontakt zu meinen frisch entdeckten «entfernten Verwandten» auf, darunter Julie Kovatseff in Adelaide und die Tochter von Michails Cousin Peter in Deutschland, Daniela. Zu meiner Freude erfuhr ich, dass Peter noch lebte, und zwar in Salzburg. Sie alle waren freilich zu entfernt mit mir verwandt, als dass sich ein wirklich aussagekräftiger DNA-Test angeboten hätte. Ich musste einfach darauf vertrauen, dass alles, was ich herausgefunden hatte, wirklich stimmte und dass die Gewissheit derer, die Michail gekannt hatten, gut begründet war. Die Cousins in Los Angeles blieben meine letzte Hoffnung.

Als ich mit den Menschen, die Michail gekannt hatten – darunter auch Dorothy –, Freundschaft schloss, erfuhr ich ungeheuer viel über ihn. Lenis heimlicher Geliebter wurde immer mehr zu einem lebendigen Menschen.

Michail stammte aus einer Stadt namens Ljubimetz oder Lyubimets und war ein hochbegabter Sportler. Er gehörte zur nationalen Auswahlmannschaft bei einem Langstreckenlauf-Wettbewerb gegen Rumänien, durfte aber aus politischen Gründen nicht ausreisen. Sein Bruder Steve war ein Jahr zuvor geflohen, und jetzt bekam Michail die Strafe dafür ab. Seine Eltern (meine Grosseltern) Peter Karaivanoff und Gelka Stoyanoff (nicht etwa Michailoff oder Michailov, um das Ganze noch etwas komplizierter zu machen) waren erfolgreiche Geschäftsleute, und unter anderem um zu verhindern,

dass Michail zur Armee eingezogen wurde, schickten sie ihn auf die Universität, wo er Agrarwissenschaften studierte und Französisch lernte. Der Spitzname «Colleaga» hatte aber nichts mit seiner Zeit auf der Universität zu tun, sondern war ein bulgarisches Wort für jemanden, den man gern als Freund und Kollegen hat – ein selten gebrauchter Freundschaftsbeweis.

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren flohen Michail und sein jüngerer Cousin gleichen Namens, Dorothis inzwischen verstorbener Ehemann, den alle den «kleinen Michail» nannten, aus Bulgarien. Sie wollten dem Kommunismus und dem Terror dieser Zeit entgehen. Oft schwammen Leichen mit gefesselten Händen und Füßen im Grenzfluss, und viele wurden beim Versuch, die Grenze illegal zu überschreiten, auch erschossen. Als die beiden Cousins zusammen mit neun oder zehn weiteren jungen Männern aus ihrem Dorf sich in der Nacht zum 8. April 1949 auf den Weg machten, riskierten sie also ihr Leben. Aber sie wollten unbedingt nach Griechenland. Der «kleine Michail» führte die Gruppe. Er war gerade sechzehn Jahre alt, aber er kannte die verschlungenen Wege über die Berge im Grenzgebiet wie seine Westentasche, weil er schon viele Male hinübergegangen war, um seine griechische Grossmutter zu besuchen. Tatsächlich gelang die Flucht, und die Männer fanden den Weg in die Freiheit. Hätte man sie erwischt, dann wäre es ihnen zweifellos so ergangen wie einer fünfköpfigen Gruppe, die auf demselben Weg eine Woche zuvor verhaftet und erschossen worden war.

Die Männer gelangten in ein Auffanglager am Stadtrand von Athen, schmutzig und halb verhungert und voller Läuse.

Dort überlebten sie mit Hilfe von Gelegenheitsjobs, beispielsweise als Kaugummiverkäufer, Lumpensammler und Schuhputzer oder Teppichklopfer. Die Einheimischen verfluchten und bespuckten sie, weil sie so zerlumpt aussahen, und machten ihnen das Leben schwer.

Nachdem die beiden jungen Männer das Land verlassen hatten, wurden die Eltern des «kleinen Michail» und sein Bruder Peter aus ihrem Haus im schönen Süden Bulgariens vertrieben und in den unwirtlicheren Norden des Landes umgesiedelt. Peter durfte sein Jurastudium fünf Jahre lang nicht fortsetzen. In dieser Zeit lernte er, Autos zu reparieren – von irgendetwas musste er ja leben. Michaels Eltern wurden ebenfalls in den Norden umgesiedelt und zu harter körperlicher Arbeit gezwungen. Ihr Geschäft wurde geschlossen, und das Haus der Familie wurde enteignet und zu einer Polizeiwache umfunktioniert.

Michail, der sechs Jahre älter war als der «Kleine», kümmerte sich um seinen Cousin, auch nach ihrer Ankunft in Australien im März 1950. Sie kamen mit der *General C.C. Ballou*, wie ich ja auch schon bei meinen Nachforschungen im Nationalarchiv festgestellt hatte. Das Schiff legte einen Monat nach der Ankunft von Leni, Ray und dem kleinen Bo dort an.

In Australien nahm Michail zu Beginn jede Arbeit an, die er finden konnte. Er wurde angeheuert, um Eukalyptusöl abzuzapfen, und in Adelaide arbeitete er in der Fabrik von Carr Fasteners, betrieb eine Bäckerei und wurde schliesslich Gemüsehändler mit eigenen Gewächshäusern, in denen er Tomaten anbaute. Er war ein leidenschaftlicher Spieler und wettete gern auf Kartenspiele und

Pferde. Er war schlau und fähig und musste sich Dinge meistens nur einmal zeigen lassen, dann konnte er sie. Die meisten Männer, mit denen er gemeinsam aus Bulgarien geflüchtet war, kamen ebenfalls nach Adelaide. Und jedes Jahr am 8. April trafen sie sich, klopfen sich auf die Schultern, tranken zusammen etwas und feierten ihre Freiheit.

Leni und Michail haben sich wohl in der Zeit, in der sie zusammen waren, viele bunte Geschichten erzählt. Auch meine Meinung von Michail änderte sich allmählich. Kein Wunder, dass seine Freunde ihn als einen Mann voller Lust am Spass und am Abenteuer beschrieben. Er hatte alles riskiert, um in Freiheit zu leben, und schon deshalb war er wohl kaum der Typ, der sich anbinden lässt. Er wollte die Fülle des Lebens geniessen.

Ein paar Jahre, bevor er mit seiner Familie nach Amerika ging, hatte er sich aus Gründen, die Dorothy nicht kannte, mit dem «kleinen Michail» zerstritten. Durchaus denkbar, dass die beiden Männer, die sich so nahe standen, in Streit gerieten, weil Michail erzählt hatte, dass er ein Kind mit einer anderen Frau hatte. Ich werde es nie herausfinden. Michails zweiter grosser Streit war dann mit seinem Bruder Steve in Los Angeles. Irgendwann tauchte er in Portland, Oregon, wieder auf und gründete eine Reifenfirma mit Namen Sav-on Tires, deren Direktor er war und die er fünfunddreissig Jahre lang betrieb.

Ich suchte weiter nach Informationen und fand heraus, dass er die Deutsche, von der Maria gesprochen hatte, tatsächlich geheiratet hatte, und zwar in Las Vegas. Ihr Name war Ingeborg Menzel, und es war ihre fünfte Ehe. Tom und Tony wussten nichts von den

früheren Ehen; als ich ihnen davon erzählte, lachten sie sich schief und krumm. «Da ist er ja an die richtige geraten», meinten sie. Ingeborg war Ende vierzig, als sie heirateten, und die beiden hatten keine gemeinsamen Kinder. Allerdings brachte sie wohl zwei Söhne aus einer früheren Beziehung mit.

So wusste ich jetzt sicher, dass Peter, zumindest nach allem, was man wusste, mein einziger Halbbruder gewesen war. Bogdan/Robert, Jacks Bruder und Michails Stiefsohn, hatte zwei Töchter. Die ältere hiess Anette. Ich hätte zu gern Michails Gesicht gesehen, als er den Namen erfuhr.

Michail und Ingeborg zogen in Portland ein paar Mal um. Nach Peters Tod lebten sie im Lassen Drive, Oceanside vor den Toren von San Diego. Ingeborg starb im Jahr 2003. Kurz nach ihrem Tod kam Michail zum letzten Mal nach Australien. Auch diesmal besuchte er Tony, und nicht einmal bei dieser Gelegenheit, nach dem Tod seiner langjährigen zweiten Frau, offenbarte er seinem besten Freund das Geheimnis seiner unehelichen Tochter.

Leni war 2003 noch am Leben. Ich frage mich, ob sie sich getroffen haben. Michail starb 2007 in Oceanside, nicht in Oregon, wie Jack vermutet hatte. Leni überlebte ihn um gut sechs Monate.

Ich weiss nicht, was sie in Bezug auf mich vereinbart haben. Was auch immer es war, sie haben ihr Geheimnis bewahrt bis zuletzt.

Dank

Eine Geschichte wie diese, die drei Kontinente und hundert Jahre Geschichte umfasst, ist nicht leicht zu schreiben. Und so wäre dieses Buch wohl nie fertig geworden ohne die Grosszügigkeit und Freundlichkeit vieler Menschen.

Mein Bruder Boris hat mich während des gesamten Prozesses ermutigt und unterstützt. Er hat seine eigenen Erinnerungen an unsere Mutter ebenso beigetragen wie die ihrer besten Freundin Marianne, die ihm einiges anvertraut hatte. Ihn konnte ich fragen, wenn ich mir nicht sicher war, ob ich mich richtig erinnerte, er war mein Privatdetektiv, vor allem was den zweiten Teil angeht, und deshalb schulde ich ihm ganz besonderen Dank. Auch Bos Frau Kerry hat ihre Erinnerungen und eigene wertvolle Erkenntnisse beigetragen, die mir geholfen haben, ein Netz aus komplizierten (oder fehlenden) Indizien aufzulösen.

Grossen Dank schulde ich auch Onkel Paul (Sohni) und Tante Hedi, die mich in ihrer Heimat willkommen hiessen und ihre kostbaren und oft schmerzhaften Erinnerungen an vergangene Zeiten mit mir geteilt haben. Ich danke auch Jack und Maria Michailoff +, Dorothy und Julie Kovatseff, Daniela Broedemann und ihrem Vater Peter Petrov, die mich in ihrer offenen Art ins Herz geschlossen haben und eine Unmenge Informationen mit mir geteilt haben. All das war für die Geschichte unverzichtbar und ohne sie gar nicht denkbar.

Sehr dankbar bin ich John Pearce für seine Hilfe, ohne die – und das ist nicht mehr und nicht weniger als wahr – dieses Buch niemals geschrieben worden wäre. John hat den Sprung ins Ungewisse gewagt und die Entstehung finanziert, nur auf meine Versicherung hin, dass ich es schreiben würde. Das war mutig und selbstlos von ihm, und ich werde ihm dafür immer dankbar sein. John hat von Anfang an an meine Geschichte geglaubt und mich unterstützt, wenn die Zweifel kamen oder wenn ich jemanden brauchte, der mich auf Kurs hielt.

Ich danke meinen Freunden und Kollegen, die mir auf vielerlei Weise geholfen haben. Sie haben Briefe übersetzt, die verschiedenen Fassungen des Manuskripts gelesen, Informationen aufgespürt und mich unterstützt, wenn ich an meiner Geschichte zweifelte. Und manchmal haben sie auch einfach zugehört, wenn ich jemanden brauchte, an den ich hinreden konnte. Ich danke euch allen für eure Freundlichkeit und euer Verständnis. Das gilt für: Leanne Amber, Jane Armitage, Tom, Vasilka und Jimmy Athanasov, Stefka und Tony Athanasov +, Lou Bainger, Kate Bennett, Peter Bouilly, Karen Borchard, Marianne Norman (+ geb. Bruckner), Malcolm Conn, Susan Cowell, Anna und John Dalbey, Julie Donald, Samantha Goddard und Peter Dempsey, Catherine Durr, John und Maureen Eakins, Zuzana Franova, Anna Grega, Karen Grega, Doug Hall, Georgie Henderson, Rosemary, Peter und Danny Kovacevic, Elaine Mitchell, Elanna Mitchell, Ann Munro, Masuk Ratu, Janice Reid, Karen Rogers Green, Werner und Marianne Schatke, Yanka Shopov, Markus Siegl, Rachel Smithers, Maureen Travers, Craig

und Sandra Walsh, Peter Warner, Merrilyn Willis. Besonders erwähnen möchte ich noch meine beiden ungemein hilfsbereiten deutschsprachigen Freundinnen Irmgard

Goetjes und Bea Petz, die mir halfen, meine Briefe und einige andere Texte zu übersetzen.

Hinzufügen möchte ich dieser langen Liste noch die Menschen im Pferdesport, in australischen und deutschen Behörden und Organisationen, die mir geholfen haben. Und einige Fremde, die mir am Telefon ihre Unterstützung anboten, darunter Danny Nikolic und Dan Pevreal. Ich habe diese Hilfe genauso dankbar angenommen, wie sie grosszügig angeboten wurde.

Und dann gilt mein Dank natürlich meiner Lektorin Catherine McCullagh, die mir geholfen hat, die Geschichte zu erzählen. Catherine hat mit der gleichen Leidenschaft daran gearbeitet wie ich, ungeachtet der Tatsache, dass sie meine Mutter nie kennengelernt hatte. Sie war einfach der Überzeugung, Lenis Geschichte müsse erzählt werden. Es war eine wunderbare Zusammenarbeit zweier Menschen, die begriffen haben, wie wertvoll die Erforschung der Leben und Erfahrungen unserer Vorfahren ist. Ohne Catherines Liebe zur Geschichte und zum Schreiben hätte dieses Buch wohl kaum das Licht der Welt erblickt.

Und schliesslich muss ich mich noch bei Leni bedanken, meiner Mutter, die mir so bereitwillig von ihren frühen Jahren erzählt hat, von so viel Leidenschaft, Trauma und Intrige. Sie hat in mir die Saat der Neugier gelegt, aus der dieses Buch gewachsen ist. Ihre lebhaften und manchmal herzerreissenden Geschichten haben mir so viele Facetten der menschlichen Natur gezeigt, dass es mir umso

wichtiger wurde, sie aufzuschreiben. Ich kann nur hoffen, dass andere mir folgen und ebenfalls darangehen, die reiche Geschichte derer aufzuschreiben, die aus dem kriegszerstörten Europa geflohen sind und deren unbesiegbare Geist die jüngere Geschichte unseres Landes so sehr geprägt hat. Wir müssen es tun, bevor diese Erfahrungen in Vergessenheit geraten.

Magdalena (Leni), Ratko (Ray) und Boris (Bo) sind namentlich auf der Welcome Wall im Australian National Maritime Museum erwähnt, das sich im Darling Harbour in Sydney befindet.